

Band 8(2)

**OSTEUROPAKUNDE AN  
DER LEIPZIGER UNIVERSITÄT  
UND IN DER DDR**

**OSTEUROPA IN TRADITION UND WANDEL  
LEIPZIGER JAHRBÜCHER**

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN  
GESELLSCHAFT FÜR KULTURSOZIOLOGIE 2006

Band 8(2)

---

**OSTEUROPA IN TRADITION  
UND WANDEL  
LEIPZIGER JAHRBÜCHER**

Osteuropakunde an der Leipziger Universität und in der DDR

**OSTEUROPAKUNDE  
AN DER LEIPZIGER UNIVERSITÄT  
UND IN DER DDR**

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN  
GESELLSCHAFT FÜR KULTURSOZIOLOGIE 2006

# OSTEUROPA IN TRADITION UND WANDEL LEIPZIGER JAHRBÜCHER

Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V.  
und der Gesellschaft für Kulturosoziologie e. V.  
herausgegeben von  
Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier und Volker Hölzer

Band 8(2)

ISBN 3-89819-252-0

© ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN e. V. 2006  
Harkortstr. 10  
D-04107 Leipzig

und

GESELLSCHAFT FÜR KULTURSOZIOLOGIE e. V.

Redaktion und Satz: Olaf Kirchner  
Herstellung: GNN Verlag Sachsen/Berlin GmbH  
Badeweg 1, D-04435 Schkeuditz

# Inhalt

## *1. Halbband*

Editorial .....	9
<b>I Aufsätze und Studien .....</b>	<b>17</b>
Wolfgang Geier: Slawen- und Ost-/Südosteuropakunde im 18. und 19. Jahrhundert. Zum 600jährigen Bestehen der Universität Leipzig im Jahre 2009 .....	19
Volker Hölzer: Zur Entwicklung der historischen Osteuropawissenschaft an der Universität Leipzig Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhundert bis 1945 .....	47
Ernstgert Kalbe: Zur historiographischen Osteuropadisziplin in Leipzig von 1945 bis zum Ende der DDR .....	69
Eckhart Mehls/Horst Schützler/Sonja Striegnitz: Seminar – Institut – Fachbereich. Die Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin: Blick auf ein halbes Jahrhundert .....	99
Willi Beitz: Slawistische Literaturwissenschaft an der Leipziger Universität .....	133
Adelheid Latchinian: Armin T. Wegner – ein deutscher Dichter im »Zeitalter der Extreme«, totgesagt, totgeschwiegen, maßstabsetzend .....	153
Sarkis Latchinian: Der Völkermord an den Armeniern: Hintergründe für seine Leugnung durch die Türkei und für die Mitschuld Deutschlands .....	185

II Kritik und Information .....	211
Horst Richter: Persönliches zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit Ökonomen der UdSSR .....	213
Jörg Roesler/Gerd Neumann: Wissenschaftliche Zusammenarbeit in der RGW-Forschung – Zwei Interviews .....	225
Eva Müller: Von der Mittelschule in Iwanowo, UdSSR (1936 bis 1946) zum Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität in Leipzig (1947 bis 1951). Erinnerungen .....	247
Olaf Kirchner: Historiographie im Wandel – Reflexionen der sowjetischen Geschichte in der Bundesrepublik Deutschland .....	289
Erhard Hexelschneider: Als Michail Scholochow Ehrendoktor der Philologischen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig wurde .....	311
Erhard Hexelschneider: Migranten aus Rußland im heutigen Leipzig. Statistisches – Auswanderungsmotive – Situation – Probleme .....	337
Ernstgert Kalbe: Zum »Lexikon zur Geschichte Südosteuropas«. Hrsg. Edgar Hösch, Karl Nehring und Holm Sundhausen. Böhlau-Verlag 2004 .....	369

## 2. Halbband

Inhalt .....	381
III Berichte und Dokumentationen .....	385
Volker Hölzer/Ernstgert Kalbe: Auswahl von Dokumenten über historische und andere Disziplinen der Osteuropakunde an der Leipziger Universität .....	387
Lutz-Dieter Behrendt: Friedrich Braun und die osteuropäische Geschichte an der Leipziger Universität in den Jahren der Weimarer Republik .....	463
Bernd Koenitz: Persönlicher Rückblick auf die Bohemistik und Slowakistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig .....	493
Dietmar Endler: Persönliche Anmerkungen zur jüngeren Geschichte der Bulgaristik in Leipzig .....	529
Uwe Büttner: Zu den bulgaristischen Disziplinen an der Leipziger Universität .....	541
Erwin Lewin/Dieter Nehring: Forschungen zur albanischen Sprache, Kultur und Geschichte. Neubeginn und Traditionen .....	579
Redaktionell: Günter Rosenfeld zum 80. Geburtstag ... ..	615
Günter Rosenfeld: Nachlese zu historischen und aktuellen Entwicklungen in der UdSSR. Artikel aus dem »Neuen Deutschland« zwischen 1994 und 2005 ... ..	619
Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen und der Gesellschaft für Kultursoziologie zu Osteuropa-Themen .....	685
Zu den Autoren dieses Bandes .....	699





## **Berichte und Dokumentationen**



VOLKER HÖLZER/ERNSTGERT KALBE

## **Auswahl von Dokumenten über historische und andere Disziplinen der Osteuropakunde an der Leipziger Universität**

Der vorliegende Band zur Entwicklung osteuropakundlicher Disziplinen an der Leipziger Universität – anlässlich ihres bevorstehenden 600jährigen Jubiläums 2009 – sowie einiger anderer DDR-Hochschulen bietet die Gelegenheit, ausgewählte Dokumente zur Entwicklung der Osteuropawissenschaften im 20. Jahrhundert in Leipzig zu veröffentlichen, namentlich zur Historiographie über Ost- und Südosteuropa während der Jahre der faschistischen Diktatur und in der explizit davon abgegrenzten DDR-Periode. Alle publizierten Dokumente stammen aus dem Leipziger Universitätsarchiv und werden mit dessen Genehmigung abgedruckt.<sup>1</sup>

Dabei ist weder chronologische noch disziplinäre Vollständigkeit beabsichtigt, vielmehr sollen mit den folgenden rund 40 Dokumenten inhaltliche Zäsuren in der Wissenschaftsentwicklung sichtbar gemacht werden. Damit wird auch die disziplinäre Vielfalt und zugleich kontinuierliche Entwicklung der Osteuropawissenschaften in Leipzig verdeutlicht. Während in der Weimarer Zeit der Schwerpunkt auf dem Gebiet der historischen und philologischen Osteuropa- und Rußlandwissenschaften lag, zentriert vor allem um die Osteuropa-Abteilung am »Institut für Kultur- und Universalgeschichte«, verschoben sich die Gewichte in den Jahren der faschistischen Herrschaft deutlich auf die südosteuropakundlichen Disziplinen, die im interdisziplinären Verbund eines extra formierten Südosteuropa-Instituts zusammengefaßt wurden, als dessen koordinierendes Zentrum das 1938 gegründete »Institut für Geschichte Südosteuropas« fungierte. In den Jahren der DDR bildete sich eine relative Balance der Wissenschaftsdisziplinen über Ost- und Südosteuropa heraus, die an historischen, sprach- und literaturwissenschaftlichen In-

---

1 Im Interesse der Lesbarkeit der Dokumente wurden sie abgeschrieben. Auf vorhandene Symbole, Randbemerkungen anderer usw. wurde bewußt verzichtet.

stituten und Sektionen gepflegt wurden. Im Mittelpunkt standen dabei ab 1951 das »Institut für Geschichte der UdSSR«, das 1955 zum »Institut für Geschichte der volksdemokratischen Länder Europas« erweitert wurde. Allerdings wurde Letzteres 1968 wegen politischer Konflikte in und mit der Region aufgelöst und erst 1974 durch einen neuen Bereich »Geschichte der UdSSR und der sozialistischen Länder Europas« ersetzt, der im Zuge der »politischen Wende« 1991 ohne Evaluierung »abgewickelt« wurde.

An dieser Entwicklung ist unschwer abzulesen, daß die Disziplin stets von den Zielen und Anliegen der jeweils herrschenden Kreise abhängig war, deren politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen sie sich verpflichtet wußte, was wiederholt wissenschaftliche Objektivität wie sachlichen Erkenntnisgewinn beschädigte. Unter der faschistischen Diktatur diente sie letztendlich der aggressiven Eroberungspolitik gegenüber den Völkern Osteuropas. In der DDR war die Pflege freundschaftlicher Beziehungen mit den osteuropäischen Völkern in ein Korsett ideologischer Vorgaben eingeengt. Leider stehen uns für das Geschehen und die Entscheidungen von 1968 und 1974 nur wenige aussagefähige und für 1990/1991 noch keine Archivadokumente zur Verfügung. Dessen ungeachtet haben die Ost- bzw. Südosteuropadisziplinen an der Leipziger Universität im 20. Jahrhundert beachtliche Beiträge zur Wissenschaftsentwicklung geleistet, die den internationalen Ruf Leipzigs auf diesem Fachgebiet, freilich mit wechselndem Gewicht, begründeten. Vieles hing vom Engagement und Vermögen der berufenen Professoren ab.<sup>2</sup> Die traditionelle Kooperation mit osteuropäischen Partnern war stets die Grundlage für erzielte wissenschaftliche Ergebnisse, auch wenn ideologische Indoktrination und politische Instrumentalisierung die Disziplin wiederholt in ein ambivalentes Zwielicht rückten.

Die 1990/1991 praktizierte »Abwicklung« des gesamten Bereichs für osteuropäische Geschichte ohne jede inhaltliche Evaluierung spricht nicht für eine Abkehr von derartigen Methoden und Praktiken in der deutschen Bundesrepublik nach der jüngsten »politischen Wende«.

---

2 Die historischen Ost- und Südosteuropawissenschaften waren in Leipzig durch Lehrstühle von Gustav Weigand (1896–1928), Karl Stählin (1919/20) und Friedrich Braun (1926–1934), Georg Stadtmüller (1938–1943/45), Walter Markov (1951 bis 1958), Basil Spuru (1958–1964), Erich Donnert (1964–1968), Ernstgert Kalbe (1972/74–1991) und Gerhard Fuchs (1976–1990) vertreten.

1. SCHREIBEN DER WENDISCHEN PREDIGERKONFERENZ  
VOM 25. NOVEMBER 1869 ZUR GRÜNDUNG  
EINES SLAWISTISCHEN LEHRSTUHL\*

*Abschrift*

Eing. am 26. Novbr. 1869

An  
das Hohe Königlich Sächsische Mi-  
nisterium des Cultus und öffentlichen  
Unterrichts  
zu  
Dresden.

Bei der wissenschaftlichen Wichtigkeit der Sprachvergleichung sind seit einiger Zeit auf mehreren deutschen Universitäten auch für die slavische Sprachvergleichung besondere Lehrstühle errichtet worden, so in Berlin und Breslau. Aber auch kleinere Universitäten haben für dieses Interesse der Wissenschaft gesorgt, so in Tübingen durch Dr. Rapp, Jena bis vor Kurzem durch Dr. Schleicher, neuerdings durch Dr. Leskien, der bis dahin in gleichem Berufe in Göttingen gewirkt hatte.

Auf unserer Sächsischen Landesuniversität Leipzig besteht aber noch kein Lehrstuhl für slavische Sprachvergleichung. Ein solcher Lehrstuhl würde aber hier nicht bloß im Reiche der Wissenschaft eine Lücke ausfüllen, sondern daneben auch noch für die vaterländische Kirche einen wichtigen practischen Nutzen schaffen, wenn so den daselbst studierenden Wenden Gelegenheit geboten würde, unter Leitung eines des Wendischen vollkommen mächtigen Philologen sich einen tieferen Einblick in ihre, später amtlich zu gebrauchende, Muttersprache und einen vor sinnstörenden, sogar blasphemischen Uncorrektheiten, wie sie leider aus Entbehrung einer sprachwissenschaftlichen Unterweisung selbst auf der Kanzel vorkommen, geschützten Gebrauch dieser ihrer Muttersprache zu verschaffen und anzueignen, in der sie nach ihrem Abgange von der Universität Gottes Wort predigen sollen. Dieser tiefere philologische Unterricht würde zugleich denjenigen deutschen Studierenden willkommen sein, die, was ja nicht vereinzelt vorgekommen, sich entschlossen haben, ein kirchliches Amt unter den Wenden annehmen zu wollen.

---

\* Quelle: UAL. PA 686. Bl. 2f.

Unter den obwaltenden Verhältnissen, die, längst tief empfunden, in der diesjährigen Conferenz der wendischen Prediger zur eingehenden Erwägung kamen, wurde von ihr der ehrerbietigst Unterzeichnete als ihr Vorsitzender beauftragt, dem Hohen Königlichen Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts ihr unterthänigstes Gesuch gehorsamst zu unterbreiten:

daß es Hochdemselben gefallen wolle, an der Landesuniversität Leipzig einen Lehrstuhl für slavische Sprachvergleichung mit besonderer Berücksichtigung des Wendischen hochgenehmigtest zu errichten.

In ehrerbietigster Unterthänigkeit verharrend  
die Conferenz der wendischen Prediger

durch  
ihren Vorsitzenden Pfarrer  
Innusch zu Göda

Göda, am 25en. November  
1869

## 2. ANTRAG VON GUSTAV WEIGAND ZUR SCHAFFUNG EINES BALKANINSTITUTS\*

Leipzig, den 18. Mai 1917

An das

Königliche Ministerium des Kultus und Unterrichts.

Antrag auf Errichtung eines Balkaninstitutes an der Universität Leipzig.

Nachdem ergebenst Unterzeichneter am 19. April ds. J. auf Wunsch des Kgl. Ministeriums zu einer Besprechung nach Dresden gekommen war und sich dort von der prinzipiellen Geneigtheit der Kgl. Regierung zur Errichtung eines Balkaninstitutes überzeugt hat, welche Geneigtheit durch Telegramm vom 10. Mai ausdrücklich bestätigt wurde, gestattet er sich im Folgenden über die Einrichtung, die Aufgaben und Finanzierung des projektierten Institutes folgende Vorschläge zu unterbreiten.

Der Hauptzweck des Balkaninstitutes ist ein wissenschaftlicher: Erforschung der Sprache und Ethnographie der Balkanvölker vermittels der historischen und vergleichenden Methode, wobei Geschichte, Kulturgeschichte und Volkskunde als Hilfswissenschaften heranzuziehen sind. Es sind noch zwei grosse Probleme zu lösen, nämlich die Aufhellung des Ursprungs der Albanesen und der Rumänen, also mehr geschichtliche Probleme, zu deren Lösung aber die Sprachforschung geeigneteres Mittel hat, als die Geschichte, da die historischen Quellen fast völlig versagen. In Verbindung damit stehen eine Reihe anderer Probleme und Aufgaben, wie etymologische Wörterbücher, Ortsnamenforschung, historischer Atlas in Verbindung mit ethnographischen Karten zu verschiedenen Jahrhunderten usw.

Der zweite Zweck ist mehr praktischer Natur: es soll die Möglichkeit geboten werden, sich auch die praktische Kenntnis der Balkansprachen (Albanesisch, Rumänisch, Aromunisch, Bulgarisch und Neugriechisch) anzueignen und einen Einblick in die geographisch-wirtschaftlichen und historisch-kulturellen Verhältnisse der Balkanvölker zu gewinnen, also Ziele, wie sie auch in der Denkschrift über die Förderung der Auslands-

---

\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 1/ 14<sup>40</sup>. Bl. 29ff.



studien dargelegt sind. Da für das Türkische, das überdies nur auf den Wortschatz der Balkansprachen gewirkt hat, bereits genügend gesorgt ist, bleibt es ausserhalb des Rahmens des Balkaninstitutes, das Serbokroatische gehört, obgleich es manche balkanische Einflüsse zeigt, überhaupt nicht zu der Balkansprache und erst recht nicht das Magyarische.

Der dritte Zweck, den ich aber als vertraulich zu behandeln bitte, hat politischen Charakter. Der Weltkrieg hat uns deutlich gezeigt, dass die führenden Geister sowohl der verbündeten, wie derjenigen neutralen Staaten, die auf unserer Seite stehen, ihre Ausbildung sei sie nun wissenschaftlicher, technischer oder militärischer Natur in Deutschland genossen haben. Ich könnte Dutzende von Namen nennen, begnüge mich auf die Ministerpräsidenten der Balkanstaaten hinzuweisen, die entschieden deutschlandfreundlich sind: Maiorescu in Bukarest, Radoslawoff in Sofia, Lampros in Athen (er ist Aromune aus Kruschewo in Makedonien, wie er mir persönlich mitteilte.) Wir müssen unbedingt mehr als seither dafür sorgen, dass wir den Zuzug von Ausländern, die sich mit Geisteswissenschaften beschäftigen, fördern, der Immatrikulation keine engherzigen Hindernisse in den Weg legen und die besten Köpfe an uns zu fesseln suchen, dadurch, dass wir sie auch nach dem Doctorexamen tiefer in die deutsche Geistesarbeit einführen, sie zu Mitarbeitern und zu zukünftigen Hochschullehrern heranbilden, die erfahrungsgemäss in den Balkanstaaten eine ganz andere politische Rolle spielen als in Deutschland, und zwar nicht nur die Juristen. Maiorescu ist Philosoph und Pädagog, Lampros Historiker, Radoslawoff Naturwissenschaftler, dann Jurist.

In meinen beiden Privatinstituten, von denen das rumänische im Jahre 1893 und das bulgarische 1906 auf meine Initiative und ohne irgendeine diplomatische Unterstützung gegründet wurde, habe ich dieselben Ziele seither verfolgt. Die 20 Bände des Jahresberichtes beweisen eine wie rege wissenschaftliche Tätigkeit auf allen einschlägigen Gebieten der Balkanforschung, Sprache, Ethnographie, Litteratur, Volkskunde keineswegs nur auf den rumänischen gemacht worden sind. Erst als der Balkan-Krieg 1912 ausbrach und mir meine besten Schüler entführte und kein Zuzug mehr eintraf, war ich genötigt im Interesse der deutschen Studenten mehr die praktische Seite zu betonen, die ich auch früher nebenbei betrieben hatte, aber doch hatte die historische Forschung auch auf albanesischem und bulgarischem Gebiete überwogen. Eine ganze Reihe von ehemaligen Schülern des rumänischen Seminars sind auf der Etappe in Rumänien, auf Passbüros usw. tätig. Aber auch nach der poli-

tischen Seite hin ist sehr energisch von meinen Schülern und Freunden zu unserem Gunsten in Bulgarien gewirkt worden, was auch von seiner Excellenz dem Herrn Staatssekretär Zimmermann anerkannt worden ist.

Nun sollen in dem neuen Balkaninstitute diese verschiedenen Teile in grösserem Umfange und viel wirksamer verfolgt werden, als das in einem Privatinstitute möglich war, wo es unerträgliche Hemmnisse verschiedener Art gegeben hat. Das Balkaninstitut muss so gestellt sein, dass es sich frei entwickeln kann, wozu die Grundbedingung ist, dass die Balkansprachen und Ethnographie als selbständiges Fach anerkannt werden. Wie sich der weitere Ausbau später gestalten wird, wird von den vorhandenen Mitteln abhängen und sich nach den nicht vorauszusehenden Bedürfnissen zu richten haben.

### *Einrichtung des Institutes*

Die praktischen Zwecke sollen erreicht werden in dem Proseminar, in dem namentlich von den Assistenten Unterrichtskurse zur Erlernung der Balkansprachen abgehalten werden sollen. Ich habe, da ein empfindlicher Mangel an brauchbaren Lehrbüchern bestand, für die rumänische, bulgarische und albanesische Sprache praktische Grammatiken herausgegeben, die sich grosser Beliebtheit erfreuen. Dafür ist Beweis, dass die rumänische Grammatik schon längst vergriffen ist, und nur aus Mangel an Zeit kam ich bisher nicht zur Neubearbeitung; von der bulgarischen Grammatik ist die II. Auflage augenblicklich im Druck. Zu meiner grossen Befriedigung erfuhr ich, dass der südgegische Dialekt, den ich in Voraussicht dessen, was kommen würde, für meine albanesische Grammatik zugrunde legte, nun auch officiell als Schriftsprache eingeführt werden soll an Stelle des Skutarinischen und Toskischen. Im Neugriechischen fehlte es schon seit langem nicht an guten Lehrbüchern. Auch Wörterbücher sind jetzt für alle Balkansprachen vorhanden, nur ein deutsch-bulgarisches fehlt noch, das aber augenblicklich im Druck ist, und das ich bis zum Herbst des Jahres fertig zu stellen hoffe.

Für die wissenschaftlichen Zwecke dienen das Seminar und daran anschliessend das Forschungsinstitut. Die durch die Vorlesungen des Leiters des Institutes in die historische Grammatik eingeführten Studenten sollen in den Seminarsitzungen und durch private Unterweisung mit der Methode der Forschung vertraut gemacht und zur Bearbeitung eines wissenschaftlichen Themas als Dissertation befähigt werden. Als Mitglieder

des Forschungsinstitutes kommen nur solche Studierende in Betracht, die bereits ein Doctorexamen gemacht haben, oder falls es Ausländer sind, ein entsprechendes Examen in der Heimat bereits abgelegt haben; denn nur mit solchen Leuten, die bereits mehrere Balkansprachen beherrschen, lassen sich, wie ich aus Erfahrung weiss, erfolgreich Probleme vergleichender Natur, wie sie gerade im Balkaninstitute nötig sein werden, in Angriff nehmen. Experimentelle Syntax, wie ich sie vor Jahren eingeführt hatte, lässt sich überhaupt nur mit Angehörigen der Balkanvölker durchführen. Derartige Untersuchungen, denen durch den Ausbruch des Balkankrieges ein jähes Ende bereitet wurde, müssen weiter fortgesetzt werden, denn sie offenbaren in ganz anderer Weise, als es das sehr zufällige Auffinden von Beispielen ermöglicht, die inneren Zusammenhänge, die die Balkansprachen, besonders Albanesisch, Aromunisch und Rumänisch, dann Bulgarisch und weniger das Neugriechische, das in vielen wichtigen Punkten ganz eigene Wege geht, beherrschen. Ein auch nur flüchtiger Blick in die Jahresberichte des rumänischen Seminars zeigt deutlich, wie unmöglich es ist, die Balkansprachen isoliert zu behandeln: auf allen Gebieten der Grammatik zeigen sich tiefgehende gegenseitige Beeinflussungen und ganz und gar nicht handelt es sich um Einflüsse, wie sie etwa das Arabische aufs Spanische, oder das Deutsche aufs Tschechische ausgeübt hat. Hugo Schuchardt schrieb mir einst (1895 oder 96), »der Beweis, dass Rumänisch eine romanische Sprache sei, sei noch nicht erbracht«. Mir kam das damals sehr sonderbar vor, ich verstand es nicht, denn man rechnete damals wie heute das Rumänische unter die romanischen Sprachen und auch mit einer gewissen Berechtigung. Allein mit der Zeit ist mir zum klaren Bewusstsein gekommen, was Hugo Schuchardt sagen wollte, und ich weiss jetzt, dass das von Haus aus zum Romanischen gehörende Rumänisch zu einer Balkansprache geworden ist. Aehnlich, wenn auch nicht ganz in dem Masse, liegen die Verhältnisse beim Neubulgarischen. Während das Altbulgarische einen rein slavischen Charakter zeigt, weicht das Neubulgarische in vielen Punkten sowohl der Flexion, der Syntax, der Wortbildung, überhaupt der ganzen inneren Sprachform von den übrigen Sprachen ab, um mit Leskien zu sprechen: es fällt aus dem Rahmen der slavischen Sprachen heraus. An der sprachgeschichtlichen Erforschung, besonders der Volkssprache, die für unsere Zwecke allein in Betracht kommt, wird sich neben dem Slavisten auch der Balkanist zu beteiligen haben. Nicht durch engherziges, scharfes Trennen der einzelnen Sprachgebiete, sondern durch freundschaftliches Nebeneinanderarbeiten, durch Beleuch-

tung von verschiedenen Seiten wird ein objektives Bild der Balkansprachen gewonnen werden können.

Zur Vervollständigung der Balkanstudien, nämlich im Hinblick auf die für die Balkanvölker so wichtige byzantinische Kultur, wäre es allerdings sehr wünschenswert, wenn auch ein Lehrstuhl für Byzantinistik eingerichtet würde, dessen Inhaber in besonders nahe Beziehungen zum Balkaninstitut zu treten und auch das Neugriechische zu übernehmen hätte.

Ich unterlasse es hier, einen Entwurf für eine Promotionsordnung für Studierende der Balkansprachen aufzustellen: es lässt sich mit Leichtigkeit ein Modus finden, der alle Beteiligten befriedigt, wenn nur der gute Wille dazu vorhanden ist. – Für das Gedeihen des Institutes wird es aber auch notwendig sein, die einzelnen Balkansprachen mit in die Prüfungsfächer der Studierenden der neueren Sprachen für das Staatsexamen aufzunehmen, so dass sie eine grosse oder kleine Fakultas auch für eine oder mehrere Balkansprachen erwerben können. Aus rein praktischen Gründen können die Balkansprachen für das Staatsexamen nicht als Einheit in Betracht kommen, da man dafür ja auch das Französische und nicht die Gesamtheit der romanischen Sprachen als Prüfungsfach gelten lässt. Für unsere Handelsschulen und namentlich auch für unsere Schulen im Auslande wird es notwendig sein, dass sie Lehrer bekommen, die die Sprache und Kultur des betreffenden Landes kennen, auch wenn sie nicht darin zu unterrichten brauchen. Auch Juristen, die sich dem Bankfach oder der Konsulatslaufbahn widmen wollen, benutzen gerne die Gelegenheit, um sich die praktische Kenntnis einer Balkansprache anzueignen, doch soll, wie ich ausdrücklich hervorheben möchte, nicht dem orientalischen Seminar in Berlin Konkurrenz gemacht werden, sondern das Schwergewicht liegt auf dem sprachlich-historischem Gebiete. Aber entsprechend der berechtigten Forderung der Neuzeit, dass auch auf den Universitäten den praktischen Bedürfnissen des Lebens mehr Rechnung getragen werden soll, als das seither auf einzelnen Gebieten der Fall war, soll sich auch das Balkaninstitut in den Dienst der Allgemeinheit stellen.

Vorlesungen über Ethnographie, Geschichte, Kulturgeschichte für die Teilnehmer aller Abteilungen des Institutes, Lichtbilder-Vorträge ethnographisch-geographischer, folkloristischer Art für ein grösseres Publikum, besonders im Lauf des Wintersemesters, sollen dazu beitragen die Kenntnis über die Balkanvölker zu verbreiten und das Interesse in weiteren Kreisen zu wecken und zu stärken, also Ziele, wie ich sie auch auf

anderem Wege durch die Herausgabe meiner bulgarischen Bibliothek verfolge.

### *Die Finanzierung des Institutes*

Der sächsische Staat wird die Einrichtung und Unterhaltung des Balkaninstitutes, so wie bei den übrigen Instituten üblich ist, übernehmen und den üblichen Beitrag für die Bibliothek gewähren, für die ich meine ganze Privatbibliothek, soweit sie die Balkansprachen betrifft, dem Institute zum Geschenk mache. Die ausländischen Assistenten sollen prinzipiell nicht vom sächsischen Staate, sondern von den Mitteln des Institutes, die, wie ich zuversichtlich hoffe, durch Stiftungen von privater Seite auf eine ziemliche Höhe gebracht werden können, oder durch Beiträge der Balkanstaaten aufgebracht werden. Augenblicklich stehen mir allerdings nur 5.000 Fr. jährlich dafür zur Verfügung. Für die Stipendien der Ausländer im Forschungsinstitute, deren Zahl nicht mehr als höchstens 12 betragen soll, die im ersten Jahre 1.000 im zweiten 1.500, dann 2.000 M. erhalten sollen, hoffe ich vom Reiche eine entsprechende jährliche Unterstützung zu erhalten, wenigstens wurde mir in einer Unterredung bei der zuständigen Stelle im Auswärtigen Amte, am 11. Mai ds. J. dies als sehr wahrscheinlich in Aussicht gestellt, da man gerade für diese Abteilung des Balkaninstitutes ein ganz besonderes Interesse bekundet. Ich zweifle nicht, dass auch die deutsch-bulgarische Gesellschaft oder Grossbanken, die besonders Interesse auf dem Balkan haben, regelmässig oder gelegentlich dem Institute Beihilfe gewähren werden; denn mit dem allmählichen Wachsen des Institutes werden auch Mittel zur Drucklegung von Arbeiten, für Forschungsreisen usw. benötigt werden. Die Beiträge der Seminarmitglieder sollen, wie das üblich ist, zu Gunsten der Bibliothek verwandt werden.

Die Zwecke und Ziele des zu schaffenden Institutes sind so schön und durchaus innerhalb der Grenzen des Erreichbaren, dass ich mich der Hoffnung hingebende, dass sie volles Verständnis und Förderung von Seiten der Staatsregierung finden werden, und dass auch von Seiten der philosophischen Fakultät engherzige oder gar ängstliche Bedenken (Sorge um Nachfolger, das Gebiet sei zu gross und zu schwer zu beherrschen) keinen Widerhall finden werden. – Der Anfang muss einmal gemacht werden.

Man gebe mir freie Bahn, ich werde zeigen, dass ich den durchaus nicht leichten Weg, den ich mit meinen beiden Privatinstitutionen seither eingeschlagen habe, in neuen, viel günstigeren Verhältnissen weiter führen werde einem höheren Ziele entgegen und zu Erfolgen, die auch der Universität Leipzig zur Ehre gereichen werden, wenigstens wird das mein eifrigstes Bestreben sein.

Unterschrift Prof. Dr. Gustav Weigand

### 3. ZU SLAWISCHEN LEKTORATEN

#### *Dokument 1\**

INDOGERMANISCHES INSTITUT  
SLAVISCHE ABTEILUNG  
UNIVERSITÄT LEIPZIG

LEIPZIG, 30. September 1922.  
Universitätsstraße 15, I

An das Dekanat der Philosophischen Fakultät, Philologisch-historische Abteilung.

Sehr geehrter Herr Dekan!

Ihr wertes Schreiben vom 27 / 9 verlangt die Beantwortung zweier Fragen: 1) Die Bedürfnisfrage eines slavischen Lektorates 2) Die Verwendung des Herrn Prof. Vlakov dazu.

Ich möchte hierzu bemerken, dass mir ein Lektorat für eine slavische Sprache immer höchst erwünscht erschienen ist. Man kann sich auf Präzedenzfälle berufen, denn die Universitäten Berlin und München haben bereits mehrere Lektorate für slavische Sprachen. Mit Kollegen Gerullis habe ich die Frage nach der Errichtung eines Lektorates bereits mehrfach erörtert und wir haben beschlossen, wenn einmal der Assistentenposten am Indogermanischen Institut neu besetzt werden sollte, Besetzung desselben nur für 2 Jahre durch einen Slaven zu beantragen und nach Ablauf dieser 2 Jahre diese Stellung dem Vertreter einer anderen slavischen Sprache zu übertragen, so dass die wichtigsten slavischen Sprachen miteinander abwechseln könnten.

Die Errichtung eines besonderen Lektorates für Slavisch würde die Durchführung eines solchen Planes wechselnder slavischer Lektorate sehr erleichtern. –

Eine zweite Frage ist es, *wer* für ein derartiges Lektorat in Aussicht genommen werden könnte. In erster Linie wäre da vielleicht ein Kenner der neuen russischen oder polnischen Literatur vorzuschlagen, etwa Arthur Luther oder Alexander Eliasberg, die beide wissenschaftlich mit Erfolg tätig sind. Es liessen sich wohl auch andere Kandidaten nennen.

---

\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 2/ 27<sup>os</sup>. Bl. 17f.

Bevor ich Herrn Professor Vlakov für einen solchen halte, müsste ich aber über seinen Bildungsgrad und seine wissenschaftlichen Leistungen unterrichtet sein. Er macht darüber keine Angaben.

Ich möchte also Ihre wertige Anfrage aus Anlass des Schreibens von Professor Vlakov dahin beantworten, dass zuerst die Bedürfnisfrage eines Lektorats für Slavisch gestellt werden müsste und erst nach Bejahung desselben die Personalfrage zu stellen wäre.

In vorzüglicher Hochachtung  
ganz ergebenst

Max Vasmer

Kaiser Wilhelmstr. 36

Also Herrn Velika (*Vlakov*) zu antworten, dass z. Z. ein slavisches Lektorat hier nicht besteht

4.10.22 Föster

Antwort wegen fehlender Porto-Beilage unterblieben

7.10.22 Föster

*Dokument 2\*\**

Ministerium für Volksbildung Dresden – N. 6, den 5. September 1924.

*A: 14a L 1.*

Zu 107 P.

Das unterzeichnete Ministerium hat mit Zustimmung des Finanzministeriums beschlossen, an der Universität Leipzig vom Wintersemester 1924/1925 ab ein Lektorat für russische Sprache zu errichten und dieses dem ordentlichen Honorarprofessor Dr. Friedrich Braun zu übertragen, der gleichzeitig mit der vom Akademischen Senat der Universität beantragten Abhaltung deutscher Sprachkurse für studierende Ausländer beauftragt wird.

---

\*\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 2 / 27<sup>19</sup>. Bd. 1. Bl. 7.



Vierteljährliche, jedoch nur für den 31. März und 30. September zulässige Kündigung bleibt für beide Teile vorbehalten.

Dem Genannten werden in Anbetracht der Tatsache, daß er neben dem russischen Lektorat noch deutsche Sprachkurse abhält, als Vergütung für seine Mühewaltungen vom 1. Oktober 1924 ab die Bezüge der wissenschaftlichen Assistenten an Universitätsinstituten nach Gr. X der Vergütungsordnung gewährt. Der Beginn seines VDA wird auf den 1. Oktober 1924 festgesetzt. Die Bezüge während der ersten beiden Dienstjahre regeln sich jedoch nach der Verordnung vom 20. Dezember 1921 – I 1827 a A-.

Das Universitätsrentamt ist entsprechend angewiesen worden.

Die Fakultät wolle Professor Braun hiervon in Kenntnis setzen.

Seine Verpflichtung wird seinerzeit durch den Rektor der Universität erfolgen.

Ministerium für Volksbildung.

Für den Minister:

gez. Dr. Woelker

Auskunft:

Dresden, den 5. September 1924

An  
die Philosophische Fakultät  
zu

*Leipzig.*

4. ZUM INSTITUT FÜR MITTEL- UND SÜDOST-EUROPÄISCHE  
WIRTSCHAFTSFORSCHUNG

*Dokument 1\**

Volkswirtschaftliches Seminar  
der Universität Leipzig  
Schillerstraße 7 1

Leipzig, den 9. Juli 1928

Der Direktor.

An die

Philosophische Fakultät der Universität  
*Leipzig*

Der Philosophischen Fakultät beehre ich mich mitzuteilen, dass der Freistaat Sachsen (Ministerium für Volksbildung) mit Mitteln, die das Reich aus dem Grenzfonds 1928 für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hat, in besonderer Stiftung ein

Institut für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschafts-  
Forschung

errichtet hat, welches zugleich dem Universitätsunterricht dienstbar zu machen ist. Die ehrenamtliche Leitung der Stiftung und des Instituts ist mir laut Stiftungssatzung übertragen worden.

Die Satzung der Stiftung beehre ich mich in Abschrift beizufügen.

Unterschrift Wiedenfeld

---

\* Quelle: UAL. Bd. 1 / 14 <sup>25</sup>. Bl. 1.

*Dokument 2\*\**

Abschrift.

Sächsisches Ministerium  
für Volksbildung

Dresden – N 6, den 8. Mai 1936  
Carolaplatz 1

*Stift.: S 187.*

Herrn

Geheimen Legationsrat Professor  
Dr. *Wiedefeld*,

*Leipzig.*  
Schillerstr. 7. I.

Von dem Ihnen mit Verordnung vom 5. Juli 1928 – Stift.: 11 St –  
übertragenen Amte als Vorstand der »*Stiftung für Mittel- und Südosteu-  
ropäische Wirtschaftsforschung*« in Leipzig entbinde ich Sie hiermit. Zu  
Ihrem Nachfolger habe ich auf Grund § 3 Abs. 1 der Stiftungssatzung  
Herrn Professor *Dr. Seraphim* ernannt.

Wegen der Ernennung eines weiteren Vorstandsmitgliedes behalte ich  
mir Entschliessung bis auf weiteres vor.

Der kommissarische Leiter  
des Ministeriums für Volksbildung.  
Im Auftrag:

(gez.) von Seydewitz.

Ausgefertigt:  
Dresden, am 8. Mai 1936.

(gez.) Schwenke V. S.

---

\*\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 1 / 14 <sup>25</sup>. Bl. 11.

*Dokument 3\*\*\**

Dr. Hermann Gross

Leipzig C 1, den 20. Mai 1936  
Leplaystr. 5 I

Sr. Spektabilität

dem Dekan der Philosophischen Fakultät  
Herrn Professor Dr. M ü n s t e r

Leipzig C1

Hochverehrte Spektabilität!

Am 14. und 16. Mai 1936 hat mich Herr Professor Dr. Seraphim zu zwei Besprechungen gebeten, in denen über die Art meiner Einschaltung in die Direktion des Instituts für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsforschung an der Universität Leipzig eine Einigung erzielt wurde, die ich Ihnen und dem Herrn Prorektor Professor Dr. Golf ergebenst zur Kenntnis bringen möchte, da Sie und der Herr Prorektor an der Regelung dieser Frage, wie mir auch Herr Professor Seraphim mitteilte, freundlicher Weise ein wohlwollendes Interesse genommen haben, für das ich Ihnen verbindlichst danke.

Herr Professor Seraphim erklärte sich am 14. ds. Mts. bereit beim Sächsischen Volksbildungsministerium in Dresden zu beantragen

entweder, dass mir eine Oberassistentenstelle am Institut für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsforschung mit sogleich einsetzenden höheren Bezügen, – die vorläufig aus Mitteln des Instituts zu bestreiten wären, – übertragen

oder, dass ich zum stellvertretenden Direktor des Instituts ernannt werde.

Er gab mir zwei Tage Bedenkzeit. Ich entschied mich für den stellvertretenden Direktorposten, nachdem in beiden Besprechungen ein Einvernehmen dahingehend erzielt worden war, dass eine »Vertretung« nicht nur bei Abwesenheit des Direktors, sondern auch in den Forschungs- und Lehrgebieten gegeben sei, bei denen die Sachkenntnis bei mir liegt,

---

\*\*\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 1 / 14<sup>25</sup>. Bl. 13f.

mit anderen Worten, dass ich als stellvertretender Direktor auch nach aussen hin die Vertretung derjenigen Gebiete übernehme, deren Bearbeitung im innern Betrieb auf Grund der Sachkenntnisse mir seit der Gründung des Instituts obgelegen haben. Ich begründete die Notwendigkeit einer derartigen Regelung vor allem im Hinblick auf die Tatsache, dass ich im Ausland wie auch im Reich als Sachkenner des gesamten Südost- raumes und insbesondere seiner Wirtschaft bekannt bin, mein Name mit dem des Instituts für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsforschung auf's engste verknüpft ist, und beim Ausscheiden von Herrn Geheimrat Wiedenfeld aus der Direktion des Instituts sowie nach meiner nunmehr vollzogenen Habilitation als selbstverständlich erwartet wird, dass meinen Verdiensten um das von mir aufgebaute Institut für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsforschung und um die Erforschung des südosteuropäischen Wirtschaftsraumes sowie seiner Nutzbar- machung für Deutschland auch in meiner Stellung an diesem Institut, das ich als mein Lebenswerk betrachte, Rechnung getragen wird. Geschieht dies jetzt nicht, so könnte und muss insbesondere in Südosteuropa der Eindruck entstehen, dass ich trotz meiner Habilitation den auf mich ge- setzten Erwartungen in wissenschaftlicher Hinsicht nicht voll entspro- chen habe und mir von dem Sächsischen Volksbildungsministerium sowie von der Philosophischen Fakultät und dem Rektor der Universität die Fähigkeiten zu selbständiger Lehr- und Forschungstätigkeit gerade über mein Spezialgebiet, nämlich Südosteuropa, abgesprochen worden sind.

Herr Professor Seraphim wird auch bei der vorgesehenen Regelung als Direktor des Instituts die letzte Entscheidung in personellen und or- ganisatorischen Fragen behalten, die nach gemeinsamer Besprechung und in gegenseitigem Einvernehmen zu lösen wären.

Im Hinblick auf die Vorbereitungen für den Ferienkursus der Philo- sophischen Fakultät über »Deutschland und der Südostraum« und mit Rücksicht auf die zur gleichen Zeit vorgesehene Eröffnung des geplan- ten Südosteuropa-Institutes, in deren Dienst ich meine Kenntnisse über Südosteuropa und meine Beziehungen zu den wissenschaftlichen Krei- sen in Südosteuropa zu meiner Freude in weitgehendem Masse stellen darf, erklärte sich Herr Professor Seraphim bereit, schon in nächster Zeit beim Sächsischen Volksbildungsministerium zu beantragen, mich nunmehr zum stellvertretenden Direktor am Institut für Mittel- und Süd- ost-Europäische Wirtschaftsforschung zu ernennen.

Indem ich Sie ergebenst bitte diesen Antrag gegebenenfalls gütigst  
befürworten zu wollen, bin ich

mit gehorsamsten Empfehlungen und

Heil Hitler!

Ihr dankbar ergebenster

Unterschrift Gross

## 5. ZUR OSTEUEOPÄISCHEN GESCHICHTSWISSENSCHAFT

### *Entlassungsbescheid an Dr. Georg Sacke\**

Institut für Kultur-  
und Universalgeschichte  
bei der Universität  
Leipzig  
Osteuropäische Abteilung.

Leipzig, den 1 April 1933.  
Universitätsstr. 11–13

Herrn Dr. Georg Sacke.

Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß ich Sie von heute ab Ihrer Stellung als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Osteuropäischen Abteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte entheben muß, da Herr Prof. Dr. Gerullis als Vertreter des Ausschusses für Erneuerung der Hochschule mir bekannt gab, daß Ihre marxistische Auffassung historischer Probleme und Ihre positive Einstellung zur Sowjetunion Ihre weitere Mitarbeit am Institut unzulässig erscheinen läßt.

Prof. Dr. F. Braun

### *Denkschrift von Professor Dr. Friedrich Braun zur Osteuropageschichte an der Leipziger Universität\*\**

An die  
Philosophische Fakultät der  
Universität  
Leipzig

Das Katheder für osteuropäische Geschichte ist eines der jüngsten unserer Fakultät. Im Herbst 1926 gegründet, besteht es erst 14 Semester. In dieser kurzen Spanne Zeit ist es gelungen, trotz des bescheidenen Etats von anfänglich 500.– RM, seit zwei Jahren nur noch 320.– M pro Jahr, eine ansehnliche Fachbibliothek von über 3.000 Bänden zu schaffen, die

---

\* Quelle: StAL. Nachlaß Georg Sacke. Nr. 29.

\*\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 2 / 20 <sup>28</sup>. Bl. 3ff.

sich neben denen von Berlin, Königsberg und Hamburg (den einzigen, die Deutschland besitzt) sehen lassen kann. Ihr innerer Wert wird dadurch erhöht, dass sie von vorn herein systematisch in ihrer ersten Anlage und im weiteren Ausbau von den Bedürfnissen des akademischen Unterrichts ausging und nur ihnen diene. Viele günstige Umstände wirkten dabei mit: gelegentliche Zuschüsse seitens des Ministeriums, Beihilfe vom Verein der Freunde und Förderer unserer Universität u. a. m. So hinterlässt das Katheder unserer Fakultät einen Besitz, den man wohl als wertvoll zu bezeichnen berechtigt ist.

Im gleichermassen günstigen Licht erscheint das Bild des Arbeitsbetriebes, der sich in dem dem Lehrstuhl angeschlossenen Seminar entwickelte. Die Anfänge waren natürlich bescheiden. Zu Beginn wurde jeweils nur *eine* Übung pro Semester angekündigt und es nahmen daran in der Hauptsache nur solche Studierende teil, die die Kenntnis der russischen Sprache in grösserem oder geringerem Masse mitbrachten. Allmählich aber wuchs die Zahl der Interessenten an; es musste eine zweite Übung angeschlossenen werden, die auch solchen Studierenden zugänglich war, die die erforderlichen Sprachkenntnisse nicht besaßen. Als ein besonders erfreuliches Zeichen dafür, dass das junge Katheder in unserem heimischen Boden Wurzeln gefasst hat, ist der Umstand zu bezeichnen, dass sich bald auch manche jungen Kräfte fanden, die die Mühe nicht scheuten, mit Hilfe des Lektorates die russische Sprache vom A bis Z zu lernen, um dann auf dem Gebiete der osteuropäischen Geschichte spezielle eingehendere Studien an Hand des Quellenmaterials machen zu können. So stieg die Mitgliederzahl des Seminars bis auf 22 an, was für ein peripherisches Fach, wie es die Geschichte Osteuropas ist, immerhin beachtlich erscheint. Dem entsprechen auch die äusseren Erfolge insofern, als die Mitglieder des Seminars bereits mehrfach mit selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten hervortraten. So ist ein Heft des »Archiv für Kulturgeschichte«, das im vorigen Jahr als Festschrift erschien, *ausschliesslich* von diesen Mitgliedern bestritten worden. Sieben Doktorarbeiten sind ferner aus dem Seminar hervorgegangen, davon allein im laufenden Semester vier. In vier weiteren Fällen wurde osteuropäische Geschichte als zweites Fach bei der Promotion gewählt. Somit bietet die Arbeit des Lehrstuhls das erfreuliche Bild aufsteigender Entwicklung.

Dieser Aufstieg wird nun durch die Einziehung des Katheders jäh unterbrochen, und verständlich ist der Wunsch, wenn nicht den Lehr-



stuhl als solchen, so doch – sei's auch in bescheideneren Formen – die Arbeitsmöglichkeiten zu retten, die er geschaffen.

Dazu kommt noch ein Anderes, was diesen Wunsch verstärken und vertiefen muss: die Möglichkeit nämlich, die begonnene Arbeit weiterhin so auszubauen, dass sie auch den Anforderungen der Zeit, die unser Vaterland durchlebt, sowohl wissenschaftlich als politisch in höherem Masse nutzbar gemacht wird, denn das Katheder mit dem angeschlossenen Seminar nimmt unter den deutschen Forschungsstätten für osteuropäische Geschichte insofern eine besondere Stellung ein, als es einerseits in enger Zusammenarbeit mit dem benachbarten baltisch-slavischen Katheder und Institut das Studium Osteuropas für die Leipziger Universität zu einem abgerundeten Ganzen zu ergänzen vermag, und andererseits sich als einziges in Deutschland räumlich und geistig der deutschen Geschichtsforschung eingliedert und die Geschichte Osteuropas nicht als Selbstzweck treibt.

Als solches richtet es bewusst den Blick auch auf deutsche Vor- und Siedlungsgeschichte und ergänzt aus seinem Fachgebiete die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation und die politische Geschichte der Neuzeit, indem es den Fragen der deutsch-slavischen Beziehungen, Polens und des Baltikums, der deutschen Ostpolitik und des Auslandsdeutchtums sein besonderes Interesse zuwendet.

Um dem starken Interesse der Studenten auch anderer Fakultäten entgegenzukommen, hat es deshalb in Zusammenarbeit mit dem slavisch-baltischen Institut, dem Institut für mittel- und südosteuropäische Wirtschaftsforschung und der Akademischen Auslandsstelle während der letzten drei Semester eine Vortragsreihe wirtschaftlichen, politischen und historischen Inhalts, das »Osteuropäische Kolloquium« veranstaltet, in dessen Rahmen auch Prof. Gerullis und Prof. Überschaar gesprochen haben.

Zweifellos wäre es in Anbetracht der schweren wirtschaftlichen und politischen Probleme, die sich für Deutschland an Osteuropa knüpfen, von grösster Wichtigkeit, eine Bildungsstätte zu erhalten, die die Möglichkeit gibt, an Hand wissenschaftlich zuverlässigen Materials und unter fachmännischer Leitung sowohl das Land und die Völker Osteuropas in ihrem historischen Werdegang zu studieren, als auch den politischen Blick der heranwachsenden Generation für diese wichtigen Gegenwartsfragen Deutschlands zu schulen. Denn Polen, Russland und die baltischen Staaten werden in den kommenden Jahren für uns immer grössere Bedeutung gewinnen, sodass wenigstens diese eine wissenschaftliche

Arbeitsstätte an den Hochschulen Mitteldeutschlands und insbesondere des Grenzlandes Sachsen, erhalten bleiben muss, die der Behandlung dieser wichtigen Fragen und damit der politischen Erziehung an der Universität dient.

Alle diese Erwägungen zusammenfassend möchte ich der Fakultät folgende Vorschläge unterbreiten:

1. Es müsste vor allem der Betriebsstock, den die osteuropäische Abteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte besitzt, zum mindesten in den bisherigen Ausmassen von 320.– M jährlich, sowie die wissenschaftliche Hilfskraft zur Betreuung der Fachbibliothek, die eine weitere Ausgabe von 1000.– erfordert, erhalten bleiben.

2. Ich habe als Professor emeritus für das kommende Wintersemester eine Seminarübung angekündigt, die den bisherigen und neu hinzutretenden Mitgliedern des Seminars die Möglichkeit geben wird, ihre Studien auf osteuropäischem Gebiete fortzusetzen, sodass der Arbeitsfaden nicht ganz abreißen würde. Es wäre erwünscht, dass die Fakultät mir für das kommende Semester auch die Leitung der osteuropäischen Abteilung des Instituts wie bisher anvertraue. Hierfür müsste wohl die Erlaubnis des Ministeriums eingeholt werden, da das Institut, soviel mir bekannt, staatlich ist. Wenn das formell möglich ist, so möchte ich die Fakultät um eine entsprechende Eingabe an das Ministerium im Interesse der Sache ersuchen.

3. Es muss die Möglichkeit offen gehalten werden, nach Abschluss des Wintersemesters 1933/1934 die weitere Fortsetzung der Arbeit durch einen Lehrauftrag zu sichern, wenn sich inzwischen – wie vorauszusehen ist – hierfür eine passende jüngere Kraft finden würde.

Wenn durch diese Massnahmen der Fortbestand der Arbeit auf dem Gebiete der osteuropäischen Geschichte gewährleistet werden könnte, so würde ich meinen Lehrstuhl mit dem tröstlichen Gefühle verlassen, dass meine Arbeit am Aufbau des Katheders nicht eine nur flüchtige Episode in der Geschichte unserer Fakultät war, sondern wirksam bleiben wird.

Leipzig, den 28. VI. 1933

Unterschrift F. Braun

*Vorgang zum Weggang von Dr. Werner Markert von der Universität  
Leipzig\*\*\**

*Dokument 1*

2. März 1934

An  
das Sächsische Ministerium für Volksbildung zu  
*Dresden.*

Se. Magnifizenz hat auf Grund eines Ferngespräches, das er Freitag mittag mit dem Ministerium für Volksbildung führte, mich beauftragt, dem Ministerium einen Bericht des Dr. Markert zu überreichen, in dem dargelegt wird, auf welche Stelle in Berlin er berufen ist und welches Angebot man ihm dort gemacht hat. Ich füge – ebenfalls auf Wunsch Sr. Magnifizenz – meinerseits ein Gutachten über Dr. Markert bei.

Der Dekan:  
gez. Berve

*Dokument 2*

Das Präsidium der Gesellschaft zum Studium Osteuropas und seitens der Universität Berlin der Ordinarius für Osteuropäische Geschichte Prof. Dr. O. Hoetsch beabsichtigen, das Studium Osteuropas wissenschaftlich und politisch in stärkerem Masse zu vereinigen und auszubauen.

Die Gesellschaft zum Studium Osteuropas ist eine seit der Vorkriegszeit bestehende halboffizielle Organisation des Auswärtigen Amtes, die in Berlin und anderen deutschen Grosstädten Ortsgruppen hat. Das Präsidium, das im Februar 1934 neu gebildet worden ist, setzt sich zusammen aus Vertretern des Auswärtigen Amtes, des Reichsinnenministeriums, des Reichspropagandaministeriums, des preuss. Kultusministeriums und einiger Persönlichkeiten der Wissenschaft und Politik. Ausser der besonderen Informationstätigkeit ist die Aufgabe der Gesellschaft die Veröffentli-

---

\*\*\* Quelle für Dokumente 1–3: UAL. Phil. Fak. B 2 / 20 <sup>24</sup>. Bl. 17ff. – Quelle für Dokument 4: Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 2 / 20 <sup>24</sup>. Bl. 30.

chung von wissenschaftlichen Einzelschriften, die Herausgabe der deutschen Ausgabe der russischen Aktenpublikation und Vortragstätigkeit. Ihr Organ ist die Zeitschrift »Osteuropa«.

An der Universität Berlin bestanden bis Sommer-Semester 1933 zwei Ordinariate für Osteuropäische Geschichte. Nach der Emeritierung Prof. Stählins wurde das planmässige Ordinariat mit dem persönlichen unter Prof. Hoetsch vereinigt, der seitdem allein das Fach der gesamten osteuropäischen Geschichte versieht, da es bisher keinen Privatdozenten dort gibt.

Durch Personalunion des Generalsekretärs der Gesellschaft mit einer Dozentenstelle an der Universität Berlin soll das Studium Osteuropas dem Plane gemäss wieder in grösserem Umfange durchgeführt werden.

Das Präsidium der Gesellschaft zum Studium Osteuropas und für die Universität der Ordinarius f. Osteuropäische Geschichte haben anlässlich des Wechsels des Generalsekretärs am 19. Februar 1934 Dr. Werner Markert folgendes Angebot einer solchen Doppelstellung als Generalsekretär des Gesellschaft – zugleich Schriftleiter der Zeitschrift »Osteuropa« – und als Dozent für osteuropäische Geschichte an der Universität Berlin ab 1. April 1934 unter folgenden Bedingungen gemacht:

Sofortige Habilitation, unter Wegfall der üblichen Bedingungen, für Geschichte Osteuropas, besonders Polens und Zwischeneuropas als Ergänzung des Ordinarius, und Beauftragung mit der Abhaltung von Übungen im Seminar für Osteuropäische Geschichte.

Übernahme des Postens des Generalsekretärs, dem die Bearbeitung der oben angeführten Aufgaben der Gesellschaft obliegt, wozu ihm Assistenten und Büro zur Verfügung stehen.

Ausserdem jährlich mindestens eine Reise im Auftrage und auf Kosten der Gesellschaft nach Russland und Polen.

Die Einnahmen dieser Stellung betragen RM 790.– monatlich als Fixum, brutto, das nicht der Beamtenkürzung unterliegt.

*Dokument 3*

## Gutachten.

Dr. Werner Markert, geboren 1905 in Leipzig, studierte 1925–31 an den Universitäten Leipzig, Heidelberg, Hamburg und Paris (als Austausch-Student) *Geschichte*, *Soziologie* und *Slavistik*. Er schloss sein Studium 1931 mit einer Arbeit über »Politische Soziologie in Rußland« (summa cum laude) ab. Nach einem Jahr wissenschaftlicher Weiterarbeit in Leipzig und Berlin, und einem weiteren in Moskau wurde Markert am 1. Mai 1933 wissenschaftliche Hilfskraft an der Ost-Europa-Abteilung des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte (Prof. Braun); nach der Emeritierung Professor Brauns am 1. Oktober 1933 wurde er mit der Leitung dieser Abteilung und mit der Abhaltung von Uebungen beauftragt. Das Thema der Übung, die Dr. Markert im WS. 1933/1934 gehalten hat, lautet: »Russland und Deutschland im Zeitalter der deutschen Erhebung«; für SS. 1934 hat er angekündigt (im Auftrag von Professor Dr. Freyer): »Deutschland und Polen von den Teilungen bis zur Gegenwart«.

Das planmässig auf Ost- und Südost-Europa gerichtete wissenschaftliche Studium Dr. Markerts ist durch eine grosse Anzahl von *Reisen* ergänzt und gefördert worden. Nachdem er bereits als Schüler (1923 und 1924) nach Ungarn und Jugoslawien gereist war, unternahm Markert 1925 und 26 Reisen nach Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, der Türkei (Kleinasien) und Griechenland und führte 1927/1928 drei Studienaufenthalte in der Tschechoslowakei durch. An slavischen Sprachen beherrscht er: Russisch, Polnisch und Serbisch.

Die Dissertation (1931) zeigte Markert als einen sehr gründlichen Kenner der politischen, soziologischen und geschichtsphilosophischen Literatur Russlands; die Arbeit, die sich über den Durchschnitt der Dissertationen hoch erhebt, erweist bereits, dass hier ein junger Wissenschaftler mit ganz klaren Zielen, grosser Arbeitskraft und solidem Wissen am Werke ist. Die Habilitationsschrift, die so gut wie vollendet ist und in den nächsten Wochen der Fakultät eingereicht werden soll, trägt den Titel: »Die Politik der Heiligen Allianz. Untersuchungen zur russischen Europa- und Balkanpolitik«. Aufgrund eines sorgfältigen Studiums des Archivmaterials in Berlin und Moskau unternimmt es Markert in dieser grossangelegten Arbeit, die typische Struktur der russischen Außenpolitik herauszuarbeiten; insbesondere geht er der Frage nach, wie europäische Ideologien in der Politik Russlands ausgewertet werden. Die Arbeit

stellt die russische Politik 1815/1817 unter sehr neuen Gesichtspunkten dar und gewinnt, durch gründliche Analyse dieses typischen Beispiels, zugleich wichtige Einsichten über das Verhältnis von Russland zu Europa überhaupt. –

Durch umfangreiche Aktenstudien in Paris hat sich Markert ferner das Material zu einer Arbeit über die Südosteuropa-Politik Frankreichs bereitgestellt. Wenn auch diese Arbeit, was bei der Jugend des Dr. Markert nicht zu verwundern ist, noch nicht abgeschlossen vorliegt, so kann doch bereits heute gesagt werden, dass Markert zur wissenschaftlichen Bearbeitung Ost- und Südost-Europas über so gründliche Materialkenntnis und so fruchtbare Fragestellungen verfügt wie wenige Forscher. Eine gute historische und soziologische Ausbildung, Kenntnis der in Betracht kommenden Länder und Sprachen und ein treffsicherer Blick für politische Wirklichkeiten vereinigen sich, um ihn für den Lehrstuhl geeignet zu machen.

Die Lücke, die sich durch die Emeritierung von Professor Braun ergab und in die Markert schon als Nichthabituierter einspringen musste, ferner aber auch seine höchst aktive Mitarbeit an studentischen und anderen Organisationen haben Markert reichlich Gelegenheit gegeben, seine ausgesprochen pädagogische Begabung zu beweisen. Er hat im vergangenen Semester im Kameradschaftshaus einen politischen Schulungskurs über Südosteuropa mit grossem Erfolg durchgeführt und seit einiger Zeit in der Burse Heimabende über Fragen des Aussendeutschtums und der Ostpolitik gehalten. In der Fichtehochschule Leipzig hält er seit einigen Semestern Vorlesungen über Zwischeneuropa und ist Leiter des Aussenamts der Fichtegesellschaft. Die Südostgruppe im Deutschen Akademischen Austauschdienst steht unter seiner Leitung, und er leistet auch hier Schulungsarbeit, ebenso vielfach im V. D. A.

An allen diesen Stellen erweist sich Markert als frischer, straffer und ausserordentlich wirksamer Dozent. Er versteht es schon jetzt ausgezeichnet, junge Studenten in die wissenschaftliche Arbeit einzuführen und insbesondere politisches Denken in ihnen zu erwecken. Markert ist Mitglied der NSDAP und politischer Truppführer in der SA III/106.

*Dokument 4*

Sächsisches  
Ministerium für Volksbildung

Dresden – N. 6 (PF), den 3. März 1934  
Carolaplatz 2

Femruf 52 151  
Reichsbank, Sächs. Staatsbank, Stadtbank Dresden  
Nr. 243, Postscheckamt Dresden Nr. 16000

Sprechtag beim Ministerium für wichtige Angelegenheiten:  
Dienstag und Freitag (von 11 – 13 Uhr)

A: 33 L 2

Das Ministerium für Volksbildung begrüßt den ihm unterbreiteten Plan, die Universität Leipzig zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Pflege der Südosteuropa-Angelegenheiten zu machen auf das wärmste. Es pflichtet der Universität völlig darin bei, daß Leipzig durch seine wissenschaftliche Ueberlieferung und wissenschaftliche Stellung im besonderen Maße berufen ist, diese Pflege erfolgreich durchzuführen.

Wenn das Ministerium für Volksbildung dennoch gegen den mündlichen und in Gegenwart des Betroffenen vorgetragenen Antrag, den Assistenten Dr. Markert zum planmäßigen außerordentlichen Professor zu ernennen und mit der früher von Professor Braun bekleideten Professur zu betrauen, erhebliche Bedenken hegt, so wird es hierzu durch folgende Erwägungen veranlasst:

Dr. Markert befindet sich noch in der Habilitation. Das Angebot, das ihm aus Berlin gemacht worden sein soll, bedeutet für ihn wissenschaftlich nicht eine derartige Anerkennung und Ehrung, daß allein dadurch seine Ernennung zum beamteten ao. Professor ohne vorausgegangene Habilitation gerechtfertigt erscheint. Das Ministerium für Volksbildung ist zudem auch nicht in der Lage, die Braunsche Professur in der nächsten Zeit wieder zu besetzen, weil es sich im Ausgleich für die Begründung einer Professur für Vorgeschichte dem Finanzministerium gegenüber verpflichtet hat, diese Professur freizuhalten. Es vermag sonach keinesfalls bereits in diesem Sommersemester eine Wiederbesetzung ins Auge zu fassen. Dann aber erscheint es dem Ministerium für Volksbildung besser, wenn Dr. Markert zunächst seine wissenschaftliche Bedeutung durch eine Habilitation ausweist und wenn nach ausreichender Bewährung erneut die Frage geprüft wird, ob diese Professur übertragen wer-

den kann. Das Ministerium für Volksbildung würde einer Uebertragung im gegenwärtigen Zeitpunkte nur dann näher treten können, wenn die Philosophische Fakultät darlegen könnte, daß die wissenschaftliche Bedeutung von Dr. Markert so einzigartig ist, daß von seiner Erhaltung für Leipzig die wissenschaftliche Betreuung der Osteuropa-Fragen abhängig ist. Das Ministerium für Volksbildung vermag jedoch bei der hohen Achtung, die es vor der Bedeutung der an diesen Fragen interessierten Mitgliedern der Fakultät hegt, diesem Gedanken zunächst nicht näherzutreten.

Ministerium für Volksbildung.

Für den Minister:

i. A.:

(gez.) Dr. Lange

Ausgefertigt:

Dresden, den 3. März 1934

An  
die Philosophische Fakultät  
zu *Leipzig*



6. ZUR AUSRICHTUNG AUF SÜDOSTEUROPA\*

*Dokument 1*

Sächsisches  
Ministerium für Volksbildung  
[...]

Dresden – N 6 (PF), den 14. Febr. 1936

An  
den Herrn Dekan der  
Philosophischen Fakultät  
zu *Leipzig*

A: 14 L 2.

Anliegend übersende ich Ihnen ein Stück der Niederschrift über die beiden Besprechungen, die am 10. I. ds. Js. im Rektorat der Universität Leipzig über eine Reihe von Fragen stattgefunden haben, die mit dem Ausbau der Universität zu einer Pflegestätte wissenschaftlich ausgerichteter Beziehungen zu Südost-Europa zusammenhängen. Ich ersuche, mir *baldigst* einen formellen und begründeten Antrag auf Errichtung eines Lehrstuhls und eines Instituts für Geschichte und Kultur Südost-Europas vorzulegen, sich hierbei über die Organisation, die Unterbringung, die Ausstattung und die Betriebsmittel für dieses Institut auszusprechen, sowie endlich geeignete Gelehrte für die Besetzung des erwähnten Lehrstuhls vorzuschlagen.

Ihrem Vortrag wollen Sie zwei Durchschläge beifügen.

Der Herr Rektor der Universität erhält Durchschlag dieser Verordnung.

Der kommissarische Leiter  
des Ministeriums für Volksbildung.  
Im Auftrag:  
(gez.) Studentkowski.

/ 1 Niederschrift.

Ausgefertigt:  
Dresden, den 14. Febr. 1936.

---

\* Quelle: UAL. Phil Fak. Bd. 2 / 20 <sup>45</sup>. Bl. 78ff.

*Dokument 2*

Dresden, den 12. Januar 1936.

I.

1. Am 10. ds. Mts. fand im Rektorat der Universität Leipzig eine vom Prorektor, Herrn Professor Dr. G o l f, vorbereitete Sitzung statt, um eine Reihe von Fragen zu prüfen, die mit dem Ausbau der Universität Leipzig zu einer Pflegstätte wissenschaftlich ausgerichteter Beziehungen zu Südosteuropa zusammenhängen.

An der Sitzung nahmen folgende Herren teil:

I. Für das Reichswissenschaftsministerium:

1. Archivrat Dr. Engel
2. Regierungsrat Dr. Hinz.

II. Für das Sächsische Volksbildungsministerium:

3. Ministerialrat von Seydewitz
4. Oberregierungsrat Studentkowski
5. Regierungsassessor Zinßer.

III. Für die Universität Leipzig:

6. Prorektor Professor Dr. Golf
7. Professor Dr. Gerber
8. Professor Dr. Münster
9. Professor Dr. Rudolf
10. Professor Dr. von Wartburg
11. Professor Dr. Trautmann
12. Professor Dr. Junker
13. Professor Dr. Freyer
14. Professor Dr. Helbok
15. Assistent Dr. Hermann Groß

Oberregierungsrat Studentkowski führte zu Beginn der Sitzung im Anschluß an die am 22. Januar 1935 vom damaligen Rektor der Universität Leipzig dem Sächsischen Volksbildungsministerium überreichte »Denkschrift über die Pflege und den Ausbau südosteuropäischer Studien an der Universität Leipzig« aus, daß die Universität sämtliche Voraus-

setzungen biete, um die in der Denkschrift angegebenen Ziele zu verwirklichen. Mittelpunkt der Pflege und des Ausbaues südosteuropäischer Studien werde eine neue Professur bilden müssen, für die als am besten geeignete Persönlichkeit Herr Professor Dr. Gesemann, der z. Zt. als Spezialist für die Kultur und Geschichte der südslawischen Völker, aber auch als Kenner des gesamten südosteuropäischen Problemkreises an der Deutschen Universität in Prag wirkt, in Frage kommt. Bevor sich jedoch die Beteiligten, insbesondere das Sächsische Volksbildungsministerium, über die Berufung Professor Gesemanns schlüssig werden können, müssen zunächst einige sachliche Vorfragen geklärt werden, um die Arbeitsgrundlagen des neuen Lehrstuhlinhabers umreißen zu können.

Die Vertreter des Reichswissenschaftsministeriums schlossen sich den Ausführungen von Oberregierungsrat Studentkowski an und erklärten insbesondere, daß auch das Reichswissenschaftsministerium die Universität Leipzig aus Gründen der geographischen Lage, der vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte und Einrichtungen und der Tradition vor allen übrigen Hochschulen des Deutschen Reiches als geeignete Pflegstätte für die Beziehungen zur Staaten- und Völkerwelt Südosteuropas anerkennen und weiterhin in der Berufung Professor Gesemanns ebenfalls die notwendige personelle Voraussetzung erblicken, um die Arbeit sämtlicher sich mit Südosteuropa befassenden wissenschaftlichen Kräfte der Universität einheitlich auszurichten und organisch miteinander zu verbinden.

2. Prorektor Golf erläuterte alsdann die Methoden der Vorarbeiten, die zur Abfassung der Denkschrift geführt haben. Alle am besprochenen Problemkreis interessierten wissenschaftlichen Kräfte der Universität Leipzig seien zunächst vom Rektor zu Gesamtsitzungen zusammengezogen worden, um alsdann in mehreren fachlich gegliederten Gruppen die Prüfung aller Voraussetzungen vorzunehmen, die den Anspruch der Universität Leipzig auf Ausbau zur Pflegstätte aller auch nur irgendwie geariteter kultureller Beziehungen zu Südosteuropa rechtfertigen.

Professor Gerber ergänzte die Darlegungen des Prorektors und den Inhalt der Denkschrift insoweit, als er das Interesse der Juristischen Fakultät an dem besprochenen Fragenkreis unterstrich. Einmal sei dieses Interesse durch die von Herrn Professor Dr. Langer wahrgenommene Professur für Minderheitenrecht gegeben. Die minderheitenrechtliche Bücherei der Juristischen Fakultät enthalte wertvolles Material über die

Minderheitenfrage Südosteuropas. Zudem sei das Interesse der juristischen Fakultät kirchenrechtlicher und luftrechtlicher Natur.

Oberregierungsrat Studentkowski stellte zur Erwägung, in Zukunft auch die Theologische Fakultät für die Kirchengeschichte Südosteuropas, insbesondere der deutschen Minderheiten in den südosteuropäischen Staaten zu interessieren.

3. Im weiteren Verlaufe der Sitzung wurde besprochen, welcher Art die einheitliche Ausrichtung und organisatorische Zusammenfassung aller an den Studien Südosteuropas interessierten wissenschaftlichen Kräfte der Universität Leipzig sein sollen. Es wurde festgestellt, daß die Gründung eines Institutes, in dem alle bisherigen Institute, die sich in der Hauptsache oder nebenbei nach dieser oder jener wissenschaftlichen Richtung hin mit südosteuropäischen Gesamt- und Einzelfragen befassen, aufgehen sollen, nicht in Frage kommt. Jedoch müsse ein »Institut für Geschichte und Kultur Südosteuropas« gegründet werden, das Herrn Professor Gesemann als wissenschaftliche Arbeitsgrundlage zur Verfügung zu stellen sei. Dieses Institut würde den Mittelpunkt aller anderen Institute bilden, die sich mit Teilfragen des südosteuropäischen Raumes beschäftigen. Zu diesen Instituten gehört unter anderen das Rumänische Institut und das mit dem Volkswirtschaftlichen Seminar verbundene Institut für mittel- und südosteuropäische Wirtschaftsforschung. Endgültige Entschließung darüber, ob das Institut für mittel- und südosteuropäische Wirtschaftsforschung bei den Wirtschaftswissenschaftlichen Instituten verbleiben oder dem neuen Institut für Geschichte und Kultur Südosteuropas angeschlossen werden soll, bleibt bis zur Emeritierung von Herrn Professor Dr. Wiedenfeld ausgesetzt. Weiterhin müssen auch andere Institute, die sich im Gesamtrahmen ihrer wissenschaftlichen Arbeit mit südosteuropäischen Fragen befassen, in Beziehung zu dem geplanten Institut zur Pflege der Geschichte der Kultur Südosteuropas gesetzt werden. Hierzu gehören: das »Slawische Institut«, das »Orientalische Institut«, das »Institut für Zeitungswissenschaften« und andere. Es müsse die Berufung Professor Gesemanns abgewartet werden, bevor im einzelnen die Art und Weise der Verbindung des geplanten Instituts mit den anderen, in ihrer Selbstständigkeit keineswegs zu behindernden Instituten, besprochen werden wird. Jedenfalls sei festzuhalten, daß der neue Lehrstuhlinhaber und das geplante Institut die wissenschaftliche Arbeit aller in Frage kommenden Institute zu befruchten und möglichst einheitlich auszurichten haben.

Eine längere Besprechung entspann sich darüber, in welcher Weise das frühere »Balkanarchiv« unter verändertem Namen, etwa »Südosteuropa-Archiv«, wieder zum Leben zu erwecken sei, um der künftigen, straff zusammengefaßten, nach Südosteuropa ausgerichteten Tätigkeit literarischen Ausdruck zu verleihen. Die Notwendigkeit einer Wiederbelebung der Zeitschrift wurde allseits anerkannt, jedoch soll die Besprechung von Einzelheiten ebenfalls erst nach der Berufung des neuen Lehrstuhlinhabers stattfinden. Die Vertreter des Reichswissenschaftsministeriums stellten zur Behebung von Zweifeln über die wirtschaftliche Rentabilität der geplanten Zeitschrift finanzielle Beihilfen des Reichswissenschaftsministeriums aus einem hierfür zur Verfügung stehenden Fonds in Aussicht.

4. Schließlich wurden folgende Einzelheiten zur Prüfung der sachlichen Voraussetzungen des besprochenen Planes behandelt.

a) Es wird sich die Notwendigkeit ergeben, ein Lektorat für die tschechische Sprache zu errichten. Diese Notwendigkeit ist auch bereits von interessierten militärischen Stellen unterstrichen worden, um der Pflege der westslawischen Sprachen (polnisch und tschechisch) aus begreiflichen Gründen mehr als bisher Vorschub zu leisten. Die Besetzung des Lektorats mit einem Tschechen, oder gar die Finanzierung dieses Lektorats aus Mitteln des tschechoslowakischen Staates komme aus mancherlei offenkundigen Gründen nicht in Frage. Wohl aber sei zu erwägen, das Lektorat mit einem tschechoslowakischen Staatsangehörigen deutscher Volkszugehörigkeit, also mit einem Sudetendeutschen, zu besetzen, der das Tschechische wissenschaftlich beherrsche. Die Beteiligten waren sich über die Notwendigkeit der Errichtung dieses Lektorats einig. Die Finanzierung soll dergestalt geschehen, daß die Mittel des von Dr. Duda betreuten türkischen Lektorats für das tschechische Lektorat verwendet werden. Herrn Dr. Duda wird die planmäßige Assistentenstelle von Herrn Professor Dr. Friedrich übertragen werden, sobald dieser selbst zum Professor ernannt ist. Außerdem wird die Philosophische Fakultät die Ernennung Dr. Dudas zum nichtplanmäßigen außerordentlichen Professor beantragen. Die Assyriologie, für die ursprünglich gesonderte Vertretung durch einen Privatdozenten mit Lehrauftrag beantragt war, wird Professor Friedrich mit zu vertreten haben.

b) Das Bulgarische hat seit dem Tode von Herrn Professor Weigand keine Pflege mehr an der Universität Leipzig erfahren. Die Bücher des »Bulgarischen Seminars«, das als Privatinstitut von Professor Weigand

geleitet wurde, sind teilweise Eigentum des Bulgarischen Studentenvereins Leipzig und teilweise Eigentum des bulgarischen Staates und befinden sich zur Zeit beim Bulgarischen Konsulat in Leipzig. Dieses ist jedoch, wie Prorektor Professor Dr. Golf erklärte, bereit, die Bücher zur Verfügung zu stellen, sobald das Bulgarische an der Universität Leipzig wiederum Pflege erföhre. Hierfür käme Herr Dr. Block, der Assistent des Rumänischen Instituts, in Frage, da er auch das Bulgarische beherrscht. Es wurde jedoch festgestellt, daß eine gleichzeitige Betreuung des Bulgarischen und Rumänischen durch Dr. Block nicht angängig sei, weil sich dadurch aus begreiflichen politischen Gründen das Interesse, dem das Rumänische Institut in Rumänien begegnet, zum Schaden einer gesamten südosteuropäischen Arbeit der Universität Leipzig vermindern würde. Insbesondere sei alsdann nicht damit zu rechnen, dass Rumänien dem Rumänischen Institut finanzielle Zuwendungen zuteil werden läßt, die nach den Angaben Dr. Blocks in Aussicht gestellt seien. Die Prüfung der Frage, ob eine finanzielle Unterstützung Dr. Blocks seitens Rumäniens angenommen werden könne, soll einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben.

c) Seit dem Tode Professor Weigands hat auch das Albanische keine Pflege mehr an der Universität Leipzig erfahren. Die Bücher des Albanischen Seminars, das ebenfalls ein von Professor Weigand geleitetes Privatinstitut war, sind Eigentum des albanischen Staates und befinden sich beim Albanischen Konsulat in Leipzig, das sie ebenfalls, sofern Lehre und Forschung des Albanischen in Leipzig wieder aufgenommen werden würden, zur Verfügung stellen würde.

5. Die Vertreter des Reichswissenschaftsministeriums baten hierauf, dem Reichswissenschaftsministerium die Denkschrift vom 22. Januar 1935 zuzuleiten, und sagten die Unterstützung der besprochenen Pläne nach jeder Richtung hin zu. Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

---

## II.

Im Anschluß an diese Sitzung fand eine weitere Sitzung statt, an der folgende Herren teilnahmen:

I. Für das Reichswissenschaftsministerium:

1. Archivrat Dr. Engel
2. Regierungsrat Dr. Hinz.

II. Für das Sächsische Volksbildungsministerium:

3. Ministerialrat von Seydewitz
4. Oberregierungsrat Studentkowski
5. Regierungsassessor Zinßer.

III. Für die Universität Leipzig:

6. Prorektor Professor Dr. Golf
7. Professor Dr. Münster
8. Professor Dr. Freyer
9. Professor Dr. Helbok.

In dieser Sitzung wurde folgendes besprochen:

1. Für den geplanten Lehrstuhl für Geschichte und Kultur Südosteuropas, auf den Herr Professor Gesemann berufen werden soll, soll der z. Zt. nicht besetzte und einst von Herrn Professor Dr. Freyer innegehabte ordentliche Lehrstuhl für Soziologie verwendet werden.

2. Als Betriebsstock des geplanten Instituts für Geschichte und Kultur Südosteuropas werden die Mittel der osteuropäischen Abteilung des Institutes für Kultur- und Universalgeschichte verwendet werden. Inwieweit vom Betriebsstock dieses Instituts infolge Übernahme von Arbeiten auf das geplante neue Institut weitere Mittel abzuzweigen sind, soll späteren Besprechungen vorbehalten werden.

3. Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte wird alle Bücherbestände, insbesondere die der bisher von Professor Braun geleiteten osteuropäischen Abteilung, soweit sie sich mit Südosteuropa und seinen Teilgebieten befassen, dem neuen Institut für Geschichte und Kultur Südosteuropas übergeben. Über Einzelheiten werden zur gegebenen Zeit Vereinbarungen zu treffen sein.

4. Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte wird einen seiner Assistenten, die seinerzeit durch die Übernahme des Assistenten des soziologischen Lehrstuhls um einen vermehrt worden sind, an das neue

Institut für Geschichte und Kultur Südosteuropas abgeben. Welche Assistentenstelle hierfür in Frage kommt, soll ebenfalls einer späteren Begegnung überlassen bleiben.

5. Die Beteiligten waren sich darüber einig, daß nunmehr die Initiative für die Errichtung und Besetzung des Lehrstuhls für Geschichte und Kultur Südosteuropas bei der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig ruht.

Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

Nachrichtlich:  
Unterschrift Zinßer



## 7. ZUR GRÜNDUNG DES SÜDOSTEUROPA-INSTITUTES\*

Zum Geleit!

Seit Jahrzehnten haben sich Gelehrte der verschiedensten Fachgebiete der Universität Leipzig mit der Erforschung Südosteuropas und der Förderung wissenschaftlich-kultureller Beziehungen dorthin befaßt; eine große Anzahl guter Kenner des Südostens ist jetzt in Leipzig tätig; sie haben sich im vergangenen Jahre im »Südosteuropa-Institut« der Philosophischen Fakultät zu einer Arbeits- und Forschungsgemeinschaft zusammengeschlossen. Hier soll im Austausch mit der Wissenschaft des Auslandes echte Forscherarbeit auf lange Sicht betrieben werden. Ausdruck dieser Zusammenarbeit und Organ der wissenschaftlichen Aussprache soll die »Leipziger Vierteljahresschrift für Südosteuropa« sein, die heute mit der vorliegenden Nummer und zwei Beiheften zuerst erscheint.

Möge die Zeitschrift nicht nur dazu dienen, wissenschaftliche Erkenntnisse zu veröffentlichen, sondern auch ein weiteres Band zwischen den Völkern und Staaten Südosteuropas und dem neuen Deutschen Reich knüpfen.

Leipzig, den 15. April 1937.  
Universität

Prof. Dr. Münster  
dz. Dekan der Philosophischen Fakultät  
als Präsident des Südosteuropa-Instituts.

---

\* Quelle: Leipziger Vierteljahresschrift für Südosteuropa. Hrsg. Südosteuropa-Institut an der Universität Leipzig. 1. Jg. Nr. 1. Leipzig 1. April 1937. S. 3.

8. ZUR BESETZUNG DES LEHRSTUHLS FÜR  
KULTUR UND GESCHICHTE SÜDOSTEUROPAS\*

19. März 1937.

Mü. / Lü.

An den Herrn

Nr. 21 a.

Zu A: 14 a L 2.

Reichsstatthalter in Sachsen – Landesregierung –  
Ministerium für Volksbildung,

*Dresden.*

Betr.: Besetzung des Lehrstuhls für  
Kultur und Geschichte Südosteuropas.

---

Unter Hinweis auf meine frühere Berichterstattung über die Schwierigkeiten, die sich bei der Ausarbeitung der Vorschläge für die Besetzung des Lehrstuhls für Kultur und Geschichte Südosteuropas ergeben haben, erlaube ich mir heute in Erledigung der neuerdings eingegangenen dringlichen Aufforderung des Ministeriums vom 16. ds. Mts. folgendes zu unterbreiten:

Die sich widersprechenden Ansichten über Professor Gesemanns Charakter und Zuverlässigkeit haben selbstverständlich auch bei der fachwissenschaftlichen Beurteilung zu einer besonders vorsichtigen und kritischen Einstellung diesem Manne gegenüber geführt. Um der Aufforderung des Ministeriums vom 23. 1. 1937 nach Einreichung von Vorschlägen nachzukommen, habe ich zunächst versucht festzustellen, ob es ausser G. noch andere Gelehrte gibt, die für die in Leipzig errichtete Professur für Kultur und Geschichte Südosteuropas in Betracht kommen. Dieses Bemühen war leider ergebnislos. Alle Genannten reichen fachwissenschaftlich auch nicht annähernd an G. heran. Nur G. verdient überhaupt, dass man in diesem Zusammenhange über ihn diskutiert. Nachdem sich früher schon sämtliche Kommissionsmitglieder mit einem Bericht einverstanden erklärt hatten, der G. in überschwinglichen Tönen

---

\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 2 / 20<sup>45</sup>. Bl. 223ff.

lobte, habe ich aufgrund der in meinem Bericht vom 20. 11. 1936 mitgeteilten Ereignisse, um ganz sicher zu gehen, nochmals die 4 wichtigsten Kommissionsmitglieder zur ausführlich begründeten Stellungnahme aufgefordert. Dabei hat sich herausgestellt, dass die Herren Freyer und Juncker nach wie vor für G. eintreten, während die Herren Helbok und Trautmann jetzt gegen ihn sich ausgesprochen haben. Aufgrund dieser vier Urteile, sowie des gesamten vorliegenden Materials und einer mehrstündigen Unterredung mit G. habe ich nun versucht, mir persönlich ein Bild von G.s Arbeiten zu machen und auch selbst zwei seiner Schriften eingehend geprüft. Das Ergebnis meiner Bemühungen kann nur als eine persönliche Meinung von mir und nicht als die der Kommission oder die der Fakultät angesehen werden. Die Kommission hat sich durch ihre Wankelmütigkeit als schlechte Beraterin des Dekans erwiesen; und der Fakultät kann ich die Angelegenheit – wie schon am 20. 11. 1936 berichtet – erst dann wieder vorlegen, wenn die seinerzeit gegen G.s Charakter und politische Einstellung erhobenen Bedenken, über die ich durch Übersendung der betreffenden Urteile eingehend berichtet habe, von Regierungsseite aus entkräftet worden sind. Die Fakultät ist nämlich unter dem Eindruck des bisherigen Verlaufs des Berufungsverfahrens unsicher und unschlüssig geworden, zumal es fakultätsbekannt ist, dass der Leipziger Dozentenschaftsleiter, Prof. Dr. med. Clara Ende des Wintersemesters in Berlin bei dem neuen Amtschef im Reichserziehungsministerium, Herrn Minister Wacker, auch gegen G. gesprochen hat\*\* und nach Aussage des Dozentenschaftsvertrauensrats, Prof. Dr. Borowski, erreicht hat, dass der neue Amtschef »vollkommen uninteressiert an einer Berufung G.s ist«.

Ich glaube aber kaum, dass es Schwierigkeiten machen würde, die Fakultät zu einem günstigen fachwissenschaftlichen Urteil über G. zu bringen, wenn die charakterlichen und politischen Bedenken von Berlin aus zerstreut werden könnten und somit eine ruhige Beurteilungsbasis geschaffen würde.

---

Um die fachwissenschaftliche Eignung G.s für die Leipziger Professur erklären zu können, bedarf es folgender grundsätzlicher Erwägungen:

---

\*\* Im Dokument »auch über aus«.

Das am 30. 9. 1936 an der Leipziger Universität neubegründete Südosteuropa-Institut ist von Anfang an als eine *Arbeitsgemeinschaft* gedacht worden, die alle mit südosteuropäischen Problemen beschäftigten Forscher und Institute an unserer Universität umfassen soll; die Organisation nach vier Sachgruppen, die je einen eigenen Leiter haben, spiegelt diesen Willen zur Allseitigkeit der südosteuropäischen Studien wider. Auf der anderen Seite ist von Anfang an der Gesichtspunkt festgehalten und zu wiederholten Malen betont worden, dass dieser arbeitgemeinschaftlichen Organisation ein *persönlicher Mittelpunkt* gegeben werden muss in einem Forscher, der hauptamtlich und ausschliesslich an südosteuropäischen Fragen arbeitet (während alle Leiter der Sachgruppen zufolge ihres Lehrauftrags und ihrer Arbeitsweise ja nur einen Teil ihrer Arbeitskraft dem Südosten zu widmen imstande sind).

Der Erreichung dieses Ziels diene die Errichtung einer Professur und eines Instituts für Kultur und Geschichte Südosteuropas. Von demjenigen Forscher, der die einzelnen Glieder der Arbeitsgemeinschaft wissenschaftlich zusammenfassen soll, wird nämlich zweierlei zu fordern sein:

I. Er darf in seiner Interessenrichtung und Arbeitsweise nicht auf eines der Sachgebiete ausschliesslich beschränkt sein, muss vielmehr die *Gesamtkultur* Südosteuropas in möglichst vielen ihrer Teiläusserungen übergreifen, – wenn er auch, wie jeder wissenschaftliche Forscher, seinen Ausgangspunkt notwendig in einer Spezialwissenschaft wird haben müssen. Es empfahl sich daher (als die Sachgebiete am ehesten übergreifend) die Kennzeichnung der neuen Professur als einer solchen für *Kultur und Geschichte Südosteuropas*.

II. Ebenso wenig wie dem sachlichen Forschungsgebiet und der Methode nach darf der Betreffende *gebietsmässig* ein Spezialist sein, er muss vielmehr möglichst grosse Teile der südosteuropäischen Welt, im idealen Falle den ganzen Südostraum zu überschauen fähig sein.

Eine Persönlichkeit, die diese beiden Forderungen fachwissenschaftlich vollkommen erfüllt, ist, wie aufgrund eingehender Beratungen behauptet werden kann, zurzeit nicht vorhanden. Prof. G., den ich hiermit für die Professur für Kultur und Geschichte Südosteuropas unter der Bedingung vorschlage, dass die gegen ihn erhobenen Bedenken charakterlicher und politischer Art sich als nicht stichhaltig erweisen, erfüllt die beiden Anforderungen wenigsten annähernd und unter allen in Betracht Kommenden am meisten.

Seinem Blickfeld nach ist G. zweifellos vorwiegend Balkanforscher, insonderheit Kenner *Südslaviens*. Hier hat er jahrelang gelebt und gelehrt, auf diesem Gebiet liegen seine wichtigsten Arbeiten fast ausschliesslich, und als Erforscher und Darsteller der südslavischen Literatur und Kultur geniesst er seinen allgemeinen Ruf (vor allem auch in Südslavien selbst).

Aber nicht nur seine slavistischen, sondern auch seine kulturgeschichtlichen Interessen haben ihn doch darüber hinaus in weitere Gebiete des Südostraums geführt. Neuerdings hat er z. B., zusammen mit Ziwka Dragnewa, eine Sammlung bulgarischer Erzähler herausgegeben. Die Tschechoslowakei kennt er aus langen Lehr- und Kampffahren wahrhaft aus eigener Anschauung. Dass ihm andere Gebiete, auf die es uns in Leipzig auch ankommt, ferner liegen (z. B. die Türkei), ist gewiss. Doch ist ein wissenschaftlicher Kenner des *gesamten* Südosteuropas, wie gesagt, zurzeit nicht zu finden; und dass G. s Forschungen in einem bestimmten Land, und zwar in dem für Deutschland gegenwärtig besonders wichtigen Südslavien, ihr festes Zentrum haben, das bedeutet u. a. auch einen Vorteil.

Dem Fach und dem methodischen Vorgehen nach ist G. von Haus aus Philologe, insbesondere Literaturgeschichtler. Er begann (1920) mit einer Textausgabe der von seinem Lehrer Berneker aufgefundenen sog. Erlanger Liederhandschrift aus dem 18. Jhrdt. (1925 erschienen), die er leider unter dem wirtschaftlichen Druck der Zeit auf eine Textveröffentlichung beschränken musste. 1926 brachte er unter dem Titel »Studien zur südslavischen Volksepik« eine Sammlung von Aufsätzen heraus, die als Vorarbeiten zu einer Gesamtdarstellung des serbokroatischen Heldenliedes gedacht sind; ein wichtiges Sonderproblem des Heldenliedes, das Kompositionsschema, ist darin gut und förderlich behandelt.

Die nächste grössere Arbeit, die im Jahrbuch der Charakterologie 1928 erschienene »Volkscharaktertypologie der Serbokroaten« zeigt G. bereits auf dem Weg von der philologischen zur völkerpsychologischen Forschung; doch wird der Wert dieser klar und anregend geschriebenen Arbeit gerade von slavistisch-philologischer Seite anerkannt. Wie die Überbrückung von Fachgrenzen und die Kreuzung verschiedenartiger wissenschaftlicher Methoden, wenn sie richtig gedacht ist, der Forschung immer förderlich ist, so hat sich auch hier die Verbindung philologisch-literaturgeschichtlicher mit völkerpsychologisch-kulturgeschichtlichen Fragestellungen als sehr fruchtbar erwiesen.

Den mit dieser Arbeit eingeschlagenen Weg hat nun G. in den letzten acht Jahren konsequent weiterverfolgt. Er ist heute nicht mehr in erster

Linie Philologe, seinem Hauptinteresse und seiner eigentlichen Begabung nach ist er wohl überhaupt nicht als solcher anzusprechen. Sondern er hat sich, wenn auch unter Festhaltung seines Ausgangspunktes, immer stärker zu kulturgeschichtlichen und soziologischen Problemen hinentwickelt. Die Volksepik der Südslaven, die er gründlich und aus eigener Anschauung kennt, wird ihm zum Ausgangspunkt für eine Erforschung und Darstellung der gesamten Lebensordnung und Wesensart der südslavischen Stämme, vor allem ihrer heroischen Patriarchalität. G hat damit eine Fragestellung angepackt, in der er gewiss Vorgänger fand, z. B. Cvijić, den unausschöpflichen W. H. Riehl der Südslaven, der er aber – gerade durch die Auswertung der Volksepik – neue und sehr wesentliche Ergebnisse abzugewinnen wusste. Als Teilstück zu einer vollständigen Darstellung der Patriarchalität und der Gentilsysteme der Balkanslaven hat G. 1934 seine Studie »Der montenegrinische Mensch« vorgelegt, in der er an der Hand der Kurzgeschichten und aufgrund einer eingehenden Kenntnis des Landes und der Menschen den heroischen Lebensstil des Montenegriners herausgearbeitet und eine lebendige Schilderung der gesamten Lebensverhältnisse, besonders der Verfassungszustände gegeben hat.

In den letzten Jahren hat G. einige Arbeiten geliefert, die ihn sogar ausgesprochen als Historiker erscheinen lassen, so z. B. den Hauptbeitrag »Volk, Landschaft und Kultur« in dem von Thierfelder in Verbindung mit dem Südostausschuss der Deutschen Akademie herausgegebenen Buch »Das Königreich Südslavien«; ferner in dem Handbuch der Kulturgeschichte von Kindermann den Beitrag über die serbokroatische Kultur. Beides sind ihrer Bestimmung nach nicht rein wissenschaftliche Arbeiten, sondern auf einen breiteren Leserkreis berechnet; sie bieten daher keine originalen Forschungen, zeigen aber, indem sie von der Länderkunde und Siedlungsgeschichte bis zu den kulturellen und politischen Fragen des gegenwärtigen südslavischen Staates reichen, die Weite seines Blicks und seine Fähigkeit zu knapper, eindringlicher Darstellung. Mit dem kulturgeschichtlichen verbindet G. den *kulturphilosophischen Blick*, wie fast alle seine Schriften, vor allem aber einige Vorträge (z. B. »Vom Wesen des Westens und Wesen des Ostens«) beweisen.

Mit der geschilderten Wandlung Gs vom Philologen zum Kulturgeschichtler hängt es wohl im wesentlichen zusammen, dass das fachwissenschaftliche Urteil über ihn einhellig ist. Vom Standpunkt des zünftigen Philologen aus muss sich sein Bild etwa so darstellen: er habe zwar anfangs nützliche und versprechende Arbeiten geleistet, sei aber dann

aus der Philologie ausgebrochen und habe sich in allgemeine kulturwissenschaftliche Fragen verloren; der Vorwurf des sog. »Journalismus« ist dann leicht zur Hand, besonders da die Fähigkeit G.s zu lebendiger, fesselnder Darstellung, die oft künstlerische Züge trägt, nicht bestritten werden kann.

Die andere Seite dagegen, diejenige der Historiker, sieht in G. leicht nur den Outsider, der erst nachträglich zu geschichtlichen Forschungen übergegangen ist, und dessen volle Sicherheit auf dem neuen Gebiet daher von vornherein zu bezweifeln sei; wobei oft Forderungen, die z. B. an den Historiker der deutschen Geschichte zu stellen sind, sehr zu Unrecht auf das Forschungsgebiet G.s übertragen werden.

In Wahrheit handelt es sich bei G. um einen bewusst vollzogenen Brückenschlag, um einen planmässigen Fortschritt von rein literaturgeschichtlichen zu sehr viel umfassenderen – nämlich allgemein-kulturwissenschaftlichen Problemen. Dass jeder, der eine solche Ausweitung seines Arbeitsgebiets vornimmt, von beiden Seiten her angefochten zu werden pflegt, lehrt die Erfahrung. Sie lehrt aber auch, dass auf diesem Wege neue Durchblicke und Überblicke gewonnen werden können, – vorausgesetzt natürlich, dass der Betreffende wissenschaftliche Qualitäten einzusetzen hat, und dass die Verbindungen, die er schlägt, richtig gedacht sind. G. hat soviel Geist und – als einer der besten Kenner Südslaviens, die es heute gibt – soviel Sachkenntnis einzusetzen, dass die Synthese, die er plant, nicht als ein wissenschaftliches Abenteuer, sondern als berechtigtes Unternehmen gewertet werden muss. Und besonders sein Grundgedanke, von der Volksepik aus das gesamte Volks- und Kulturleben aufzuschliessen, muss schon nach dem bisher vorliegenden Proben als höchst fruchtbar bezeichnet werden.

Es ist stark zu beachten, dass sich G. bei den südslavischen Gelehrten selbst eines ausgezeichneten Rufes erfreut. Er ist z. B. vor kurzem zum ordentlichen Mitglied der Historischen Gesellschaft in Novisad (Neusatz), an deren Spitze der führende Historiker der Belgrader Universität, Prof. Stanoje Stanojević steht, ernannt worden. Die Besprechungen der Werke G.s in der wissenschaftlichen Literatur Südslaviens sind durchweg voll Lobes, z. T. bis zur Überschwenglichkeit. Aber auch über die wissenschaftlichen Fachkreise hinaus ist G. in Südslavien eine höchst angesehene Persönlichkeit, ja geradezu eine moralische Macht. Mag dabei auch der Stolz, dass sich ein deutscher Gelehrter so intensiv mit der südslavischen Geschichte und dem südslavischen Wesen beschäftigt, – mag ferner die klare Stellungnahme G.s für das serbische

Element in Südslavien im Spiele sein, – die hohe Schätzung, deren sich G. in Belgrad erfreut, ist jedenfalls eine unbestreitbare Tatsache, die für unser Leipziger Südosteuropa-Institut schwer ins Gewicht fällt und die wohl auch die Deutsche Akademie bewogen hat, G. nach wie vor als ihren Vertrauensmann für Südosteuropa heranzuziehen. G. ist der Vorsitzende des Südosteuropa-Ausschusses der Deutschen Akademie, dem der Präsident des Leipziger Südosteuropa-Instituts auf Wunsch der Regierung und auf Wunsch des Präsidenten der Deutschen Akademie angehören soll und angehört. Es ist aber ein undenkbarer Zustand, dass der Präsident des Leipziger Südosteuropa-Instituts einem Manne unterstellt werden soll, der charakterlich und politisch so schlecht beurteilt worden ist. Ich vertrete erneut die Auffassung, dass der Leiter des Südosteuropa-Ausschusses der Deutschen Akademie auch für eine Südosteuropa-Professur in Leipzig geeignet sein müsste.

Übrigens haben sich die Mitglieder des Beirats des Südosteuropa-Instituts, das sind die ordentlichen Professoren Freyer, Golf, A. Hoffmann, Junker und Weickmann, einstimmig meiner obigen Beurteilung ausdrücklich angeschlossen. Die Meinung dieser fünf Herren, von denen zwei Parteigenossen sind, ist stark zu beachten, denn sie sind ja für die Südosteuropa-Ausrichtung der Universität Leipzig von der Regierung als in 1. Linie zuständig anerkannt worden.

Einige weitere Briefe und Äußerungen über G., die inzwischen hier eingetroffen sind, überreiche ich in der Anlage.

Heil Hitler!

Unterschrift Münster  
d. Z. Dekan  
der philologisch-historischen Abteilung  
der Philosophischen Fakultät

/ 1 Schriftenverzeichnis,  
div. Briefe



9. ZUR ERRICHTUNG VON ZWEI SLAWISCHEN LEKTORATEN\*

*Anschreiben von Trautmann an die Philosophische Fakultät*

Leipzig, den 10. November 1935

Euer Spektabilität

lege ich den gewünschten Berichtsentwurf in Angelegenheit der Errichtung zweier slavischer Lektorate an der Universität Leipzig vor und erlaube mir gleichzeitig auf einiges mit dieser Sache in Verbindung Stehende hinzuweisen:

Unserer Fakultät ist es in den letzten Jahren hinsichtlich der Pflege der Slavica oder ganz nahe stehender Gebiete nicht gut gegangen, denn wir haben einen für eine so grosse Universität wie Leipzig eigentlich beschämenden Abbau erduldet. Wir büssten die Professur für baltische Sprachen ein – und Prof. Gerullis betrieb Litauisch und Lettisch auch praktisch. Es folgte die Lehrkanzel für osteuropäische Geschichte – obwohl Prof. Braun den Studien denkbar günstigen Auftrieb zu geben verstand; dann verloren wir sogar das einzige slavische Vollektorat, das für Russisch, das jetzt nur verwaltet werden kann, solange Dr. Braun in Leipzig zur Verfügung steht. Die eine zeitlang geplante Errichtung eines Lektorats für Sorbisch kam nicht zustande, ebenso wenig das von mir gewünschte für Tschechisch. Demgegenüber verfügt aber die Universität Berlin über – m. W. fünf – Lektoren für die wichtigeren slavischen Sprachen.

Das Vorlesungsverzeichnis der letzten Jahre erweist nun, dass in regelmässigem Turnus die slavischen Hauptsprachen mit einer Einführung für Anfänger und anschliessender Textlektüre gepflegt wurden – neben dem wissenschaftlichen Betrieb, der an erster Stelle zu stehen hat: aber zur planmässigen Heranbildung von Dolmetschern konnte das nicht ausreichen, es kam auch bisher nicht in Frage. Dafür kann ich aber verweisen, dass unser Leipziger wissenschaftlicher Nachwuchs umso erfreulicher war: von Leipzig ausgegangen sind z. B. die Herren Regierungsrat Dr. Hinz, Referent für Slavica im Reichswissenschaftsministe-

---

\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 2 / 27<sup>26</sup>. Bl. 7ff.

rium, und Dr. Markert, Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, beides als Slavisten meine Schüler:

Soll nun im *praktischen* Betrieb der slavischen Sprachen an der Universität Leipzig ein Wandel erfolgen, so genügt freilich die Errichtung von Lektoraten auch noch nicht, – vielmehr müssen zunächst die Studenten Anreiz und Veranlassung erhalten Slavistik überhaupt oder ein, zwei slavische Sprachen gründlich zu treiben! Das kann aber nur entweder durch direktes Abkommandieren geeigneter Persönlichkeiten oder durch Anreiz einer – bisher nicht existenten – praktischen Verwertung der Studien geschehen. Es ist ja einleuchtend, dass aus der grossen, an den Leipziger Schulen angestellten Zahl der Romanisten und Anglisten, sowie der sich dazu vorbereitenden Studenten eine genügende Anzahl Dolmetscher leicht zur Verfügung steht: an diesen Schulen ist m. W. nicht ein einziger Slavist angestellt. –

An sich würde sich an unserer Universität der genügende Stamm finden lassen, – ich denke vor allem dabei an Juristen, Geographen, Zeitungswissenschaftler, Historiker, Neuphilologen. Aber der notwendige Wandel kann nur von Regierungsseite geschehen und zwar in beiden betonten Richtungen.

Heil Hitler!

Unterschrift Prof. R. Trautmann.  
Leipzig, den 14. November 1935.

U. R.

an Herrn Kollegen Junker  
zur gefl. Äusserung und evtl.  
Änderung des Berichtsentwurfs.

Heil Hitler!

Unterschrift Münster  
d. Z. Dekan  
der philologisch-historischen Abteilung  
der philosophischen Fakultät

Handschriftlich:  
Mit Begleitschreiben und Neuentwurf  
zurückgereicht.  
18. 11. 35. Unterschrift Junker

*Berichtsentwurf von Trautmann*

Die Universität Leipzig hat als Grenzuniversität gegen Südosten ganz besonders die Aufgabe, die Kenntnis der benachbarten slawischen Länder, in erster Linie aber ihrer Sprachen, zu fördern. Die Lage Leipzigs in unmittelbarer Nähe der tschechischen Grenze macht zunächst eine intensive Beschäftigung mit dem Tschechischen erforderlich, um dem bisherigen unhaltbaren Zustand, bei dem die Berichterstattung über die innertschechischen Verhältnisse im wesentlichen noch auf die Vermittlung deutschsprechender Tschechen angewiesen ist, möglichst bald ein Ende zu bereiten. Dies um so mehr, als die Universität Leipzig die gegebene Bildungsstätte für die grenzdeutsche Bevölkerung ist, sowie auch im Hinblick auf das besonders lebendige Interesse der Leipziger Universität an allen Fragen des Grenzlanddeutschtums. Aus dem letztgenannten Grunde ist auch die Pflege des polnischen Sprachunterrichts als eine überaus wichtige Aufgabe zu bezeichnen, da die Ausbildung sprachkundiger deutscher Studenten geradezu die Voraussetzung für eine erfolgreiche Grenzlandarbeit auf kulturellem und politischem Gebiet bildet, wie sie von der Leipziger Universität aus bereits mehrmals tatkräftig in Angriff genommen wurde. Tatsächlich ist das Interesse der Leipziger Studentenschaft am Studium der slawischen Sprachen sichtlich im Steigen begriffen; jedes Semester bringt zahlreiche Anfragen aus studentischen Kreisen nach Ausbildungsmöglichkeiten in tschechischer, polnischer und russischer Sprache.

In Erkenntnis dieser Notwendigkeit hat das Slawische Institut der Universität Leipzig seit mehreren Semestern planmässig versucht, den Unterricht in diesen Sprachen zu fördern. Dem Institut ist ein russisches Lektorat angegliedert, bei dem jedes Semester ein Anfänger-, Mittel- und Oberkurs abgehalten wird. Da jedoch das Lektorat nur als nicht planmässige Stelle ohne feste Besoldung geführt wird, mussten manche an sich notwendig erscheinenden Arbeiten auf diesem Gebiete notwendigerweise zurückgestellt werden.

Noch grösseren Schwierigkeiten begegnete die Durchführung des praktischen Unterrichts in der tschechischen und polnischen Sprache. Es werden am Institut systematisch jedes Semester Einführungskurse in einer der slawischen Sprachen abgehalten, wobei das Tschechische und Polnische bevorzugt behandelt werden. Da jedoch das Institut sämtliche slawischen Sprachen zu betreuen hat und nur zwei Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, so müssen diese Einführungskurse – die durch-

schnittlich von 8–15 Studierenden besucht wurden – in bestimmter Reihenfolge auf verschiedene slawische Sprachen verteilt werden. Die Kurse in den wichtigsten Sprachen – tschechisch und polnisch – können demnach nur alle zwei bis drei Semester angekündigt werden, und dasselbe gilt auch für die anschliessenden Kurse für Fortgeschrittene. Unter solchen Umständen ist natürlich eine planmässige Heranbildung sprachkundigen studentischen Nachwuchses nicht möglich. Die Studierenden, die sich in den Zwischensemestern zur Ausbildung für eine z. Zt. nicht angekündigte Sprache melden, müssen zurückgewiesen werden; die Teilnehmer an den Anfängerkursen können infolge der zwangsläufigen Unterbrechungen nicht bis zur vollen Beherrschung der betreffenden Sprache – wozu jeweils mindestens 4–5 Semester erforderlich wären – ausgebildet werden, da sie in der Regel bei der Wiederkehr des für sie in Frage kommenden Kurses entweder nicht mehr in Leipzig sind, oder ihre Studienarbeit inzwischen bereits so eingeteilt haben, dass für die Fortsetzung der slawischen Sprachstudien keine Gelegenheit mehr übrig bleibt. Diejenigen, die die in dem Einführungskurs erworbenen Kenntnisse ausbauen wollen, müssen daher auf selbständige Weiterarbeit unter Aufsicht des betreffenden Dozenten verwiesen werden – wozu begrifflicherweise nur die wenigsten die erforderliche Energie aufbringen. Schliesslich ergibt sich aus dieser Sachlage, dass die Interessenten, die bereits über mehr oder weniger ausgedehnte Vorkenntnisse verfügen, nur in seltenen Fällen eine ihren Kenntnissen entsprechende Fortbildungsgelegenheit finden, da sich in den zeitlich weit auseinanderliegenden Kursen naturgemäss Studierende von sehr verschiedenen Kenntnissen und Interessen zusammenfinden und ein Eingehen auf die besonderen Fähigkeiten und Erfordernisse nicht möglich erscheint. Die dauernde Veranstaltung von Spezialkursen, die den verschiedenen Vorkenntnissen und Interessen entsprächen, würde aber – namentlich bei Berücksichtigung von zwei und mehr Sprachen gleichzeitig – einen ausserordentlichen Zeit- und Kraftaufwand bedeuten und den wissenschaftlichen Betrieb am Institut völlig lahm legen. Immerhin konnten im Laufe der letzten Semester mehrere Studierende soweit ausgebildet werden, dass sie imstande sind, Zeitungen, wissenschaftliche Werke und sonstige schriftliche Unterlagen in einer oder mehreren slawischen Sprachen zu benutzen; eine Ausbildung zu schwierigeren sprachlichen Arbeiten (schwierigere Uebersetzungen und das eigentliche Dolmetschen, d. h. die Fähigkeit, die Umgangssprache mit allen ihren Abweichungen exakt

aufzunehmen und selbst zu handhaben) scheiterte jedoch an den oben geschilderten Schwierigkeiten.

Die Beseitigung dieser Schwierigkeiten ist – abgesehen von Massnahmen, die von Seiten der Studentenschaft zu treffen wären – nur dann zu erwarten, wenn die Möglichkeit gegeben ist, laufend, von Semester zu Semester, alle in Frage kommenden Interessenten, vom Anfänger bis zum weit Fortgeschrittenen mit speziellen Ausbildungswünschen, zu erfassen. Dazu ist eine weitgehende Differenzierung des Unterrichts, die Abhaltung zahlreicher Spezialkurse, unerlässlich. Das setzt aber voraus, dass für die wichtigsten slawischen Sprachen Lehrkräfte vorhanden sind, die sich voll und ganz der keineswegs leichten Aufgabe des slawischen Sprachunterrichts widmen und die Zahl der abzuhaltenden Kurse je nach Erfordernissen vermehren können. Dieses Ziel kann nur durch *Errichtung von hauptamtlichen, ausreichend besoldeten Lektoraten* der tschechischen und polnischen Sprache erreicht werden. Nur auf diese Weise kann dem slawischen Sprachunterricht die Intensität und Stetigkeit verliehen werden, die erforderlich sind, um wirklich sprachkundige Fachleute (Dolmetscher) aus studentischen und sonstigen interessierten Kreisen heranzubilden. Die Universität Leipzig würde dadurch um eine spezielle Ausbildungsmöglichkeit bereichert werden, die wissenschaftlich und praktisch von gleich grosser Bedeutung ist.

Es erübrigt sich, hier noch besonders auf die ausserordentliche Wichtigkeit hinzuweisen, die ein eingehendes Studium der slawischen Welt in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung für Deutschland überhaupt besitzt. Begrenzt sie doch das deutsche Volkstum nahezu an dessen ganzer Ost- und Südostfront. In Anbetracht dieses Umstandes, dessen Bedeutung die Geschichte der letzten Jahrhunderte genugsam klargestellt hat, muss der Ausbau solcher Studien als ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit bezeichnet werden. Auch in dieser Richtung würde sich die Errichtung von Lektoraten aufs günstigste auswirken, denn die damit verbundene Entlastung der wissenschaftlichen Lehrkräfte würde auch eine wesentliche Verbreiterung und Vertiefung des slawenkundlichen Unterrichts ermöglichen; es würde die Möglichkeit zur Abhaltung zahlreicher historischer, volkskundlicher, sprachwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Kurse gegeben sein, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen hinter den dringenden Bedürfnissen des praktischen Sprachunterrichts zurücktreten müssen.

*Stellungnahme Junkers an den Dekan*

Indogermanisches Institut  
der Universität

Leipzig, den 18. 11. 35  
Universitätsstr. 15 I

## Spectabilis!

Ich halte leider den Entwurf des Koll. Trautmann für ganz abwegig. Begründet er doch im wesentlichen die Notwendigkeit der Lektorate – in Wahrheit nur des tschechischen! – mit seinem und Dr. Brauns Bedürfnis nach Entlastung. Ich kann mir aber nicht denken, dass das Ministerium Sinn dafür hat, dass die beiden Herren bei maximal 15 Hörem »entlastet« werden müssen. Es ist auch unverständlich, warum nicht nach dem *Bedarf* die Vorlesungen und Übungen eingerichtet werden, vielmehr, in Übertragung der l-art pour l'art-Maxime auf die Wissenschaft, der Reihe nach die verschiedenen slavischen Sprachen durchgeackert werden und die Schüler zurückgestellt werden »müssen«. Schliesslich sind die Hochschullehrer doch für die Schüler da und nicht umgekehrt. Ich halte es auch für abwegig, wenn neben den Forderungen zweier Lektorate zugleich bemerkt wird: die Sache geht aber auch dann noch nicht gut, wenn nicht Slavisch Pflichtfach wird. Da *muss* die Regierung ja den Eindruck bekommen, dass wir Überflüssiges verlangen! Und wenn H. Trautmann am Schlusse bemerkt, dass hinter dem »praktischen Sprachunterricht« – den m. W. doch nur H. Braun im Russischen erteilt – jetzt der ausgebreitete wissenschaftliche zurücktreten müsse, so erweckt das den Anschein, als ob z. Zt. schon ein solcher praktischer Unterricht im Polnischen und Tschechischen bestünde, wie er gewünscht wird, und muss bei der Regierung zu der Auffassung führen, dass Lektoren gar nicht nötig sind. Ich habe den Eindruck, dass die beiden Hn. nicht gestehen wollen, dass sie den praktischen Unterricht gar nicht so erteilen können, wie er gebraucht wird, nämlich vornehmlich eben *praktisch* und zum Erwerb einer ausreichenden – nicht vollkommenen! – *Sprachfertigkeit*, und begreife eine solche Einstellung um so weniger, als die ausgezeichnet Englisch und Französisch sprechenden Romanisten und Anglisten doch *auch* ihre Sprachlektoren haben: denn so gut und so idiomatisch kann eben kein Deutscher eine fremde Sprache, dass er darin wirklich Vorbild sein möchte!

Ich habe mir daher erlaubt, Ihnen einen andern Entwurf vorzulegen, der m. E. knapp und klar die Notwendigkeit praktischer Spracherler-

nung für alle Interessenten an Grenzlandaufgaben & für militärische Zwecke herausstellt. Die krampfhaftige Deduktion der Lektorate aus der *wissenschaftlichen* Aufgabe des slavischen Instituts habe ich weggelassen.

Heil Hitler! Ihr

Unterschrift Junker

*Gegenentwurf von Junker\*\**

Entwurf

An das Ministerium für Volksbildung, Dresden.

Das Ministerium bitte ich um recht baldige Errichtung von zwei hauptamtlichen Lektoraten an der Philosophischen Fakultät,  
ein *Lektorat für die tschechische*, und  
ein *Lektorat für die polnische Sprache*,

und berichte zur Begründung meines Antrages folgendes:

Durch den unglücklichen Ausgang des Krieges ist Sachsen in einem viel bedeutsameren Sinne als früher Grenzland geworden und hat gegenüber der zweifelhaften Haltung der nach ihm ausgerichteten ehemals gegnerischen Länder wichtige Aufgaben im Interesse der Sicherung & Verteidigung des Reiches zu erfüllen.

Eine der wichtigsten dieser Aufgaben ist es, die Fühlung von Volk zu Volk, die an den Grenzen notwendig und zwangsläufig eintritt, über den Bereich des Zufälligen, Gelegentlichen und Unverbindlichen hinauszuhoben & sie als Auftrag des ganzen deutschen Volkes an seine in den Grenzmarken wohnenden Volksgenossen diesen bewusst zu machen.

Freundschaftlicher, wie gegnerischer Verkehr mit unsern Nachbarn lassen sich aber erfolgreich für uns nur dann gestalten, wenn wir die Einrichtungen und die Geistesart, die wirtschaftlichen und sozialen Strömungen, die Neigungen und Abneigungen, wie sie vor allem in Literatur und Presse sich spiegeln, kurz: das gesamte völkische und politische

---

\*\* Dekan Münster schreibt als Marginalie rechts oben auf der ersten Seite des Entwurfes: »Ja! 21. XI. 35 Münster«.

Leben unserer Nachbarn genau und zuverlässig kennen. Dazu gibt es aber wiederum nur *einen* sicheren Weg, der ein unabhängiges und auf selbständiger Benutzung aller Quellen beruhendes Urteil ermöglicht: die Erlernung der *fremden Sprachen*. Ohne Sprachkenntnis ist der in der Fremde reisende Deutsche gezwungen, alles durch die Augen seiner Dolmetscher zu sehen. Er kommt dann fast ausschliesslich auch nur mit einer bestimmten intellektuellen Bildungsschicht in Berührung und hat selbst da, wo er von seinen Führern unabhängig beobachtet, nicht die Möglichkeit, das Gesehne durch eigne Nachforschungen zu sichern und dessen Bedeutung richtig einzuschätzen. Dass ihm ausserdem wohl 99 Hundertstel des gedruckten fremden Quellenmaterials unzugänglich bleiben muss, liegt auf der Hand. Darum haben auch gemeinschaftliche Studienreisen, ohne eingehendes sprachliches Vorstudium nur einen sehr bedingten Wert und verführen leicht zu oberflächlichem Urteil, was sich im Anwendungsfalle bitter rächt.

In Leipzig, wo eine starke Ausrichtung auf die *südliche und östliche* slavische Nachbarschaft stattgefunden hat, tut jetzt vor allem not, dass eine Gelegenheit geschaffen wird, um *allen* für die Grenzlandfragen interessierten Studenten, und in erster Linie gerade solchen, die nicht ein *wissenschaftliches* Studium der slavischen Sprachen zu treiben in der Lage sind, die Möglichkeit gegeben wird, sich eine *praktische* Kenntnis der *lebendigen* slavischen Nachbarsprachen anzueignen. Das Polnische spielt dabei, schon wegen der mit der polnisch-tschechischen Spannung zusammenhängenden Fragen, eine nicht unbedeutende Rolle und ist wegen der weit zurückreichenden geschichtlichen Beziehungen zu Sachsen von besonderer Wichtigkeit.

Das Bedürfnis Tschechisch und Polnisch zu erlernen hat in der Leipziger Studentenschaft in den letzten Jahren deutlich zugenommen, wie die Anfragen aus Studentenkreisen beweisen. Das Slavische Institut hat daher seit mehreren Semestern versucht, den Unterricht in diesen Sprachen zu fördern. Aber die Erlernung einer richtigen Aussprache und idiomatischer Wendungen ist auf slavischem Gebiete ohne fremdsprachlichen Lektor noch ungleich schwieriger, als auf französischem und englischem. Die Studierenden müssen daher unbedingt die Gelegenheit erhalten, das Ohr im raschen und sichern Erfassen der *gesprochenen, lebendigen Rede* zu üben, wozu nur der Vortrag eines Lektors helfen kann, und die Aussprache der Studenten muss ständig überprüft wer-



den, was wiederum nur einem praktischen Sprachkenner, also dem Lektor, möglich ist.

Bei der ausserordentlichen Bedeutung, welche die slavische Welt überhaupt in politischer, wirtschaftlicher und geistiger Beziehung für Deutschland besitzt, und bei dem besonderen Gewicht, das gerade die raumhafte Nähe der Tschechen und Polen für Sachsen hat, ist es begreiflich, dass auch die Reichswehr ihren in Leipzig stationierten Offizieren die Erlernung des Tschechischen und Polnischen nachdrücklich anriet und sich mit der Fakultät wegen der Durchführung tschechischer und polnischer Sprachkurse ins Benehmen setzte. Es sind also nicht zuletzt auch wehrpolitische Gesichtspunkte, aus denen heraus ich um die *baldige* Errichtung der slavistischen Lektorate bitte. Leipzig ist eine der wenigen Universitäten mit alter slavistischer Forschungstradition. Sprachforschung setzt aber Sprachkenntnis voraus. Auf slavischem Gebiete sind die Möglichkeiten des Spracherwerbs in Leipzig jedoch völlig unzureichend, und insbesondere macht sich *jetzt* das Fehlen der beiden Lektorate für die slavischen *Nachbarsprachen*, die neben dem Serbokroatischen zu pflegen schon seit den Zeiten Leskiens eine Hauptaufgabe der hiesigen Slavistik war, ganz empfindlich geltend und ist geeignet, dem Ansehen Leipzigs Abbruch zu tun.

Signum J.

## 10. ZUR BERUFUNG VON DR. GEORG STADTMÜLLER

### *Dokument 1\**

Der Leiter

des Dresden N 6 (PF), den 1. Dezember 1938.  
Sächsischen Ministeriums für Volksbildung

A: 60 h L 2.

An den Herrn Dekan der Philologischen  
Fakultät  
zu  
*Leipzig.*

Der Herr Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat den Dozenten an der Universität Breslau Dr. Georg Stadtmüller mit Erlaß vom 28. November d. Js. – W P 3341 – beauftragt, ab sofort die Professur für Geschichte und Kultur Südosteuropas an der Universität Leipzig vertretungsweise zu übernehmen. Er hat gleichzeitig den Umzug des Dozenten Dr. Stadtmüller von Breslau nach Leipzig angeordnet.

Der Herr Reichserziehungsminister hat Dozent Stadtmüller weiter er-  
sucht, im Wintersemester 1938/1939 seinen Vorlesungsverpflichtungen  
an der Universität Breslau einmal in der Woche nachzukommen.

Der Rektor und der Universitätsrentmeister erhalten Durchschlag die-  
ser Verordnung.

Im Auftrag:  
(gez.) von Seydewitz

Ausgefertigt:  
Dresden, am 1. Dez. 1938.

---

\* Quelle für Dokument 1–2: UAL. PA 911. Bl. 34 und 38.

*Dokument 2*

Der Leiter *Durchschlag*  
des Dresden N 6, am 27. Dezember 1938  
Sächsischen Ministeriums für Volksbildung

A: 73 L 2

An  
Herrn Dozent Dr. *Stadtmüller*  
*Leipzig C 1*  
Universitätsstraße 13, I  
Institut für Kultur und Geschichte  
Südosteuropas.

Im Anschluß an die Verordnung vom 1. Dezember d. J. – A: 60 h L 2 – über die Beauftragung mit der vertretungsweisen Wahrnehmung der Professur für Geschichte und Kultur Südosteuropas an der Universität Leipzig beauftrage ich Sie hiermit vertretungsweise gemäss Abschnitt A III Ziff. 2 der Verordnung vom 23. März v. J. – A: 3b In 83 –, betr. die Ausrichtung der Universität Leipzig in Forschung und Lehre auf Südosteuropa, mit der *Stellvertretung des Leiters des Südosteuropa-Instituts*. Gleichzeitig übertrage ich Ihnen vertretungsweise die Leitung der Abteilung »Gesamtraum Südosteuropa« des genannten Instituts. Ihre Aufgaben ergeben sich aus der genannten Verordnung, die Ihnen anbei in einem Stück zugeht.

Der Rektor und der Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig erhalten Durchschlag dieser Verordnung.

Im Auftrag:  
(gez.) von Seydewitz

/ 1 VO.-Abzug.

Dokument 3\*\*

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei  
Gauleitung Schlesien

=====  
*Gaugeschäftsstelle:* Breslau 5, Eichbornstr. 2  
Briefanschrift: Breslau 5 Fernruf: 52161

Bankkonto: NSDAP., Gauleitung Schlesien,  
Städtische Bank, Breslau, Kto:-Nr. Gi.5225  
Postscheckkto: NSDAP.,  
Gauleitung Schlesien, Breslau 19539

=====  
Zeitungen des Gaues:  
Schlesische Tageszeitung –  
Schlesische Sonntagspost  
Schriftleitung u. Verlag: Breslau 5,  
Gräbschener Straße 5  
Fernsprecher: 52555 –  
Postscheckkonto: 74822  
Eigene Blätter in: Glatz, Gleiwitz, Glogau,  
Görlitz, Hirschberg, Liegnitz, Oppeln,  
Waldenburg

=====  
Der Gauleiter:  
– I/ 170-06-Dr. Sta-V/7/38

=====  
Breslau, den 2. 12. 1938  
Eichbornstraße 2

An den

Herrn Kurator der Universität  
und der Technischen Hochschule.

*B r e s l a u*  
Neue Sandstr. 18.

Vertraulich!

Politisches Führungszeugnis  
Betr: Akt.-3 I Nr. 66. 2a / 20. 5.

Über den/die  
Vg. (in) Dozenten Dr. Georg Stadtmüller,  
wohnhaft in Breslau, Zimplerstr.15,  
Parteianwärter, SA., NSV., RLB., Blockhelfer,  
ist hier in politischer Hinsicht nichts Nachteiliges  
bekannt geworden. Er – Sie bietet nach den bisherigen

=====  
\*\* Quelle: UAL. PA 911. Bl. 114.

Feststellungen die Gewähr, sich auch in Zukunft für den nationalsozialistischen Staat einzusetzen.

Heil Hitler!  
i. V. gez. Bracht  
Gauleiter-Stellvertreter  
begl. Unterschrift (unlesbar)  
k. Gauhauptstellenleiter

Zu den Akten  
Breslau, den 6. Dez. 1938  
Der Kurator der U. und T. H.

Höflichkeitsformeln fallen bei allen parteiamtlichen Schreiben weg.

*Dokument 4\*\*\**

Abschrift:

Der Reichsminister  
für Wissenschaft, Erziehung  
und Volksbildung

Berlin, W 8, den 9. April 1942

*WP Stadtmüller 2 d*

Schnellbrief

Das Auswärtige Amt beabsichtigt, den ausserordentlichen Professor für Geschichte und Kultur Südosteuropas Dr. Georg Stadtmüller an der Universität Leipzig komm. zu beschäftigen. Es hat deshalb gebeten, ihn unter Zurücklassung seiner Bezüge für die Zeit von zunächst 6 Monaten zu beurlauben.

Ich ersuche, hierzu die Stellungnahme der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig herbeizuführen und zu berichten.

---

\*\*\* Quelle: UAL. PA 911. Bl. 94.

Sofern Prof. Stadtmüller für das Sommersemester entbehrte werden kann, ersuche ich, ihm das beiliegende Schreiben des Auswärtigen Amtes nebst Anlagen aushändigen zu lassen.

Im Auftrage:  
gez. Harnjanz

An

den Herrn Leiter des Sächsischen  
Ministeriums für Volksbildung

in *Dresden*

d. d. Herrn Reichsstatthalter in Sachsen

*Dokument 5\*\*\*\**

Magnifizenz  
dem Herrn Rektor der Universität  
Leipzig  
über  
S. Spektabilität  
den Herrn Dekan der philosophischen Fakultät  
Leipzig

14. Mai 1943

*Betrifft Einberufung in den Heeresdienst.*

Euer Magnifizenz

teile ich mit:

Ich bin zum 24. Mai 1943 in den Heeresdienst (Grenadier-Ersatz-  
Bataillon 11 Leipzig) einberufen.

Heil Hitler!  
Unterschrift G. Stadtmüller  
Prof. Dr. G. Stadtmüller

---

\*\*\*\* Quelle für Dokumente 5-7: UAL. PA 911. Bl. 106-108.

446 Volker Hölzer/Ernstgert Kalbe

*Dokument 6*

G. Stadtmüller  
2./ Dolm.-Lehr.-Abt. OKW

Berlin NW 21, den 30. Mai 1943.  
Stephanstr. 27

S. Spektabilität  
dem Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät,  
Philol.-histor. Abteilung

*Leipzig*

Euer Spektabilität

teile ich mit: Ich bin als Dolmetscher nach Berlin abkommandiert worden. Für Benachrichtigungen bin ich unter der oben angegebenen Anschrift zu erreichen.

Heil Hitler!  
Unterschrift G. Stadtmüller

*Dokument 7*

Sf. z. Stadtmüller

Am 19. Juni 1943

Euer Spektabilität  
teile ich mit:

Ich bin zur Truppe versetzt worden und bis auf weiteres unter der Feldpostnummer 39798 zu erreichen.

Heil Hitler!  
Unterschrift G. Stadtmüller

11. ZUR WIEDERAUFNAHME DER HOCHSCHULLEHRER-  
TÄTIGKEIT VON DR. GEORG SACKE  
AN DER LEIPZIGER UNIVERSITÄT IM JULI 1945\*

*Brief von Professor Dr. Reinhold Trautmann mit Vorschlag zur Berufung von Dr. Georg Sacke zum Professor für osteuropäische Geschichte*

Slawisches Institut der Universität  
den 31. Juli 1945.  
Leipzig.

Sehr geehrter Herr Dekan!

Da ich um 10 Uhr heute gerade eine sehr eilige und dringliche Besprechung habe, möchte ich meine Erwägungen wegen der Professur für osteuropäische Geschichte Ihnen im folgenden schriftlich überreichen.

Ich hätte ohnehin den Antrag gestellt die Erörterung der Frage im gegenwärtigen Augenblick auszusetzen.

Vor allem könnte ich, gegenwärtig schon garnicht, für die auch nur vorübergehende Beauftragung von Prof. Forssmann eintreten. Aus persönlichen und sachlichen Motiven.

Es wäre mir nicht möglich dazu beizutragen, dass im Augenblick eine Persönlichkeit wie Forssmann der gegenwärtigen Militärregierung präsentiert würde.

Prof. F. ist Balte; er hat, wenn ich mich nicht irre, Riga vor der Besetzung durch die Russen verlassen – was nachgeprüft werden müsste, da es sehr bedeutungsvoll ist. Fernerhin ist es angezeigt gegenüber Kollegen, die an die Reichs (und Kampf) – Universität Posen berufen waren, die allergrösste Vorsicht walten zu lassen!

Sachlich ist Prof. Forssmann in keiner Weise für die Lehrkanzel qualifiziert: er ist Philologe, Skandinavist – er ist als Philologe der älteste Petersburger Schüler von Friedrich Braun, mir also aus vielen Gesprächen mit Braun wohl vertraut, der ihn sachlich nicht allzu hoch bewertete. In Posen sollte er als Indogermanist auftreten, was er ebensowenig

---

\* Quelle zu den Dokumenten 1–3: UAL. PA 464. Bl. 16ff.



eigentlich vermochte. Schon diese Bereitwilligkeit alles und jedes zu vertreten, wirkt nicht sehr überzeugend.

Entscheidend für meine Haltung ist aber, dass die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig eigentlich eine berufene Lehrkraft für das in Rede stehende Fach zur Verfügung hat: es ist Dr. Georg Sacke, Schüler von Friedrich Braun und mir, ein ausgezeichnete junger Historiker, der sich vor 1933 bei uns für Osteuropäische Geschichte habilitierte, dann aber 1933 wegen der bösartigen Umtriebe besonders von Kollegen Gerullis auf seine Venia legendi verzichten musste, weil ihm mit Gewaltanwendung gedroht wurde. Es ist heute selbstverständlich, dass ihm die Venia zunächst wiederum zurückgegeben wird. Dr. Sacke hat wissenschaftlich auch in der letzten Zeit viel gearbeitet, – seine Qualität ist ausser allem Zweifel. Es ist möglich, dass er recht bald nach Leipzig kommt (seine Frau ist eine geborene Gaudig) – vorausgesetzt allerdings, dass er noch am Leben ist, – denn – nachdem er schon um 1935 ein Jahr lang in einem KZ war –, wurde er nach dem 20. Juli noch einmal gefangen gesetzt. Ich werde mich an die gegebenen Instanzen wenden, um die Sachlage so rasch wie möglich zu klären. Er war in den letzten Jahren in Hamburg tätig.

Dr. Sacke wäre für uns der geeignete Vertreter.

Unterschrift Prof. R. Traumann

*Niederschrift zu einer Kommissionssitzung der Philosophischen Fakultät vom 31. Juli 1945 betreffend die Professur für osteuropäische Geschichte*

Niederschrift  
über die Kommissionssitzung,  
betr. eine Beauftragung für die Professur für osteuropäische  
Geschichte (früher Lehrstuhl Braun),  
am Dienstag, den 31. Juli 1945, etwa 10.15 Uhr  
in der Philosophischen Fakultät.

Anwesend: Magn. Schweitzer, Spekt. Gadamer, Proff. Dres. Frings,  
Maschke.

Entschuldigt: Trautmann.

Zu Beginn der Sitzung stellt Dekan fest, dass der Sinn der Kommission darin gelegen habe, die Deckung eines augenblicklichen Lehrbedarfs durch Beauftragung des Professor Forssmann zu beraten. An sich sei solche Vorsorge nicht von der Art, daß sie eine Kommission beschäftigen müsse.\*\*

Mit Rücksicht darauf, daß sich hier die Interessen verschiedener Fachbereiche (Germanistik, Geschichte und Slawistik) in besonderer Weise kreuzen, hat Dekan dennoch diese Kommission gebildet, um jedes mögliche Missverständnis auszuschließen. Zu seinem Bedauern hat ihn Herr Prof. Dr. Trautmann im Stich gelassen und statt dessen den den Akten beiliegenden Brief geschrieben. Inhaltlich sei zu diesem Brief von Prof. Trautmann zu sagen, daß selbstverständlich niemals die geplante Beauftragung des Prof. Forssman ein Hindernis dafür bilden dürfe, daß ein qualifizierter Gelehrter auf den Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte berufen werde. Am allerwenigsten, wenn es sich um einen durch Unrecht geschädigten eigenen Fakultätskollegen handelt. Derartige ist aber auch in keiner Weise beabsichtigt, sondern lediglich die Deckung eines augenblicklichen Unterrichtsbedarf auf dem Gebiet der nordischen Philologie und der osteuropäischen Geschichte. Hierfür sei der zufällig ortsanwesende Prof. Forssman vorgeschlagen, der dadurch keineswegs als ein geeigneter Vertreter dieser Professur qualifiziert werden solle, was er weder seinem Lebensalter noch dem Niveau seiner Leistung nach ist. Darüber stellt Dekan die volle Einigkeit der Kommission fest. Auf der anderen Seite sei für das Wintersemester jetzt bereits Vorsorge zu treffen und damit die Fürsorge für den heimatlos gewordenen Kollegen Forssman im Sinne einer vorübergehenden Hilfe möglich. Der Dekan erhält von der Kommission die Vollmacht, im Einvernehmen mit Herrn Frings die erforderlichen Schritte für diese reine Unterrichtsmaßnahme zu treffen.

Unterschrift H. G. Gadamer  
d. Z. Dekan  
der philologisch-historischen Abteilung  
der Philosophischen Fakultät

---

\*\* Handschriftlich wurde von Gadamer eingefügt von »Entschuldigt: [...] müsse.«

*Brief vom Dekan Professor Dr. Hans-Georg Gadamer an Professor Dr. Reinhold Trautmann betreffend die Professur für osteuropäische Geschichte*

1. August 1945.

G. / Ge.

Herrn  
Professor Dr. Trautmann

*Leipzig* C I  
Schwägriichenstr. 11

Sehr verehrter Herr Kollege!

Ihr Brief war mir eine rechte Enttäuschung, da ich die Kommission eigens zu dem Zweck gebildet hatte, Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre von der Fringsschen abweichende Meinung über die Behandlung des Kollegen Forssman zur Geltung zu bringen. Ich mußte mich nun beschränken, Ihren Brief vorzulesen und darf Sie im übrigen von dem Verlauf der kurzen Sitzung durch eine Abschrift des Protokolls in Kenntnis setzen. Um jedes Mißverständnis zu vermeiden erkläre ich noch einmal, daß die Kommissionssitzung nicht eine Beauftragung des Prof. Forssman mit der Professur für osteuropäische Geschichte befürwortet und beschlossen hat, sondern die Verwendung der dort freistehenden Mittel für die bestimmten Unterrichtsaufgaben auf dem Gebiete der nordischen Philologie, der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Geschichte.

Ich möchte Sie bitten, mir schriftlich zu bestätigen, daß Sie diese Mitteilung empfangen haben und mich Ihre evtl. auch von diesem Entschluß abweichende Auffassung wissen zu lassen.

Mit besten Empfehlungen

Unterschrift H. G. Gadamer  
d. Z. Dekan  
der philologisch-historischen Abteilung  
der Philosophischen Fakultät

Anlage:  
1 Abschrift.

12. ZUM INSTITUT FÜR GESCHICHTE DER VÖLKER DER UDSSR  
BZW. INSTITUT FÜR GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN  
LÄNDER DER VOLKSDEMOKRATIEN  
AN DER KARL-MARX-UNIVERSITÄT LEIPZIG

*Dokument 1\**

Abschrift

21. Juli 1955  
Ka/Kö -Gr-

An das  
Staatssekretariat für Hochschulwesen  
Abt. Philosophische und Theolog. Fakultäten

*Berlin – W 8*  
Wilhelmstr. 68

über den

Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät  
der Karl-Martin-Universität,  
Prof. Dr. W. Martin

und den

Herrn Rektor der Karl-Marx-Universität  
Prof. Dr. G. Mayer

**Betr.:** Umbildung des Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR an  
der Karl-Marx-Universität Leipzig in ein Institut für Geschichte  
der europäischen Länder der Volksdemokratien.

Bei der Gründung des Instituts für Geschichte der Völker der UdSSR  
im Jahre 1951 unterbreitete ich dem Staatssekretariat für Hochschulwesen  
den Vorschlag, in der DDR ein Forschungs- und Lehrzentrum für

---

\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 1 / 14. <sup>13</sup>. Bl. 12ff.

Geschichte der europäischen Volksdemokratien zu schaffen. Ich verwies auf die Bedeutung, die die Beschäftigung mit der Geschichte dieser Länder in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht besitzt. Da jedoch damals die notwendigen personellen und materiellen Voraussetzungen für eine erfolgreiche Arbeit eines solchen Instituts noch nicht gegeben waren, wurde mein Antrag zurückgestellt.

In mehr als dreijähriger Arbeit wurden von uns die personellen und materiellen Grundlagen für die Errichtung einer entsprechenden Forschungs- und Lehrstelle geschaffen. Angesichts der engen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen der DDR und den europäischen Ländern der Volksdemokratie ist eine wesentliche Intensivierung von Forschung und Lehre über die Geschichte dieser Völker dringend geboten.

Nach eingehender Beratung mit einer Kommission des Staatssekretariats für Hochschulwesen wiederhole ich hiermit den Antrag, das Institut für Geschichte der Völker der UdSSR an der Karl-Marx-Universität Leipzig mit Wirkung vom 1. September 1955 zu einem Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien umzubilden. Dies wäre zugleich ein wichtiger Beitrag zur Weiterentwicklung der deutschen demokratischen Geschichtswissenschaft.

Das neue Institut stellt sich nachfolgende Aufgaben:

1) Im Vordergrund der Arbeit steht die *Forschung* über die Geschichte der europäischen Volksdemokratien, insbesondere aber die Ergründung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Völkern dieser Länder.

Das neue Institut müßte in Gemeinschaft mit der Sektion Geschichte bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und den kürzlich gebildeten deutsch-polnischen und deutsch-tschechoslowakischen Historikerkommissionen langfristige Forschungspläne erarbeiten und alle einschlägigen Forschungsvorhaben mit anderen wissenschaftlichen Instituten in der DDR koordinieren.

2) Besonderer Wert wäre auf eine enge *Zusammenarbeit* mit den Historischen Instituten an den Akademien und Universitäten der volksdemokratischen Länder zu legen. Vorbild könnte hierfür die Gemeinschaftsarbeit deutscher und polnischer Historiker an einer vierbändigen Dokumenten-

publikation zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen sein, die gegenwärtig in Berlin, Leipzig und Jena durchgeführt wird.

Da die gegenseitige Information über Forschungs- und Lehrergebnisse bisher nur sporadisch vorgenommen wurde, müßte das neue Institut den Austausch solcher Berichte (sowie den von Büchern, Zeitschriften usw.) organisieren.

Zur Zeit sind die deutschen Historiker nur ungenügend über die Publikationstätigkeit in den europäischen Volksdemokratien unterrichtet. Eine notwendige Aufgabe des neuen Instituts wäre daher die Herausgabe umfassender Bibliographien. Zur besseren Auswertung der Forschungsergebnisse müßte ein Übersetzungsdienst eingerichtet werden.

3. Der empfindliche Mangel an Spezialisten für Fragen der ost- und südosteuropäischen Geschichte hemmt die Arbeit auf diesem Gebiet der Geschichtswissenschaft. Daher müßte das Institut für die *Ausbildung entsprechender Kader* Sorge tragen.

Unerläßlich wäre die Einrichtung von Aspiranten- und Mitarbeiterseminaren, in denen die laufenden Forschungsvorhaben besprochen werden.

Die Lehrtätigkeit an der Universität würde sich auf Spezialvorlesungen und Seminare erstrecken. Durch die Bildung des Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien wäre Interessenten die Möglichkeit gegeben, im Rahmen der Studiausbildung Spezialkenntnisse zu erwerben.

Um auch an anderen Universitäten der DDR die Lehrtätigkeit auf diesem Sektor der Geschichte zu verbessern (bzw. diese zu erweitern) könnten die Mitarbeiter Gastvorlesungen übernehmen.

4. Besondere Bedeutung kommt der *populärwissenschaftlichen Tätigkeit* des Instituts zu.

Die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse über die Geschichte und Kultur der europäischen Länder der Volksdemokratie durch Vorträge, populärwissenschaftliche Aufsätze, Artikel und Broschüren sowie durch die Beratung aller auf diesem Gebiet tätigen Kräfte innerhalb der DDR würde als einer der wichtigsten gesellschaftlichen Aufträge angesehen werden.

5. Das neue Institut müßte die *Tätigkeit der westdeutschen Osteuropainstitute* verfolgen

und sich mit den Arbeiten dieser Institutionen auseinandersetzen. Die Herausgabe entsprechender Informationsmaterialien für alle interessierten Kreise wäre zu erwägen.

6. Zwecks Bekanntmachung der Öffentlichkeit mit den Forschungsergebnissen des Instituts, der Historiker der europäischen Volksdemokratien und der westdeutschen Wissenschaftler müßte das Institut – in Zusammenarbeit mit den Instituten für Geschichte der UdSSR in Berlin und Halle sowie anderen Nachbarwissenschaften (Slawische Philologie, Literaturwissenschaft, Wirtschaftsgeschichte u. a. m.) – ein *Publikationsorgan*, zunächst vielleicht in Form von Jahrbüchern, herausgeben. Die Mitarbeit an der »Zeitschrift für Geschichtswissenschaft«, der »Zeitschrift für Slawistik« und andere Organe wäre ein dringendes Gebot; sie würde die Resonanz des Instituts in Fachkreisen und der Öffentlichkeit bedeutend verstärken.

7. Die *Beratung der Verlage* in Bezug auf übersetzungsfähige Arbeiten aus den Volksdemokratien wäre eine weitere Aufgabe des Instituts, die nur in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Institutionen dieser Länder vorgenommen werden kann. Auf die Einrichtung eines Übersetzungsdienstes wurde bereits verwiesen.

8. Da die *Lehrpläne* für Historiker, Slawisten und Studenten der Gesellschaftswissenschaften *Vorlesungen* über Geschichte der Völker der UdSSR vorsehen, muß das Institut die Verantwortung für diese Lehrveranstaltungen auch weiterhin tragen.

Eventuelle Forschungsarbeiten (Dissertationen usw.) auf diesem Sektor müßten mit dem Institut für Geschichte der UdSSR an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg abgesprochen werden. Die bisherige Zusammenarbeit mit diesem Institut sollte auch weiterhin aufrecht erhalten bleiben.

Um alle Aufgaben bewältigen zu können, bedarf das neue Institut einer festen *Organisationsstruktur*. Im Vordergrund steht die Beschäftigung mit der Geschichte unserer Nachbarvölker, der Polen sowie Tschechen und Slowaken. Daher müßten folgende Abteilungen geschaffen werden.

- A) *Gesamtinstitut*  
Direktorat – Geschäftsführender Oberassistent – Lehrabteilung für  
Geschichte der UdSSR – Sekretariat – Bibliothek –  
Übersetzungsstelle
- B) *Abteilungen*  
Abt. I Polen  
Abt. II Tschechoslowakei  
Abt. III Südslawen und übrige Volksdemokratien  
(Ungarn und Rumänien, Bulgarien, Albanien, Jugoslawien)

Bei dem Mangel an ausgebildeten Fachkräften wäre eine Konzentration aller verfügbaren und entsprechenden Kader im DDR-Maßstab vorzunehmen. Trotzdem blieben auch weiterhin Lücken in der Besetzung des Instituts zu schließen, was nur durch zielstrebige Ausbildung junger Nachwuchskräfte geschehen kann. Vorteilhaft für die Ausbildung der bis jetzt noch fehlenden Kader (unter anderem für Geschichte der Tschechoslowakei und Rumänien) ist der Umstand, daß an der Karl-Marx-Universität bedeutende Wissenschaftler für Romanistik, slawische Philologie, Albanologie und Balkankunde tätig sind, die bei der Qualifizierung dieser Nachwuchskräfte helfen können.

Was die *personelle Besetzung* des Instituts anbelangt, bitte ich folgenden Stellenplan genehmigen zu wollen:

- A) 1) Direktorium –  
bestehend aus allen Professoren mit Lehrstuhl,  
wovon jeweils einer geschäftsführend  
2) Geschäftsführender Oberassistent  
3) Lehrabteilung Geschichte der UdSSR – 2 Assistenten  
4) Sekretariat – 2 Sekretärinnen  
5) Bibliothek – 1 Bibliothekarin, 1 Hilfskraft  
6) Übersetzungsstelle – 2 Übersetzer
- B) *Abt. Polen*  
Leiter – 1 Dozent oder Prof. m. v. Lehrauftrag  
Mitarbeiter: 1 Oberassistent, 3 Assistenten



*Abt. Tschechoslowakei*

Leiter – 1 Dozent oder Prof. m. v. Lehrauftrag

Mitarbeiter – 2–3 Assistenten (z. Zt. nicht besetzbar)

*Abt. Südslawen und übrige Volksdemokratien*

Leiter – 1 Dozent oder Prof. m. v. Lehrauftrag

Mitarbeiter – 4–5 Assistenten (pro Land einer)

Die *Finanzierung* müßte weiterhin aus den Haushaltsmitteln der Universität erfolgen. Für besondere Forschungsvorhaben stünde sicherlich der Fond der Forschungsstelle beim Staatssekretariat für Hochschulwesen zur Verfügung. Dringend erforderlich wäre allerdings die Gewährung von Mitteln für Übersetzungen, da diese kaum vom zentralen Universitätsetat bestritten werden können.

Ich bitte das Staatssekretariat für Hochschulwesen um baldmöglichste Prüfung des Antrags. Eine Stattgabe läge im Interesse der Geschichtswissenschaft in der DDR und wäre ein Beitrag zur Festigung der Freundschaft zwischen den Völkern.

*Anm.:* Die Benennung des Instituts sollte auf eine knappere Formel gebracht werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Unterschrift Markov  
(Prof. Dr. W. Markov)  
Institutsdirektor

*Dokument 2\*\**

13. Sept. 1955

An das

Institut für Geschichte der  
Völker der UdSSR

*Leipzig*

Die Philosophische Fakultät teilt Ihnen folgendes mit:

Durch Verfügung des Staatssekretariats für Hochschulwesen vom 29. 8. 1955 wird das bisherige Institut für Geschichte der Völker der UdSSR in ein Institut der Geschichte der europäischen Volksdemokratien umgewandelt.

Das Institut ist in folgende Abteilungen aufgegliedert:

Abteilung für Geschichte Polens  
Abteilung für Geschichte der CSR  
Abteilung für Geschichte der Volksdemokratien Südost-Europas  
Abteilung für Geschichte der UdSSR.

Herr Professor Markov übernimmt vorläufig die kommissarische Leitung dieses Instituts. Das Staatssekretariat wird noch über die endgültige Besetzung des Instituts und der Abteilungen entscheiden.

Unterschrift Martin  
(Prof. Dr. Martin)  
Dekan  
der Philosophischen Fakultät

---

\*\* Quelle: UAL. Phil. Fak. Bd. 1 / 14. <sup>93</sup>. Bl. 19.

### 13. AUS AKTEN ZUR GRÜNDUNG DER SEKTION GESCHICHTE 1968

*Aus einem Bericht der Expertengruppe Geschichte vom 22. 7. 1968\**

[...] 4. Bis zum 20. Jahrestag der DDR setzen sich die Mitarbeiter der Sektion das Ziel, die innere Struktur der Sektion sowohl auf dem Gebiet der Lehre als auch im Forschungsbereich voll wirksam werden zu lassen, d.h. die Verschmelzung der bisherigen Institute für Deutsche Geschichte, Allgemeine Geschichte und Geschichte der europäischen Volkdemokratien abzuschließen und die Spezialwissenschaftsgebiete in die praktische Arbeit einzubeziehen.

Unterschrift W. Markov  
22-7-68

Vorschlag des Kollegiums beim Rektor zum Material der Expertengruppe  
»Geschichte« ohne Datum

#### 1. *Orientierungsentscheidung*

Es wird vorgeschlagen, zum 7. Oktober 1968 eine Sektion »Geschichte« zu gründen.

Die entsprechenden Sektionsdokumente sind dem Rektor bis zum 1. August 1968 vorzulegen.

#### 2. Für die vorzubereitende Sektionsgründung werden der Arbeitsgruppe folgende Auflagen erteilt:

- 2.1. Es ist eine Führungskonzeption zur Sicherung der Ausbildungsaufgaben im Studienjahr 1968/1969 auf der Grundlage des neuen Grundstudiums (einschließlich der Bedienungsfunktionen) zu erarbeiten (Abschnitt VII der Vorlage).

---

\* Quelle der Materialien zur Expertengruppe: UAL. R 388. Bd. 2. Bl. 33 und 38f.

- 2.2. Die Ausbildungsrichtungen der Sektion sind Geschichte (Haupt- und Nebenfach) und Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Der Wissenschaftliche Sozialismus und die Staatsbürgerkunde werden nicht zum Bestand der Sektion Geschichte gehören. Durch entsprechende Kooperationsvereinbarungen ist zu sichern, daß die Geschichte ihren Aufgaben bei der Staatsbürgerkundausbildung voll gerecht wird.
- 2.3. Unter den neuen Aspekten ist die Struktur und Stellenplanung neu zu konzipieren (Abschnitt VII). Dabei sind die Aufgaben des Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien im Rahmen der Universalgeschichte zu lösen (vor allem in der Lehre) und die freierwerbenden Kader abzugeben bzw. umzuprofilieren (Wiss. Sozialismus, Westkader usw.). Die Stellung der Regionalgeschichte ist exakt zu bestimmen (evtl. Einordnung in die Deutsche bzw. Allgemeine Geschichte). Die Integration oder Kooperation mit anderen Geschichtsdisciplinen ist fortzusetzen und im Sektionsdokument auszuweisen.
- 2.4. Die Auswahl der M.L.-Lehrer Geschichte ist neu zu durchdenken (Perspektivaufgabe).
- 2.5. Kadervorschlag für die Arbeitsgruppe:  
Prof. Markov  
Prof. Kossok  
Dr. Bensing  
Prof. Zschäbitz  
Dr. Seidel (für Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung)

*Aus dem Material der KWE (Komplexe Wissenschaftseinheit) vom 23. 5. 1968 zur Profilierungsdiskussion für »Geschichte« an der Karl-Marx-Universität Leipzig\*\**

[...] Unsere Strukturvorlage geht davon aus, daß mit Wirkung vom 1. 9. 1968 das bisherige *Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien* seine Tätigkeit einstellen soll und lediglich eine reduzierte Arbeitsgruppe bestehen bleiben soll, die *in das Institut für Allgemeine Geschichte integriert wird* und sich mit vergleichender Revolutionsgeschichte beschäftigt. Nach dieser Information sollen die nicht in Leipzig verbleibenden Kader an anderer Stelle konzentriert eingesetzt werden.

Die Expertengruppe steht vor der Schwierigkeit, daß bisher *keine schriftliche staatliche Weisung* vorliegt, die diesen Sachverhalt bestätigt. Damit ist auch die Frage nach der angestrebten Konzentration der Kader außerhalb unserer Universität offen. Es erscheint uns notwendig, diese Frage schnellstens definitiv zu entscheiden, damit unsere Strukturüberlegungen nicht von ungeklärten Voraussetzungen ausgehen.

Wenn indessen die Auflösung des Instituts erfolgt, ohne daß in nächster Zeit ein konzentrierter Einsatz der entsprechenden Kader möglich wäre, ergibt sich die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, die Kräfte unter dem Blickpunkt ihrer fachlichen Qualifikation *in das Institut für Deutsche Geschichte zu integrieren* und damit für die Komplexe Wissenschaftseinheit zu erhalten. [...]

---

\*\* Quelle: UAL. R. 388. Bd. 2. Bl. 46.

*Aus dem Gründungsdokument der Sektion Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig (einstimmig angenommen auf der Vollversammlung aller Angehörigen der Fachrichtung Geschichte am 2. Dezember 1968\*\*\**

[...] II. *Geschichte der Kommunistischen Internationale und der internationalen Arbeiterbewegung*

Zur Erfüllung dieser Aufgabe erfolgt eine Konzentration des Forschungsprofils auf Grundprobleme der vergleichenden Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung und der revolutionären Bewegungen in der Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus.

Zum genannten Schwerpunktthema übernimmt der Bereich Allgemeine Geschichte die Bearbeitung folgender Teilkomplexe:

1. Kommunistische Internationale und nationale Befreiungsbewegung (bereits bestätigter Teilschwerpunkt, der in der Verantwortung der Leipziger Sektion zu bearbeiten ist).
2. Der Kampf der Kommunistischen Internationale um die Verwirklichung des proletarischen Internationalismus (Vorschlag für die Mitwirkung der Leipziger Sektion am entsprechenden Thema der Arbeitsgemeinschaft »Geschichte der Komintern«, der mit dem IML abgestimmt werden müßte).

Ein solches Forschungsprofil ermöglichte die effektive Mitarbeit der Sektion am zentralen Forschungsschwerpunkt, die thematisch sinnvolle Integration von Kadern des bisherigen Instituts für Geschichte der europäischen Volksdemokratien in den neuzubildenden Bereich »Allgemeine Geschichte« und die Erarbeitung wichtiger Forschungsgrundlagen für die Lehrtätigkeit auf dem Gebiet der allgemeinen Geschichte in der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus, besonders der Entstehung des sozialistischen Weltsystems.

Ausgehend von diesem Forschungsprofil erfolgen weitere Forschungen zu Teilthemen der Geschichte des sozialistischen Weltsystems sowie zur Geschichte der nationalen Befreiungsbewegung Lateinamerikas. [...]

---

\*\*\* Quelle der Gründungsdokumente der Sektion Geschichte: UAL. R. 388. Bd. 2. Bl. 102 und 137.

*Aus einem Nachtrag zum Gründungsdokument der künftigen Sektion Geschichte vom 20. 12. 68*

[...] Als neue, bisher im Gründungsdokument nicht ausgewiesene Aufgabenstellung ergibt sich für die Sektion, sich in Zukunft stärker mit Problemen der Geschichte des Sozialistischen Weltsystems zu befassen. In der Forschungskonzeption des IML wird die Sektion zur Mitarbeit an folgendem Schwerpunkt verpflichtet: Geschichte der Herausbildung und Entwicklung des sozialistischen Weltsystems. Die führende Rolle der kommunistischen und Arbeiterparteien bei der Durchführung der volksdemokratischen Revolution und beim Aufbau des Sozialismus, bei der weiteren Gestaltung des gesellschaftlichen Systems des Sozialismus und bei der Festigung der Macht der sozialistischen Staatengemeinschaft. Verantwortlich für diesen Forschungsschwerpunkt ist das IML beim ZK der SED. Die Mitarbeit an diesem Schwerpunkt wird gleichzeitig die Lehre und Erziehung unserer Studenten maßgeblich beeinflussen. Zur Verwirklichung der Mitarbeit an diesem Schwerpunkt ist es unser besonderes Anliegen, die in diesem Gebiet tätigen Kader der Sektion Geschichte zu erhalten. [...]

LUTZ-DIETER BEHRENDT

## **Friedrich Braun und die osteuropäische Geschichte an der Leipziger Universität in den Jahren der Weimarer Republik**

Die erste Blütezeit der Lehre und Forschung zur osteuropäischen Geschichte an der Universität Leipzig um das Jahr 1930 war aufs Engste mit dem Wirken eines Mannes verbunden, der als Außenseiter und Fachfremder in die deutsche Osteuropaforschung eintrat und zudem bereits das Pensionsalter erreicht hatte, mit dem aus Rußland stammenden Friedrich Braun.

Am 2. August 1862 als Sohn eines deutschstämmigen, evangelisch-lutherischen Arztes, dessen Vorfahren Mitte des 18. Jahrhunderts vom Rhein nach Rußland eingewandert waren, in St. Petersburg geboren, verbrachte Braun die ersten 58 Jahre und damit den Großteil seines Lebens in seiner Heimatstadt. Er durchlief eine steile akademische Karriere an der Petersburger Universität und wurde ein anerkannter Germanist. Mit seiner Übersiedlung nach Deutschland 1920 begann für ihn ein völlig anderer Lebensabschnitt – er wurde schrittweise zum Osteuropahistoriker. Diese so unterschiedlichen fachlichen und persönlichen Entwicklungswege führten dazu, daß er in der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands vorwiegend nur mit seinem Anteil an der Osteuropaforschung, in Rußland dagegen fast nur mit seiner Tätigkeit als germanistischer Hochschullehrer in Petersburg gewürdigt wurde.<sup>1</sup> In Wirklichkeit ist Brauns Rolle in der deutschen Osteuropaforschung ohne seine Tätig-

---

1 Siehe z. B. für die deutsche Seite Gabriele Camphausen: Die wissenschaftliche historische Rußlandforschung in Deutschland 1892–1933. In: Osteuropäische Forschungen. Bd. 42. Berlin 1989. S. 63f. – Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 209–213. – Für die russische Seite Aleksej I. Čerebin: U istokov ruskoj germanistiki (professor F. A. Braun). In: Nemcy v Rossii. Russko-nemeckie naučnye i kul'turnye svjazi. Sbornik statej. Otv. redaktor Galina I. Smagina. St. Petersburg 2000 (im weiteren Aleksej I. Čerebin: U istokov ...). S. 14 bis 21.



keit als Hochschullehrer in Rußland nicht zu verstehen. Erwarb er doch dort die Voraussetzungen, die ihn zur Übernahme eines Osteuropalehrstuhles in Leipzig befähigten. Im folgenden soll auf diese Verbindung zwischen den beiden Lebensabschnitten Brauns besonderes Augenmerk gelegt werden.<sup>2</sup>

Friedrich Braun – in seinen russischen Veröffentlichungen nennt er sich nach russischer Sitte mit Vatersnamen Fjodor Aleksandrowitsch Braun – erwarb sich während seines 1881 begonnenen Studiums in Petersburg umfangreiche Kenntnisse in einem breiten Fächerkanon der Sprach- und Literaturwissenschaft, wozu nicht nur germanische und romanische Philologie, Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft, sondern auch Slawistik gehörte.<sup>3</sup> Zu seinen Lehrern gehörten der Slawist Vratoslav von Jagić (1838–1923) und der Indologe I. P. Minajew (1840–1890). Den größten prägenden Einfluß auf Braun hatte jedoch das Akademiemitglied A. N. Weselowski (1838–1906), der Begründer der vergleichenden Literaturwissenschaft an der Petersburger Universität. Von ihm erhielt er wertvolle Impulse für seine wissenschaftliche Arbeit und besondere Förderung.<sup>4</sup> So wurde Braun 1885 für seine studentische Forschung zum angelsächsischen Poem »Beowulf« mit einer Goldmedaille ausgezeichnet und nach dem Staatsexamen zur Vorbereitung auf die Hochschullehrerlaufbahn an der Universität belassen. Gleichzeitig billigte man ihm einen zweieinhalbjährigen Studienaufenthalt im Ausland zu. Er studierte zwei Semester in Freiburg i. Br. und begab sich zu Forschungen nach Paris, London und St. Gallen in der Schweiz. Unter den ausländischen Gelehrten, denen er besondere Anregungen zu verdanken hatte, gehörten der damals in Freiburg i. Br. lehrende Profes-

- 
- 2 Damit unterscheidet sich dieser Beitrag auch von meinem früheren Aufsatz über Braun. Siehe Lutz-Dieter Behrendt: Friedrich Braun und die osteuropäische Geschichte am Institut für Kultur- und Universalgeschichte der Universität Leipzig. In: *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung*. Leipzig (1991)4. S. 30–43 (abgedruckt auch in Karl Lamprecht weiterdenken. *Universal- und Kulturgeschichte heute*. Hrsg. von Gerald Diesener. Leipzig 1993. S. 42–59).
  - 3 Die biographischen Angaben entstammen im wesentlichen der Personalakte Brauns im Universitätsarchiv Leipzig (im weiteren UAL). Siehe UAL. PA 343 (bes. Bl. 90, 90R, 2, 2R und 47).
  - 4 Siehe *Istorija Leningradskogo universiteta. Očerki*. Leningrad 1969. S. 127f. und 148. – Siehe auch den Nachruf Brauns für Weselowski in: *urnal Ministerstva Narodnogo Prosvješćenija*. St. Petersburg (1907)4. S. 74–88.

sor für vergleichende Sprachwissenschaft Friedrich Karl Brugmann (1849–1919), der ebenfalls in Freiburg wirkende Philologe Hermann Paul (1846–1921) und der Schweizer Linguist Ferdinand de Saussure (1857 bis 1913).

Nach seiner Rückkehr wurde Braun 1888 Privatdozent in der von Weselowski 1885 eingerichteten Abteilung für germanisch-romanische Philologie und etwas später für sieben Jahre Lektor für deutsche Sprache an der Petersburger Universität. Ab 1892 unterrichtete er zugleich an den Höheren Frauenkursen in Petersburg allgemeine Literaturgeschichte. Das entsprach seiner Überzeugung, daß Frauen die gleichen Bildungschancen wie die Männer verdienten, damit »sie festen Fußes ohne unsere Unterstützung im Leben stehen können«. Nach seiner Auffassung sollte die Frau nicht nur »das Leben ihres Mannes ausschmücken«, sondern »als Mensch, sowohl mit selbständigem Verstand als auch mit selbständigem Willen, wenn möglich, an der Arbeit des Mannes Anteil haben«. »Die gemeinsame Arbeit«, sagte er 1895 in einem Vortrag zur Frauenfrage auf einem Festakt eines Frauengymnasiums, »ist niemals der Zerstörer des Familienglücks, sondern im Gegenteil seine festeste Basis, sogar in den Fällen, wenn der Schwerpunkt dieser Arbeit außerhalb der Familie liegt.«<sup>5</sup> Eine der damaligen Studentinnen erinnerte sich, daß Brauns Vortrag »uns alle in Begeisterung versetzte«.<sup>6</sup>

1900 wurde Braun an der Universität zum außerordentlichen, 1905 zum ordentlichen Professor für germanische Philologie berufen. In dieser Funktion wurde er faktisch zum Begründer der russischen Germanistik als philologische Disziplin. Seit 1895 Schriftleiter der Neuphilologischen Gesellschaft an der Universität Petersburg, prägte er nach dem Tode seines Lehrers Weselowski seit 1906 als Vorsitzender das Profil dieser Gesellschaft. In seinen Vorlesungen, die in Mitschriften von Studenten erhalten sind, behandelte er die deutsche Literatur von den Anfängen bis zur Zeit der Reformation. In einer von F. D. Batjuschkow herausgegebenen »Geschichte der westlichen Literatur« legte er drei ausführliche Studien über die deutsche Romantik vor.<sup>7</sup>

5 Fedor Braun: *Kogda voznik · enskij vopros? Iz reči skazannoju na godičnom akte · enskoj gimnazii M. N. Stojuninoj 21-go oktjabrja 1895 g.* In: Handschriftensammlung der Staatlichen Saltykov-Schtschedrin-Bibliothek Sankt Petersburg (im weiteren HA GPB). Fonds 163. Nr. 32. Bl. 41.

6 Ol'ga Viktorovna Sinkevič: » · ili-byli«. *Vospominanija. Tetrad' 8-ja. Č. III. Junost' 1894–1900 gg. Gl. 4-ja Zima 1895–1896 g.* In: HA GPB. Fonds 163. Nr. 32. Bl. 39.

7 Siehe Aleksej I. · erebin: *U istokov ...* S. 14 und 17f.

Brauns Interessen lagen, gefördert durch seine Lehrer, von Anfang an im Grenzbereich von Sprach- bzw. Literaturwissenschaft und Geschichte. Geschichte und nicht die Philosophie war für ihn die wichtigste Geisteswissenschaft. Das zeigt sich bereits in seinen ersten Veröffentlichungen nach Beendigung des Studiums, die sich thematisch mit den Beziehungen zwischen Goten und Slawen befaßten. Er untersuchte sie nicht im eng sprach- oder literaturwissenschaftlichen Zusammenhang, sondern in einem breiten historischen Kontext. Die in Deutsch 1890 veröffentlichte Arbeit »Die letzten Schicksale der Krimgoten«<sup>8</sup> beruhte auf den Ergebnissen einer Expedition auf die Krim, wo er Lebensweise und Sprache der letzten Nachkommen der Krimgoten erforschte und Ausgrabungen bei Mangup führte. Seit 1890 war er zehn Jahre lang Mitglied der Kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft und nahm noch mehrfach an Ausgrabungen teil. In der 1899 verteidigten Magisterdissertation untersuchte Braun die Beziehungen zwischen Slawen und Goten bzw. Germanen allgemein bis zum 5. Jahrhundert vorwiegend für das Weichselgebiet.<sup>9</sup> Die gotisch-slawischen Wechselbeziehungen bestimmten seine Forschungstätigkeit auch in den Folgejahren. Auf drei Studienreisen nach Schweden studierte er alle schwedischen Runenüberlieferungen und altisländischen Sagas, sofern sie sich auf Rußland, Byzanz und den Orient bezogen, veröffentlichte zahlreiche Aufsätze, die auch in Schweden nachgedruckt wurden, und bereitete eine umfangreiche Quellenpublikation vor, deren Ausgabe aber durch den beginnenden Ersten Weltkrieg verhindert wurde.<sup>10</sup>

Braun erfreute sich unter den Kollegen großer Autorität, was sich nicht zuletzt darin zeigte, daß er von 1906 bis 1918 ununterbrochen in Leitungsfunktionen der Universität stand: 1905 Dekan der Historisch-Philologischen Fakultät, 1906 bis Anfang 1908 Prorektor der Universität

---

8 Siehe Fedor Braun: Die letzten Schicksale der Krimgoten. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Reformierten Kirchenschule zu St. Petersburg 1889/1890. St. Petersburg 1890.

9 Siehe Fedor Braun: Razyskanija v oblasti goto-slavjanskich otnošenij. I. Goty i ich sosedi do V veka. Pervyj period: goty na Visle. Sbornik otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti imperatorskoj akademii nauk. Bd. LXI. Nr. 12. Sankt Peterburg 1899. – Von den angedachten drei Bänden erschien jedoch nur dieser erste Band.

10 Die Titel werden aufgeführt in Veröffentlichungen Friedrich Brauns. In: Archiv für Kulturgeschichte. Bd. XXIII. Leipzig und Berlin 1932. S. 139. – Siehe auch M. B. Sverdlov: F. A. Braun – issledovatel' skandinavskich istočnikov po istorii Drevnej Rusi. In: Skandinavskij sbornik. Vyp. 21. Tallinn 1976. S. 221–226.

und 1908 bis 1918 erneut Dekan seiner Fakultät. 1913 delegierte ihn die Universität zu vorbereitenden Beratungen für den IV. Internationalen Historikerkongreß.<sup>11</sup> Mehrere Jahre war er Vorsitzender einer Regierungskommission zur Reform des neusprachlichen Unterrichts.<sup>12</sup> Er sammelte eine große Schar von Schülern um sich, zu denen der Romanist V. F. Schischmarjow (1874–1957), der Russist L. W. Schtscherba (1880 bis 1944) und der Germanist V. M. Shirmunski (1891–1971), alle künftige Mitglieder der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, gehörten. Sie und Brauns Kollegen, unter ihnen die Akademiemitglieder A. A. Schachmatow (1864–1920, Slawist und Historiker) und Jan Baudouin de Courtenay (1845–1929, Begründer der Petersburger linguistischen Schule), widmeten ihm anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums seiner wissenschaftlich-pädagogischen Tätigkeit im Jahre 1913 eine Sonderausgabe der Zeitschrift der Neuphilologischen Gesellschaft. In der Einleitung schrieben sie: »In diesen langen Jahren waren Sie vielen Lehrer, haben viele getröstet und niemanden beleidigt. Die Mitarbeiter des Sammelbandes bitten die Heilige Vorsehung, daß sie Sie noch viele Jahre zu ihrer allgemeinen Freude, zum Nutzen der Neuphilologischen Gesellschaft, der Universität und der russischen Wissenschaft erhält.«<sup>13</sup> Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß Brauns Jubiläum auch der verbreitetsten populärwissenschaftlichen historischen Monatszeitschrift in Rußland eine Notiz wert war.<sup>14</sup> Brauns an der Grenze zwischen Sprachwissenschaft und Geschichte angesiedelten Forschungen wurden schon seit Beginn des Jahrhunderts von Fachhistorikern wie D. I. Ilovajski (1832–1920) oder Myhajlo Hruševskij (1866–1934) zur Kenntnis genommen.<sup>15</sup>

Der Erste Weltkrieg schränkte Brauns Wirkungsmöglichkeiten jedoch wenig später ein. Obwohl er zusammen mit den anderen Petrograder

11 Siehe HA GPB. Fonds 846: Aleskej Alesandrovič Šachmatov. Nr. 12. Bl. 231f.

12 Siehe UAL. Phil. Fak. B 2/2719: Lektorat für Russisch. Bl. 5R.

13 Zapiski Neofilologičeskogo obščestva pri Imperatorskom SPb. Universitete. Sbornik v čest' prof. Brauna. Pod red. prof. Dmitrija Konstantinoviča Petrova. St. Petersburg 1915 (zitiert nach Aleksej I. Čerebin: U istokov ... S. 16).

14 Siehe Jubilej prof. F. A. Brauna. (25-letie naučnoj dejatel'nosti). In: Istoričeskij vestnik. St. Petersburg (1913)11. S. 785.

15 Siehe Dmitij Ivanovič Ilovajskij: Vtoraja dopolnitel'naja polemika po voprosam varjago-russkomu i bolgarno-guniskomu. Moskau 1902. – Michail Gruševskij: O rabote F. Brauna »Švedska runičeskaja nadpis', najdennaja na o. Berezani«. In: Zapiski Nauk tovariščestva imeni Ševčenka. Lviv (1910)1. S. 173f.

Professoren eine Erklärung gegen den vom Altphilologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf und vom Historiker Dietrich Schäfer verfaßten und am 4. Oktober 1914 veröffentlichten militaristischen, nationalistischen und russenfeindlichen »Aufruf an die Kulturwelt« deutscher Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler abgegeben hatte, wurde er als Deutschstämmiger 1915 mit 53 Jahren »aus fiskalischen Gründen« vorzeitig emeritiert. Er blieb allerdings Dekan der Historisch-Philologischen Fakultät und Vorsitzender der Staatlichen Prüfungskommission, der er seit 1906 vorsah, bis zu deren Aufhebung 1917 und konnte auch seine Lehrtätigkeit fortsetzen.

Nach der Oktoberrevolution lief der Universitätsbetrieb in Petrograd erst einmal ohne wesentliche Veränderungen weiter. Das Volkskommissariat für Bildungswesen versuchte die Petrograder Professorenschaft zur Diskussion der geplanten Hochschulreform heranzuziehen. Der Rat der Universität lehnte im Februar 1918 aber eine Zusammenarbeit mit der Sowjetregierung ab.<sup>16</sup>

Braun, nach wie vor Dekan der Historisch-Philologischen Fakultät, gehörte zu dem Teil der Professorenschaft, der zu sachlichen Beziehungen und zu einer gewissen Zusammenarbeit mit der Sowjetmacht bereit war, ohne dabei jedoch von seiner liberalen Grundhaltung abzuweichen, wie er sie seit der Jahrhundertwende einnahm. Das belegt zum Beispiel seine Mitwirkung als Mitglied des Redaktionskollegiums der Bände eins bis elf und als Autor für Artikel über ausländische Literatur an einer 1902 bis 1904 von den späteren Kadetten S. N. Jushakow und P. N. Miljukow herausgegebenen Enzyklopädie.<sup>17</sup> Diese Position hatte er auch während der Revolution von 1905/07 vertreten und im Januar 1908 bewahrt, als er »infolge gewisser Maßnahmen der russischen Regierung« vom Posten des Prorektors der Universität zurückgetreten war.<sup>18</sup>

Wie viele seiner Professorenkollegen strebte Braun die Autonomie der Universität an. Bei einer Umsetzung der sowjetischen Hochschulreform befürchtete er die »Zerstörung der gesamten Konstruktion« und »der Grundidee des Universitätslebens«. Um sich gegen die Einflußnahme der Sowjetbehörden behaupten zu können, hielt er Reformen für

---

16 Siehe Istorija Leningradskogo universiteta. Očerki. Leningrad 1969. S. 182.

17 Siehe Bol'saja ěnciklopedija. Slovar' obščedostupnych svedenij po vsem otraslam znanija. Hrsg. von Sergej Nikolaevič Južakov und Pavel Nikolaevič Miljukov. 20 Bde. Petersburg, Leipzig, Wien 1902–1904.

18 Siehe UAL. PA 343. Bl. 2R.

nötig, die von den Professoren selbst ausgingen. So forderte er am 25. Mai 1918 in einer Denkschrift an die Fakultät, die im Frühjahr 1918 gegebene und »wohl nicht lang andauernde Periode der vollständigen inneren Autonomie« der Universität auszunutzen, »sich in unserem Haus umzusehen, es von alten Ablagerungen überlebter Traditionen, die für niemanden notwendig sind und nur die weitere Entwicklung hemmen, zu säubern sowie das zu bewerten und zu stärken, was es Gutes in diesen Traditionen gibt«. Das sei »um so zeitgemäßer, als uns vielleicht bevorsteht, dafür zu kämpfen, was wir als wertvoll und unbedingt wesentlich für das weitere Gedeihen der Universität einschätzen«. Er rief dazu auf, eine »kämpferische Position einzunehmen« und ein gemeinsames Vorgehen der russischen Universitäten abzustimmen: »Vielleicht gelingt es uns, einen solchen Plan zu schaffen, auf den sich alle russischen historisch-philologischen Fakultäten einigen können. In diesem Falle wäre unsere Position noch stärker.«<sup>19</sup> Der von ihm vorgelegte Lehrplänenentwurf<sup>20</sup> ging von acht Kulturregionen aus (alter semitischer Orient, Indien und Iran, die antike Welt, Byzanz, die slawische Welt, Rußland, die romanisch-germanische Welt und die finno-ugrische Region), die den Studenten in enger Verknüpfung von Geschichte, Philologie (Literatur und Sprache), Linguistik (Sprachgeschichte), Kunst und Religion nahe gebracht werden sollte.

Brauns Ideal war: »Die Universität für die Wissenschaft und nur für die Wissenschaft – das ist die Lösung, die die Arbeit des Universitätsmitarbeiters bestimmt.« Die einzige Aufgabe der Universität sei »die Ausarbeitung wissenschaftlicher Fragen, die Vermittlung streng-wissenschaftlicher und nur wissenschaftlicher Kenntnisse sowohl allgemeinen als auch speziellen Charakters und der Methoden ihrer Aneignung, die Erziehung der Studenten zum wissenschaftlichen Denken und zur wissenschaftlichen Arbeit«. <sup>21</sup> Die Vermittlung anderer Berufskennntnisse, etwa die Ausbildung pädagogischer Fähigkeiten bei den künftigen Lehrern, würde nur von dieser Hauptaufgabe ablenken. Mit dieser Konzeption, die Braun in einem weiteren Schreiben an die Fakultät noch einmal begründete,<sup>22</sup> ging er

---

19 HA GPB. Fonds 1000. Bestand 2. Archiveinheit 831: Materialy po reforme vysšej školy. Bl. 1–1R.

20 Siehe ebenda. Bl. 3–5R.

21 Ebenda. Bl. 2R.

22 Siehe Braun am 1. Juni 1918 an die Historisch-Philologische Fakultät. In: Ebenda. Bl. 6–9.

auch zu den Beratungen im Juli und September 1918, auf der der Entwurf des Volkskommissariats für Bildungswesen zur Reform der Hochschulen von der Mehrheit der Professoren abgelehnt wurde. Braun erklärte dort, das Reformprojekt des Volkskommissariats könne nur angenommen werden, wenn die Professoren »das Recht und die Möglichkeit« erhielten »die Reform selber so, wie es unser Gewissen und unsere Erfahrung vorschreiben, und in ruhiger akademischer Atmosphäre durchzuführen.«<sup>23</sup>

Nach Brauns rückschauender Einschätzung blieb im Hochschulwesen »fast zwei Jahre lang in der Hauptsache fast alles beim alten, wenn auch einige nicht unwesentliche Eingriffe in die innere Organisation zu vermerken waren. Die Regierung suchte mit der Dozentenschaft aller Stufen, sowie mit der Studentenschaft Fühlung zu gewinnen, und es kam so etwas wie ein Kompromiß zustande«,<sup>24</sup> dem sich auch Braun anschloß. Im Sommer 1918 übernahm er das Rektorat einer Institution, die auf die praktische Berufsvorbereitung ausgerichtet war. Das war das Historisch-Philologische Institut in Petrograd, das unter seiner Leitung zum Pädagogischen Institut bei der Petrograder Universität umgebildet wurde, »einer autonomen Hochschule, welche in engster Verbindung mit der Universität, den Zweck verfolgt, jungen Leuten, die den Lehrerberuf erwählt haben, die notwendige pädagogisch-theoretische und praktische Vorbildung zu geben.«<sup>25</sup> Gleichzeitig war er wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Historisch-Archäologischen Akademie, der Nachfolgeorganisation der Historisch-Archäologischen Kommission und Vorsitzender ihrer Sektion für historische Geographie und Namenkunde.

Braun merkte bald, daß der Kompromiß nicht dauerhaft sein konnte. Seine Orientierung auf rein wissenschaftliche Aufgabenstellungen und Nichteinmischung der Sowjetbehörden in die Universität hatte unter den neuen Bedingungen, da die Universität dem Sowjetstaat zur Ausbildung einer neuen Intelligenz dienstbar gemacht werden sollte, keine Chance auf Verwirklichung.

Die Veränderungen im Hochschulwesen waren sicher ein wesentlicher Grund dafür, daß Braun im Frühjahr 1920 eine »wissenschaftliche

23 Zitiert nach Sergej Alekscevič Fedjukin: *Velikij Oktjabr' i intelligencija. Iz istorii vovlečenija staroj intelligencii v stroitel'stve socializma*. Moskau 1972. S. 158.

24 Friedrich Braun: *Sowjetunion*. In: *Das akademische Deutschland*. Bd. III. Berlin 1930. S. 90.

25 UAL. PA 343. Bl. 2R.

Mission außerhalb Rußlands« annahm. Gemeinsam mit seiner Familie ging er – formal weiterhin Professor der Petrograder Universität und Rektor des Pädagogischen Instituts – Ende März mit einem Auftrag der Russischen Akademie der Wissenschaften und des Volkskommissariats für Bildungswesen der RSFSR nach Leipzig, um eine Übersicht über die in den Jahren des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit in Deutschland veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten für die durch Weltkrieg und Bürgerkrieg von Informationen des Auslandes abgeschnittene russische Wissenschaft zusammenzustellen.<sup>26</sup> In Leipzig als dem Standort der Deutschen Bücherei mit ihrer vollständigen Sammlung des deutschen Schrifttums und der angesehenen Universität mit Spezialisten aller Fachgebiete fand Braun ideale Voraussetzungen für seine Aufgabe. Es gelang ihm, über dreißig Hochschullehrer der Leipziger Universität in einer Arbeitsgruppe zusammenzuführen, als deren Ergebnis eine wertvolle Bibliographie entstand, deren Umfang weit über die ursprünglichen Intentionen hinauswuchs und schließlich von den wissenschaftlichen Bibliothekaren der Deutschen Bücherei fortgeführt wurde. In sieben Bänden wurde sie zwischen 1922 und 1924 in der Berliner russischen Verlagsbuchhandlung »Kniga«, mit deutsch-russischen Titelblättern und Inhaltsverzeichnissen ausgestattet, auf Kosten der RSFSR veröffentlicht.<sup>27</sup> Die bei der Erarbeitung der Bibliographie gewonnenen Erfahrungen lagen den ab 1925 im »Literarischen Zentralblatt« von der Deutschen Bücherei veröffentlichten Jahresberichten über die bedeutendsten wis-

---

26 Siehe Schreiben des Vorsitzenden des Ausländischen Büros des Volkskommissariats für Bildungswesen, Z. G. Grinberg, an Sergej Fëdorovič Ol'denburg über eine Sendung wissenschaftlicher Materialien für die Akademie der Wissenschaften vom 6. Januar 1922. In: Sowjetmacht und Wissenschaft. Dokumente zur Rolle Lenins bei der Entwicklung der Akademie der Wissenschaften. Hrsg. von Günter Kröber und Bernhard Lange. Berlin 1975. S. 198.

27 Siehe Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1914–1921. Hrsg. im Auftrag der Berliner Vertretung des Russischen Volkskommissariats für Bildungswesen von Friedrich Braun und Hans Praesent. Berlin 1922–1923 (Bd.1: Theoretische Wissenschaften; Bd. 2 und 3: Angewandte Wissenschaften; Bd. 4: Gesamtregister. Ergänzungsband: Bibliographie des wissenschaftlichen Sozialismus 1914–1922. Hrsg. von Ernst Drahn. Berlin 1923). – Systematische Bibliographie der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands der Jahre 1922 und 1923. Hrsg. von Friedrich Braun und Hans Praesent. Berlin 1924 (Bd. I: Geisteswissenschaften; Bd. II: Mathematische, naturkundliche und angewandte Wissenschaften).



senschaftlichen Neuerscheinungen in deutscher Sprache zu Grunde.<sup>28</sup> Die bibliographische Arbeit Brauns schärfte auch seinen Blick für die in Sowjetrußland benötigte wissenschaftliche Literatur des Auslandes. Um den Buchaustausch zwischen Deutschland und Sowjetrußland zu fördern, beriet er seit 1921 intern die Deutsche Gesellschaft für Auslandsbuchhandel und später den Börsenverein der deutschen Buchhändler. 1923 half er eine Ausstellung deutscher Fach- und Lehrbücher in Moskau vorzubereiten.<sup>29</sup>

Brauns Aufenthalt in Leipzig war ursprünglich für drei Semester bis zum Sommer 1921 geplant. Im Oktober 1920 stellte er an die Leipziger Universität den Antrag, ihm für die Dauer seiner Anwesenheit die Durchführung von Lehrveranstaltungen zu gestatten.<sup>30</sup> Die Philosophische Fakultät befürwortete sein Gesuch beim Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts, da »seine eindringende Kenntnis der germanischen Altertümer und der östlichen Beziehungen der Germanen eine höchst willkommene Ergänzung des germanistischen Lehrbetriebs an unserer Fakultät verbürge.«<sup>31</sup> Die gerade erfolgte Wahl Brauns zum auswärtigen Mitglied der Königlich Schwedischen Historischen Akademie hatte die Zustimmung der Fakultät sicher befördert. Nach einer Probeerlesung am 20. November 1920 über »Hauptprobleme, Ziele und Methoden der germanischen Altertumskunde« wurde ihm die *venia legendi* erteilt, so daß er als Privatdozent lehren durfte.<sup>32</sup> Damit waren aber nicht alle Hindernisse für Brauns Lehrtätigkeit aus dem Weg geräumt. Es fehlte für das Vorlesungsverzeichnis der Dokortitel, denn der ihm in Rußland verliehene Magistergrad wurde »nicht ohne weiteres« dem deutschen Doktorgrad »gleichgestellt«. Um Braun eine unwürdige Prüfungsprozedur zu ersparen, ernannte ihn die Fakultät 1921 deshalb zum Ehrendoktor (Dr. phil. h. c.).<sup>33</sup>

---

28 Siehe Othmar Feyl: Die bibliothekarische Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der Sowjetunion und ihre nationale und internationale Rolle (1920–1930). In: Deutschland – Sowjetunion. Aus fünf Jahrzehnten kultureller Zusammenarbeit. Berlin 1966. S. 159f.

29 Siehe Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 157 und 211.

30 Siehe UAL. PA 343. Bl. 1.

31 Ebenda. Bl. 7.

32 Siehe ebenda. Bl. 8–10.

33 Siehe ebenda. Bl. 12. – Siehe Protokolle der Phil. Fak. In: Ebenda. Nr. 91 (1920–22). Bl. 14.

Braun richtete sich allmählich darauf ein, für längere Zeit in Leipzig zu bleiben. Er konnte sich dabei auf die Unterstützung der Professoren verlassen, die ihn aus seiner Arbeit an der Bibliographie kannten und seine Kompetenz schätzen gelernt hatten. Im Juni 1922 beantragten zwei dieser Professoren, der Germanist Albert Köster und der Anglist Eduard Sievers, Braun zum ordentlichen Honorarprofessor zu ernennen.<sup>34</sup> Der Vorschlag stieß aber auf Widerstand. Braun wurde zur Stellungnahme aufgefordert, warum er 1914 die erwähnte antideutsche Verlautbarung der Petrograder Professoren mitgetragen habe. Brauns Erklärung, sich als Dekan um die Entschärfung der russischen Resolution bemüht zu haben und »in jener überaus schweren Zeit alles getan zu haben, was in meinen Kräften stand, um den verhängnisvollen, leider unausbleiblichen Konflikt zwischen den deutschen und russischen Vertretern der Wissenschaft abzuschwächen«,<sup>35</sup> wurde akzeptiert. Am 21. September 1922 wurde er ordentlicher Honorarprofessor für germanische Philologie.

Diese Ernennung entsprach dem Profil seiner Vorlesungen, die auf seiner in der Petersburger Zeit geleisteten Forschungsarbeit beruhten. In seinen 1922 bis zum Winterhalbjahr 1926/1927 gehaltenen Vorlesungen behandelte Braun die germanischen Altertümer der Frühzeit (Teil I: Land und Leute, Teil II: Siedelung und materielle Kultur, Teil III: Privatleben, Teil IV: öffentliches Leben), Ethnographie und älteste Kultur des Germanentums sowie Deutsche Namenkunde (I. Personen- und Familiennamen, II. Ortsname).<sup>36</sup> Aus der Thematik wird deutlich, daß er in der Gliederung seiner Lehrveranstaltungen die von ihm 1918 erarbeiteten Lehrplanprinzipien umsetzte.

Auch in der Forschungstätigkeit blieb Braun vorerst seiner bisherigen Ausrichtung treu. So veröffentlichte er eine Studie über Lehnwörter<sup>37</sup> und versuchte in verschiedenen Vorträgen und Aufsätzen über die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen die japhetische Theorie des russisch-sowjetischen Sprachforschers N. Ja. Marr, zu

34 Siehe UAL. PA 343. Bl. 13.

35 Ebenda. Bl. 17R–18. – Dieser Brief Brauns an Professor Max Förster vom 17. Juli 1922 ist abgedruckt bei Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 353.

36 Siehe Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen. Leipzig 1922ff.

37 Siehe Fedor Aleksandrovič Braun: Zaimstvovannye slova. In: Beseda. žurnal literatury i nauki. Berlin (1923)III. S. 275–319.

deren Anhängern er zählte, auf die Entstehung der Germanen anzuwenden.<sup>38</sup>

Nach dem Abschluß der Bibliographie widmete Braun einen großen Teil seiner Zeit der Herausgabe einer wissenschaftlich-literarischen Zeitschrift mit dem Titel »Beseda« (»Das Gespräch«) für die starke russische Emigration in Deutschland. Insgesamt erschienen 1923 bis 1925 sieben Ausgaben. Herausgeber waren neben Braun der Ethnologe Professor B. F. Adler sowie die Schriftsteller Andrej Belyj, Maksim Gorki und W. F. Chodasewitsch. Die Zeitschrift unterschied sich von anderen Emigrantenorganen durch ihre politisch neutrale Haltung. Braun verantwortete den wissenschaftlichen Teil der Zeitschrift. Seine guten Kontakte zu den Kollegen an der Leipziger Universität erleichterten ihm die Gewinnung von Autoren. Die Mehrheit der in der »Beseda« publizierenden Wissenschaftler stammte dadurch aus Leipzig, so die Professoren Andreas Jolles (Niederlandistik), Erich Krenkel (Geologie und Paläontologie), Theodor Litt (Philosophie), Fritz Rinne (Mineralogie und Petrographie), Georg Steindorff (Ägyptologie), Karl Weule (Völkerkunde), Otto Wiener (Physik) und Georg Witkowski (deutsche Sprache und Literatur), die Privatdozenten Eduard Erkes (Sinologie), Georg Grimpe (Zoologie) und Hans Leisegang (Philosophie) sowie der Englischlektor Willy Ernst Peters. Auch im Besprechungsteil spielten Veröffentlichungen Leipziger Wissenschaftler eine wichtige Rolle, sofern sie für den russischen Leser von besonderem Interesse waren. Das traf auf Arbeiten des Slawisten Max Vasmer und des Literaturhistorikers Arthur Luther zu. Mit einem Nachruf wurde des verstorbenen Direktors des Germanischen Seminars Albert Köster gedacht, dem Braun bei seiner Eingliederung in den Lehrkörper der Leipziger Universität viel zu verdanken hatte. Köster sei »einer der bedeutendsten Vertreter der Geschichte

---

38 Siehe Thesen zu Friedrich Brauns Vortrag über »Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen«. Leipzig vom 21. Januar 1921. – Friedrich Braun: Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen. Berlin, Stuttgart, Leipzig 1922 (= Japhetische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens. Hrsg. von Friedrich Braun und Nikolaj Marr. Bd. 1). – Fedor Aleksandrovič Braun: Pervobytnoe naselenie Evropy. In: Beseda. ūrнал literatury i nauki. Berlin (1923)l. S. 264–308 (dasselbe mit verbessertem und ergänzten Text: Berlin 1924). – Nikolaj Marr: Der japhetische Kaukasus und das dritte Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur. Aus dem Russ. übersetzt von Friedrich Braun (= Japhetische Studien. Bd. 2). Berlin, Stuttgart, Leipzig 1923.

der deutschen Literatur, glänzender Redner und populärer Professor« gewesen, »an den sich natürlich alle Russen erinnern, die in den letzten 25 Jahren die Leipziger Universität besuchten.«<sup>39</sup>

Während Prof. Adler 1924 in die Sowjetunion zurückkehrte, reifte bei Braun die Entscheidung, in Leipzig zu bleiben. Ein Versuch S. F. Oldenburgs, des Ständigen Sekretärs der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, ihn im Jahre 1925 zur Rückkehr an die Leningrader Universität zu bewegen, mißlang.<sup>40</sup> Braun kehrte auch besuchsweise nicht mehr in die Sowjetunion zurück. »Zahlreiche mündliche und schriftliche Mitteilungen seiner russischen Kollegen und Freunde«<sup>41</sup> über das Hochschulwesen und die Entwicklung im Sowjetstaat bestärkten ihn darin. Erster Schritt dazu war Anfang 1924 die Aufkündigung der Mitarbeit als wissenschaftlicher Konsultant in der Berliner Vertretung des sowjetrussischen Volkskommissariats für Bildungswesen, »da die Richtung, welche die Arbeit der Vertretung genommen hat, sich nicht mehr mit meinen Prinzipien vereinigen läßt.«<sup>42</sup> Braun konnte sich nicht mehr vorstellen, seine Lehrtätigkeit an der Leningrader Universität wieder aufzunehmen. Unakzeptabel war für ihn, daß der »starre Lehrplan« den Studenten »keine Lernfreiheit« gewährte und die »Anleitung zu selbständiger Forschungsarbeit« damals »nicht zu den Aufgaben der Hochschule« gehörte. Mit der »weltanschaulichen Bindung der Hochschule«, mit dem »Versuch, sie und mit ihr auch die wissenschaftliche Forschung einer Parteidoktrin als alleinigem Dogma zu unterwerfen«, wollte er sich nicht abfinden. »Sind wir doch gewöhnt«, betonte er in einem Artikel über das sowjetische Hochschulwesen, »grade in der schrankenlosen Freiheit eine Lebensbedingung wissenschaftlicher Forschung zu sehen. In Rußland denken die maßgebenden Kreise anders; sie fühlen sich bereits im Besitz der unerschütterlichen Grundlage jedes wahren Wissens, und in diesem Bewußtsein, halten sie sich für berechtigt, jedes Wissen, das sich auf anderer Grundlage aufbaut, zu unterdrücken.« Er war nicht bereit, der marxistischen Weltanschauung zu huldigen. Hinter diesem prinzipiellen Einwand verblaßten die positiven Seiten des sowjetischen Hochschulwe-

---

39 Beseda. · urnal literary i nauki. Berlin (1924)V. S. 374.

40 Siehe Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 212.

41 Friedrich Braun: Sovetunion. In: Das akademische Deutschland. Bd. III. Berlin 1930. S. 96.

42 Friedrich Braun an Dekan vom 28. Oktober 1924. In: UAL. PA 343. Bl. 24.

sens – die »rege Verbindung der Hochschularbeit mit dem Leben«, die konsequente »Nachprüfung der studentischen Arbeit« und die »Sorge um den akademischen Nachwuchs« mittels Stipendien –, die er durchaus anerkannte.<sup>43</sup>

Dieser Aufsatz über das sowjetische Hochschulwesen ist typisch für Brauns Bemühen um Objektivität bei der Einschätzung der Entwicklung in der Sowjetunion. Trotz seiner Ablehnung der Grundprinzipien sowjetischer Hochschul- und Wissenschaftspolitik ließ er sich nicht auf einen blinden Antisowjetismus ein. Er blieb seiner selbst gewählten »Vermittlerrolle« zwischen Deutschland und Rußland, die sein gesamtes wissenschaftliches Schaffen sowohl in Petersburg als auch in Leipzig durchzog, treu und brach die Kontakte zur Sowjetunion nie ab. 1926, im selben Jahr als er einerseits die deutsche Staatsbürgerschaft erwarb, wurde er andererseits korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.<sup>44</sup> In ihrem Auftrag beteiligte er sich im September 1927 am Kongreß der Philologen und Pädagogen in Göttingen.<sup>45</sup> In die Vorbereitung der sowjetischen Historikerwoche in Berlin im Sommer 1928 war er zwar nicht eingebunden worden,<sup>46</sup> aber er nahm an ihr teil und trat auf einem der Empfänge mit einer bemerkenswerten Rede auf, die nach dem Eindruck des sowjetischen Berichterstatters, des »roten Professors« E. B. Paschukanis, »von sowjetischem Patriotismus« erfüllt war.<sup>47</sup> Das ist sicher eine für den sowjetischen Leser gedachte Übertreibung, aber Braun fühlte sich wohl durch die besondere Atmosphäre dieser Woche zu freundschaftlichen und warmherzigen Worten beflügelt. Hatte er doch nach jahrelanger Unterbrechung gute Bekannte wiedergetroffen, wie das Akademiemitglied S. F. Platonow (1860–1933), der wie er selbst 1888 seine Lehrtätigkeit an der Petersburger Universität aufgenommen hatte und etwa zur selben Zeit wie er (1899) dort Professor geworden

---

43 Siehe Friedrich Braun: *Sowjetunion*. In: *Das akademische Deutschland*. Bd. III. Berlin 1930. S. 89–97 (hier S. 92 und 95f.).

44 Siehe *Izvestija Akademii Nauk SSSR*. VI serija. Moskau 1927. S. 1429.

45 Einen Bericht darüber sandte Braun an Akademiemitglied Wassili Wladimirowitsch Bartold (siehe ebenda. S. 1728).

46 Siehe die Liste der Mitglieder des Vorbereitungskomitees in Lutz-Dieter Behrendt: *Das erste Auftreten der sowjetischen Geschichtswissenschaft in der internationalen Arena. Die sowjetische Historikerwoche 1928 in Berlin*. In: *Jahrbuch für Geschichte*. Bd. 17. Berlin 1977. S. 247.

47 Siehe Evgenij Bronislavovič Pašukanis: *Nedelja sovetskich istorikov v Berlinc*. In: *Vestnik Kommunističeskoj Akademii*. Moskau (1928)30. S. 1429.

war. Platonow war es auch, der Braun zur Wahl in die Akademie der Wissenschaften der UdSSR vorgeschlagen hatte.<sup>48</sup> Er konnte auch nicht voraussehen, daß die nichtmarxistischen Historiker der sowjetischen Delegation nur aus außenpolitischen Erwägungen mit nach Berlin genommen wurden, das ein paar Wochen später auf dem VI. Internationalen Historikerkongreß in Oslo<sup>49</sup> ihre Repräsentanz schon wesentlich geringer und einige Monate später eine groß angelegte Kampagne zur administrativen und gerichtlichen Verfolgung nichtmarxistischer Historiker und Hochschullehrer – unter ihnen war auch Brauns alter Bekannter Platonow – einsetzen sollte.<sup>50</sup>

Seit 1924 vollzog Braun schrittweise den Übergang zur osteuropäischen Geschichte. Er begann mit russischem Sprachunterricht. Im Sommersemester hielt er erstmals einen Einführungskurs in die moderne russische Umgangssprache für Anfänger. »Zuspruch und Lehrerfolg« dieses Kurses waren »in höchstem Maß erfreulich«, so daß sich die Fakultät auf Vorschlag Max Vasmer mit der Bitte an das Ministerium für Volksbildung in Dresden wandte, ein russisches Lektorat an der Universität Leipzig einzurichten. Lektor sollte Braun werden, dem »seit seiner russischen akademischen Lehrtätigkeit der Ruf eines gerade für neu-sprachlichen Unterricht besonders befähigten Pädagogen voraus(geht), was durch seine hiesige Tätigkeit vollauf bestätigt wird.«<sup>51</sup> Da das Einkommen aus dem russischen Lektorat für Braun nicht ausreichend war und er sich in »bedrängter wirtschaftlicher Lage« befand, gestattete man ihm ab Wintersemester 1924/1925 zusätzlich die Abhaltung von »Übungen im Gebrauch der deutschen wissenschaftlichen Prosa« für an der Universität studierende Ausländer im Umfang von zwei Wochenstunden.<sup>52</sup>

---

48 Siehe Sergej Platonov/Ignatij Kračkovskij/Sergej Ol'denburg: Zapiska ob učenych trudach F. A. Brauna. In: Izvestija Akademii Nauk SSSR. VI serija. Moskau 1927. S. 1517–1520.

49 Siehe dazu ausführlich Lutz-Dieter Behrendt: Sowjetische Historiker auf internationalen Historikerkongressen der zwanziger und dreißiger Jahre. In: Historikertage im Vergleich. Hrsg. von Gerald Diesener und Matthias Middell. Leipzig 1996. S. 72–98 (hier S. 79).

50 Siehe Viktor Stepanovič Bračev: Sergej Fedorovič Platonov: In: Otečestvennija istorija. Moskau (1993)1. S. 111–128.

51 UAL. Phil. Fak. B 2/27<sup>19</sup>: Lektorat für Russisch. Bd. 1: 1921–1940. Bl. 5 und 2.

52 Siehe ebenda. Bl. 3, 6 und 7. – Diese Übungen leitete er bis zum Winterhalbjahr 1926/1927 (siehe Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen 1925–1926. Leipzig 1925).

In der Forschung rückte Braun, ausgehend von seinen bisherigen Untersuchungen der schwedischen Runen, in Beiträgen für Festschriften zu Ehren seiner Kollegen Rußland stärker in den Mittelpunkt. Er untersuchte das Bild Rußlands im nordischen Schrifttum des Mittelalters,<sup>53</sup> das Verhältnis zwischen Rußland und den Deutschen im Mittelalter<sup>54</sup> oder bezog zur Warägerfrage<sup>55</sup> vom streng normannistischen Standpunkt aus Position.

Mit einem Aufsatz über die russische Intelligenz nahm er erstmals zu einem neuzeit- bis zeitgeschichtlichen Problem Stellung, das ihn zutiefst bewegte und sicher auch seine Entscheidung, nicht in die Sowjetunion zurückzukehren, beeinflusste. In Auseinandersetzung mit den verschiedenen Begriffsbestimmungen der Intelligenz legte er auf der Grundlage eines historischen Abrisses von Peter I. bis zur Oktoberrevolution, in dem er auch auf die Frage des Verhältnisses von Rußland und Europa und auf die Diskussionen von Slawophilen und Westlern einging, seine sich von anderen deutschen Historikern unterscheidende Auffassung dar, die in folgender These gipfelte: Die Intelligenz »ist nichts anderes, als die Trägerin des westeuropäischen Kulturwillens, also an sich nichts Originelles, nur Rußland Eigenes. Was sie zu einer russischen Sondererscheinung, d. h. eben zur »Intelligenz« macht, das ist ihre Ausrichtung, ihre aktive Einstellung zur russischen Wirklichkeit, die sie vorfand. Mit anderen Worten: *reden wir von russischer Intelligenz, so denken wir nicht so sehr an einen an sich selbständigen, spezifisch russischen sozialen Faktor, als vielmehr an seine spezifisch russische soziale Funktion.*« Die Oktoberrevolution habe die Intelligenz vernichtet. Diese »starb, indem sie sich erfüllte«. Nur in der Emigration hätten sich ihre Überreste erhalten.<sup>56</sup>

Wie in seiner Petersburger Zeit befaßte Braun sich wieder mit der Herausgabe bzw. Kommentierung von Übersetzungen. Waren es damals Übersetzungen der literarischen Werke William Shakespeares und John

---

53 Siehe Friedrich Braun: Das historische Rußland im nordischen Schrifttum des X.–XIV. Jahrhunderts. In: Festschrift für Eugen Mogk. Halle/Saale 1924. S. 150–196.

54 Siehe Friedrich Braun: Rußland und die Deutschen in alter Zeit. In: Germanica. Festschrift für Eduard Sievers. Halle/Saale 1925. S. 678–727.

55 Siehe Fedor Aleksandrowiĉ Braun: Varjagi na Rusi. In: Beseda. Ůurnal literatury i nauki. Berlin (1925)VI–VII. S. 300–338.

56 Siehe Friedrich Braun: Über die russische »Intelligenz«. In: Kultur und Universalgeschichte. Walter Goetz zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern. Leipzig, Berlin 1927. S. 362–375 (hier S. 374. – Hervorhebung von Friedrich Braun).

Byrons vom Englischen ins Russische, zu denen er Vorworte verfaßte,<sup>57</sup> förderte er jetzt die Übertragung wichtiger Bücher zur Geschichte Rußlands aus dem Russischen ins Deutsche. So machte er dem deutschen Leser – und in seiner Intention vor allem dem deutschen Studenten – die vierbändige »Geschichte Rußlands« von W. O. Kljutschewski, S. F. Platonows »Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit« und P. N. Miljukows zweibändige Sicht auf die russische Revolution<sup>58</sup> zugänglich.

Die Initiative zur ersten dieser Ausgaben, eines Meisterwerks der vorrevolutionären Historiographie in Rußland,<sup>59</sup> ging noch nicht von Braun, sondern von dem Verlagsleiter K. J. von Voss aus. Neben dem Slawisten Reinhold von Walter, der die Übertragung ins Deutsche übernommen hatte, war ursprünglich der Berliner Ordinarius für Geschichte Osteuropas Karl Stählin als Herausgeber vorgesehen. Letzterer hatte auch bereits die ersten vier übersetzten Kapitel redigiert, als er die Mitarbeit wegen anderer wichtiger Verpflichtungen aufgab. Braun sprang für ihn ein und führte die wissenschaftliche Redaktion der Übersetzung zu Ende. Über die Motive für dieses Engagement gibt das von Braun für die deutsche Ausgabe verfaßte Vorwort Aufschluß. Einerseits war es die freundschaftliche Verbundenheit mit Stählin, den er seit dessen ersten Rußland-Aufenthalt im Jahre 1910 kannte und mit dem er bis zu dessen Tod 1939 brieflich in Verbindung stand.<sup>60</sup> Braun stimmte auch mit dessen historischen Auffassungen weitgehend überein, wie das häufige Zitieren Stählins in dem Aufsatz über die russische Intelligenz zeigt.<sup>61</sup>

57 Siehe Aleksej I. Čerebin: *U istokov ...* S. 17.

58 Siehe Wassilij Kliutschewskij: *Geschichte Rußlands*. Hrsg. von Friedrich Braun und Reinhold von Walter. Bd. I–II. Leipzig, Berlin 1925. – Sergej Fedorovič Platonow: *Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit*. Hrsg. von Friedrich Braun. Schlußkapitel von Otto Hoetzsch. Leipzig 1927. – Pawel Miljukow: *Rußlands Zusammenbruch*. Nach der Hs. des Verf. aus dem Russ. übertr. von E. Janowski. Bd. 1, 2. Stuttgart, Berlin 1925–1926. – Im Buch wird der Herausgeber nicht genannt, aber im Antrag der Fakultät für die Berufung Brauns zum Professor für osteuropäische Geschichte vom 1. März 1926 wird ausdrücklich darauf verwiesen (siehe UAL. PA 343. Bl. 28).

59 Siehe dazu Milica Vasil'evna Nečkina: *Vasilij Osipovič Ključevskij. Istorija i izni i tvorčestva*. Moskau 1974.

60 Siehe Gerd Voigt: *Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945*. Berlin 1986. S. 163.

61 Siehe Friedrich Braun: *Über die russische »Intelligenz«*. In: *Kultur und Universalgeschichte*. Walter Goetz zu seinem 60. Geburtstag dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern. Leipzig, Berlin 1927. S. 362, 368f. und 372.



Andererseits war es vor allem sein Bestreben, zur Lösung des »russischen Rätsels« beizutragen. Braun schrieb: »Mit Schlagworten, wie sie hinsichtlich Rußlands seit langem beliebt waren, ist der Sache wenig geholfen. Das russische Rätsel reckt sich vor der übrigen Welt so furchtbar groß empor – gleichviel, ob drohend oder glückverheißend – daß es bei der ästhetisierenden Betrachtung oder praktischen Inangriffnahme der nächstliegenden wirtschaftlichen oder politischen Aufgaben nicht sein Bewenden haben darf. Es gilt, mit ernstem Willen an die Lösung heranzutreten. Diese Lösung verlangt eindringendes und sich einfühlendes Studium nicht der Gegenwart allein, welche wirr und in mancher Richtung noch fast unzugänglich ist, sondern auch der Vergangenheit des russischen Volkes. Denn wenn irgend das Wort zu Recht besteht, daß das Jetzt vollständig nur aus dem Einst zu erfassen und zu verstehen sei, so ist es hier der Fall, wo es sich um ein schweres volkpsychologisches Problem handelt.« Nach Brauns Auffassung wurde »ein verständnisvolles Studium des Werdegangs des russischen Volkes zu einem Gebot der Stunde«. <sup>62</sup> Aus dieser Überzeugung schöpften die Herausgeber und der Verlag den Mut, Kljutschewskis »Russische Geschichte« in Deutsch zu veröffentlichen.

Im Unterschied zur ausführlichen vierbändigen Geschichte Rußlands aus der Feder Kljutschewskis, die naturgemäß nur das vorrevolutionäre Rußland behandeln konnte – Kljutschewski war 1911 gestorben –, war Platonows Buch ein Werk, »das, ohne in den trockenen Ton eines Compendiums zu verfallen, die wichtigsten Tatsachen der russischen Geschichte übersichtlich zusammenfaßt und die maßgeblichen ursächlichen Bindelinien – vom Beginn des Staates bis auf unsere Tage – zieht«. Nach Einschätzung Brauns und des Übersetzers Arthur Luther gab es »kein besseres«. Platonow hatte auf Bitte Brauns das Buch für den deutschen Leser überarbeitet und mit einer Einleitung versehen, die einen Überblick über den geschichtlichen Werdegang Rußlands bot, der das Einfinden in die fremde Problematik erleichtern sollte. Ein Schlußkapitel »Rußland unter dem Kommunismus« wurde angefügt, »da ja die letzten Jahre der russischen Geschichte manchen deutschen Leser besonders interessie-

---

62 Friedrich Braun/Reinhold von Walter: Vorwort des Herausgebers. In: Wassilij Kljutschewskij: Geschichte Rußlands. Bd. I. Leipzig, Berlin 1925. S. VI f.

ren«. <sup>63</sup> Es wurde nicht von Platonov selbst geschrieben, sondern vom Berliner Osteuropahistoriker Otto Hoetzsch. <sup>64</sup>

In seinem Vorwort zu Kljutschewskis »Russischer Geschichte« hatte Braun mit Vehemenz das bruchstückhafte und völlig unzureichende Studium der Geschichte Rußlands an den Hochschulen wie auch in den Schulen kritisiert. Es sei »Zeit, daß dies anders werde«. <sup>65</sup> Er selbst bot deshalb im Sommersemester 1926 erstmals einen Vorlesungszyklus über den Werdegang des russischen Volkes an. <sup>66</sup> Auf Drängen der Fakultät wurde Braun mit Wirkung vom 1. Juli 1926 vom Sächsischen Ministerium für Volksbildung zum planmäßigen außerordentlichen Professor für osteuropäische Geschichte ernannt. Da damit kein großes Gehalt verbunden war, wirkte er nebenher weiter als Lektor für die russische Sprache. <sup>67</sup> Mit der Umwandlung seiner Honorarprofessur für germanische Philologie in eine solche für osteuropäische Geschichte war der Übergang auf das Fachgebiet »osteuropäische Geschichte« nunmehr endgültig vollzogen. Erst im November 1930, als Braun bereits 68 Jahre alt war und die Altersgrenze erreicht hatte, wurde er für seine Verdienste zum persönlichen Ordinarius ernannt und für weitere zwei Jahre im Amt belassen. <sup>68</sup> Die Professur für osteuropäische Geschichte schloß einen eher repräsentativen als tatsächlich leitenden Kodirektorenposten am Osteuropa- und Islam-Institut der Leipziger Universität ein. Brauns Mitdirektoren waren im Winterhalbjahr 1926/1927 der Arabist August Fischer, der Romanist Gustav Weigand, der Wirtschaftswissenschaftler Alexander Hoffmann sowie die Slawisten Georg Gerullis und Reinhold Trautmann. <sup>69</sup>

Mit seiner Berufung hatte Braun indes die Möglichkeit, am Institut für Kultur- und Universalgeschichte der Universität eine eigene Abteilung

63 Friedrich Braun: Vorwort. In: Sergej Fedorovič Platonow: Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit. S. III f.

64 Siehe Sergej Fedorovič Platonow: Geschichte Rußlands vom Beginn bis zur Jetztzeit. S. 465–491.

65 Friedrich Braun/Reinhold von Walter: Vorwort des Herausgebers. In: Wassilij Kljuutschewskij: Geschichte Rußlands. Bd. I. Leipzig, Berlin 1925. S. VII.

66 Siehe Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen im Sommerhalbjahr 1926. Leipzig 1926.

67 Siehe UAL. PA 343. Bl. 26–28 und 31.

68 Siehe ebenda. Bl. 59.

69 Siehe Universität Leipzig. Verzeichnis des Personalbestandes. Winterhalbjahr 1926/1927. Leipzig 1926.

für osteuropäische Geschichte aufzubauen, einer Aufgabe, der er sich mit großem Einsatz stellte und in der er all seine Fähigkeiten als Wissenschaftsorganisator entfalten konnte. Der ganze Erfahrungsschatz seiner langen akademischen Laufbahn kam ihm dabei zugute. In nur einem Jahrfünft erreichte er, daß die Leipziger Universität erstmals ein Zentrum der Osteuropaforschung wurde.

Voraussetzung jeglicher Beschäftigung mit der osteuropäischen Geschichte war ein ausreichender Fundus an Fachliteratur. Es gelang Braun, trotz äußerst beschränkter Mittel – der Jahresetat dafür betrug anfangs 500, später nur noch 320 RM – eine den Bedürfnissen der Lehre und Forschung entsprechende Fachbibliothek von über 3.000 Bänden einzurichten, »die sich neben denen von Berlin, Königsberg und Hamburg (den einzigen, die Deutschland besitzt) sehen lassen« konnte.<sup>70</sup> Vor allem seine persönlichen Beziehungen zu russischen Gelehrten, die er trotz aller Hindernisse soweit wie möglich aufrechterhielt bzw. anlässlich der Berliner Historikerwoche neu belebte, und seine Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, erleichterten es ihm, die »wertvollsten Werke der russischen Geschichtsforschung, vor allem die gesamten älteren Quellen zur russischen Geschichte« und speziell die Veröffentlichungen der Petersburger Archäologischen Kommission zu erwerben. »Was im Austausch dafür gegeben worden ist, bedeutet nur 1/10 von dem, was aus Rußland gegeben worden ist.«<sup>71</sup> Neuere russische historische Literatur, bibliographisches Material und Fachzeitschriften komplettierten den Bestand. Die ihm als Mitglied der Akademie zugesandten Publikationen stellte er regelmäßig der Bibliothek zur Verfügung. Den auf der Historikerwoche geknüpften Kontakt zu W. W. Adoratski, dem stellvertretenden Generaldirektor der Zentralen Archivverwaltung der RSFSR, nutzte Braun, um seinen Mitarbeitern Zugang zu sowjetischen Archivalien zu verschaffen. So bat er darum, Georg Sacke Materialien über die gesetzgebende Kommission Katharina II. für seine Habilitationsschrift bereitzustellen.<sup>72</sup>

Wie schon in seiner Petersburger Zeit sah Braun die Lehrtätigkeit als vornehmste Aufgabe eines Professors an. Wöchentlich hielt er zwei

---

70 Siehe UAL. Phil. Fak. B 2/20<sup>24</sup>: Professur für osteuropäische Geschichte. Bd. 1: 1933–1934. Philosophische Fakultät an Ministerium für Volksbildung. 28. Juli 1933. – Siehe auch UAL. PA 343. Bl. 42, 53 und 55f.

71 UAL. PA 343. Bl. 42.

72 Siehe Archivnoe delo. Moskau (1930)I–II (22–23). S. 372.

Stunden Vorlesung und zwei Stunden Übungen (Seminare). Seine Vorlesungen deckten die gesamte russische Geschichte von den Anfängen bis 1917 ab.<sup>73</sup> Am liebsten unterrichtete er jedoch altrussische Themen. So schrieb er am 30. Dezember 1931 an Stählin: »Ich persönlich fühle mich in diesem Semester schon deswegen wohler, weil ich fast ausschließlich in Altrußland stecke: dort ist's mir am wohlsten, – schon immer gewesen, und jetzt erst recht. Das, was man persönlich gesehen und miterlebt hat (und ich lebe ja seit 1862 mit!) wirkt sich auch in der Macht der Lieblingsthemata nicht immer anziehend aus. Ich fühle darin einen gewissen Gegensatz zu den meisten meiner Kollegen und mache mir oft einen Vorwurf daraus. Ist es nicht lächerlich, daß einem die Warägerfrage oder die Entstehung der russischen Autokratie lieber sein kann als – die Heilige Allianz?« Er spielte damit auch auf die unmittelbare Gegenwart in der Sowjetunion an. »Augenblicklich scheint es dort sehr kritisch auszusehen«, stellte er im selben Brief fest.<sup>74</sup> Seinem wissenschaftlichen Werdegang und seinen Interessen entsprechend, behandelte er auch Grundzüge der russischen Kulturgeschichte und ging den Spuren der Germanen und Deutschen in Rußland nach. So beteiligte er sich im Rahmen der Auslandskunde an einer Sammelvorlesung über das Deutschtum in Rußland und im Baltikum. In seinen Übungen, die im Institut für Kultur- und Universalgeschichte als »Mittlere Kurse«, also für einen mittleren Schwierigkeitsgrad eingestuft waren, setzte er Russisch-Kenntnisse voraus. Mit den seit einigen Jahren geführten russischen Sprachübungen hatte er Voraussetzungen dafür geschaffen, daß in seinen Seminaren russischsprachige Originalliteratur gelesen werden konnte. Er setzte bis zum Sommerhalbjahr 1932 neben seinen historischen Lehrveranstaltungen diesen Russisch-Unterricht mit vier Wochenstunden, angepaßt an das erreichte Sprachniveau, in Anfänger- und Fortgeschrittenenkursen bis zur »Lektüre moderner russischer Schriftsteller« und »Lektüre und sprachlichen Interpretation schwierigerer russischer Texte« als Ober-

73 Die Vorlesungsverzeichnisse weisen dazu folgende Themen aus: Der Werdegang des russischen Volkes; Hauptprobleme der russischen Geschichte; Russische Geschichte der Kiewer Periode (9.–13. Jahrhundert); Entstehung und Aufstieg des moskowitischen Staates (14.–17. Jahrhundert); Geschichte des vorpetrinischen Rußlands; Geschichte Rußlands im 18. Jahrhundert; Geschichte Rußlands im 18. und 19. Jahrhundert; Russische Geschichte des 19. Jahrhundert (Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen. Leipzig 1926ff.).

74 Abgedruckt bei Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 379f.

kurs unvermindert fort. Im Winterhalbjahr 1929/1930 zählte der von ihm geleitete Anfängerkurs allein 23 Teilnehmer.<sup>75</sup> Viele der Studenten, die bei ihm die russische Sprache gelernt hatten, wurden Teilnehmer seiner historischen Übungen, z. B. Walther Hinz, Robert Adolf Klostermann, Werner Markert und Johannes Orzschig. Dazu traten Studierende, die im Gebiet des zaristischen Rußlands aufgewachsen waren: Max Aschke-witz, Maximilian Braun (Brauns Adoptivsohn), Wilhelm Graf, Georg Sacke und Anatol Waag. Trotz seiner Vorliebe für ältere Perioden erörterte Braun anfangs in seinen Übungen, wenn man von der Periode Iwans des Schrecklichen und der Zeit der Wirren bis 1613 absieht, vor allem Probleme der neueren Geschichte seit dem 18. Jahrhundert, u. a. die Geschichte der sozialen Bewegung in Rußland im 19. Jahrhundert oder »die Geschichte der russischen Revolution von der Regierungszeit Alexander II. bis zum Weltkrieg«.

Die interessante Seminarführung Brauns verstärkte den Zulauf zu seinen Übungen auch aus dem Kreis der des Russischen nicht Kundigen so sehr, daß er ab dem Winterhalbjahr 1929/1930 die Zahl seiner Übungen verdoppelte. Wie bisher gab es Übungen mit russischen Originaltexten, daneben wurden aber gesonderte Veranstaltungen für diejenigen abgehalten, die Russisch nicht beherrschten. Russisch wurde vorausgesetzt in Übungen zur altrussischen Verfassungsgeschichte, zur Entstehung und Entwicklung des russischen Adels, über die Zeit der Wirren, die russische Geschichte im 17. bzw. 18. Jahrhundert, die Zeit der ersten Romanows und die Geschichte der russischen Stände im 18. Jahrhundert. Wer keine Russisch-Kenntnisse hatte, konnte an Brauns Übungen über allgemein interessierende Fragen aus der russischen Geschichte vorzugsweise des 19. Jahrhunderts teilnehmen, die für alle diejenigen von besonderem Reiz waren, die die historischen Wurzeln des gegenwärtigen Rußlands verstehen wollten. Die Themen dieser Lehrveranstaltungen waren Grundprobleme der russischen Geschichte (Städte, Bürgertum, Intelligenz), russische Geschichte des 19. Jahrhunderts, Geschichte Rußlands unter Alexander I., Geschichte der russischen Außenpolitik nach dem Krimkrieg, Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland, Geschichte der Europäisierung Rußlands und der geistigen Strömungen im 19. Jahrhundert.

---

75 Siehe UAL. PA 343. Bl. 43.

Da Brauns Blick wie schon in seiner Petersburger Zeit immer über den engeren Fachhorizont hinausreichte, nutzte er vielfältige Möglichkeiten der Kooperation und der interdisziplinären Zusammenarbeit in der Lehre. So führte er gemeinsam mit dem Slawisten Reinhold Trautmann Übungen über die altrussische Nestorchronik durch.<sup>76</sup> Im Sommerhalbjahr 1932 und in den folgenden beiden Semestern fand gemeinsam mit dem baltisch-slawischen Institut, dem Institut für mittel- und südosteuropäische Wirtschaftsforschung und der akademischen Auslandsstelle der Universität ein »Osteuropäisches Kolloquium« statt, eine interdisziplinäre Vortragsreihe, die wirtschaftliche, politische und historische Aspekte umfaßte, in der auch die Professoren Georg Gerullis und Hans Georg Ueberschaar, ein Japanologe, auftraten.<sup>77</sup>

In Leipzig konnte also – wie diese Übersicht der Lehrveranstaltungen zeigt – unter Braun ein vollwertiges Studium der osteuropäischen Geschichte absolviert werden. Die Zahl seiner Studenten wuchs stetig an. Sie war nur wenig geringer als die bei Otto Hoetzsch und Karl Stählin in Berlin und lag höher als in Hamburg oder Königsberg. Im Dezember 1931 waren 23 Teilnehmer in seinem Seminar, eine für die damalige Zeit sehr große Zahl in diesem Fach.<sup>78</sup> Das war nicht zuletzt auf die Beliebtheit Brauns als akademischer Lehrer und auf seine konsequente und zugleich einfühlsame Art des Umgangs mit den Studenten zurückzuführen, wie sie Georg Sacke in einem Artikel zum 70. Geburtstag des Gelehrten mit folgenden Worten beschrieb: »In seiner neuen Wirkungsstätte hat Braun die ideale Zusammenarbeit zwischen Professor und Student verwirklicht, die einerseits dem Schüler ermöglicht, die natürliche Überlegenheit seines Lehrers sich völlig zunutze zu machen, dem Lehrer andererseits genaueste Kenntnis seiner Schüler vermittelt, so daß eine Abschlußprüfung mehr oder weniger zur Formalität wird.«<sup>79</sup>

Sieben Männer und eine Frau führte Braun zur Dissertation im Bereich der osteuropäischen Geschichte. Die von ihm angeregten Dissertationen behandelten vor allem ideen-, kultur- und religionsgeschichtliche

---

76 Siehe Universität Leipzig. Verzeichnis der Vorlesungen. Winterhalbjahr 1932/1933. Leipzig 1932.

77 Siehe UAL. Phil. Fak. B 2/2028. Bd. 1. Bl. 4.

78 Siehe ebenda. Bl. 10.

79 Georg Sacke: Prof. Dr. Friedrich Braun 70 Jahre alt. In: »Leipziger Neueste Nachrichten« vom 2. August 1932 (1. Beilage).

Fragen. Sein erster, ältester und fähigster Schüler war Georg Sacke,<sup>80</sup> der bereits 1927 seine Dissertation über die Geschichtsphilosophie W. S. Solowjows abgeschlossen hatte und als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter erster Mitarbeiter Brauns wurde.<sup>81</sup> Es folgten Walther Hinz mit einer wissenschafts- und kunstgeschichtlichen Arbeit zur Zeit Peters I. und Werner Markert mit einer Abhandlung über das politische Denken in Rußland, speziell über den liberalen Volkstümler N. K. Michajlowski.<sup>82</sup> 1933 wurden fünf von Braun betreute Arbeiten eingereicht, die die ganze Breite des Interessenfelds Brauns verdeutlichen: von der Kulturgeschichte des mittelalterlichen Serbiens<sup>83</sup> über den Schriftsteller, Gelehrten und Publizisten Maksim Grek (um 1470–1556),<sup>84</sup> den baltischen Adligen und Favoriten der Zarin Anna Iwanowna, Ernst Johann Biron<sup>85</sup> und das russische Generalgouvernement in Leipzig 1813/1814<sup>86</sup> bis zu auslandsdeutschen Periodika seit 1919<sup>87</sup> reichte die Palette der behandelten Themen. Darüber hinaus ließ ein Germanist seine Dissertation von Braun begutachten, wie auch die Wahl der osteuropäischen Geschichte als zweites Prüfungsfach bei den Promovenden beliebt war.<sup>88</sup>

Die Gutachten Brauns zu den eingereichten Dissertations- und Habilitationsschriften beeindrucken durch ihre Ausführlichkeit und Sorgfältigkeit sowie durch ihre gedankliche Tiefe. Sie spiegeln den Respekt vor

---

80 Zu Sacke siehe zuletzt Volker Hölzer: Georg und Rosemarie Sacke. Zwei Leipziger Intellektuelle und Antifaschisten. Leipzig 2004.

81 Siehe Georg Sacke: W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung (= Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Hrsg. von Karl Stählin. Bd. 9). Berlin, Königsberg 1929.

82 Siehe Walther Hinz: Peter des Großen Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit. Eingereicht 1930. – Werner Markert: Eine politische Soziologie in Rußland. Eingereicht 1931.

83 Siehe Maria Luise Burian: Die Klosterkirche von Studenica. Ein Beispiel für die Begegnung armenischer, byzantinischer und italienischer Formen in der Architektur und Plastik des mittelalterlichen Serbiens.

84 Siehe Robert Klostermann: Maxim Grek in der Legende.

85 Siehe Max Aschkewitz: Die Wirksamkeit Hermann Karl von Keyserlings bei der Erhebung Ernst Johann Biron zum Herzog von Kurland.

86 Siehe Johannes Orzschig: Das russische General-Gouvernement in Leipzig Oktober 1813 – November 1814.

87 Siehe Erich Petschauer: Die auslandsdeutschen Zeitschriften und Vereinsblätter in Europa (seit 1919).

88 Siehe Anatol Waag: Die Bezeichnungen des Geistlichen im Althoch- und Altniederdeutschen. Eingereicht 1931. – Siehe auch UAL. Phil. Fak. B 2/2028. Bd. 1. Bl. 11.

der Leistung des Kandidaten wider, sind zugleich aber kritisch.<sup>89</sup> Damit wollte Braun Anregungen für die weitere wissenschaftliche Arbeit seiner Schüler geben, ohne sie allerdings zu einer bestimmten wissenschaftlichen Sicht zu drängen. Zu den politischen Anschauungen seiner Schüler verhielt er sich neutral. So reichte das weltanschauliche Spektrum unter ihnen vom Marxisten Georg Sacke bis zu dem mit dem Nationalsozialismus sympathisierenden Werner Markert.

Im »Archiv für Kulturgeschichte«, der dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte angeschlossenen Zeitschrift, in deren Redaktion Braun für die Bände 21 bis 24/2 (erschieden 1930–1933) den Bereich der osteuropäischen Kulturgeschichte verantwortete, konnten seine Schüler erste Ergebnisse ihrer Forschungen veröffentlichen.<sup>90</sup> Anlässlich seines 70. Geburtstages wurde ihm ein ganzes Heft der Zeitschrift gewidmet. Die Herausgeber drückten in einem Glückwunsch ihre hohe Wertschätzung für seine vielseitige Tätigkeit beim Aufbau der osteuropäischen Abteilung aus und stellten fest: »Man könnte angesichts solcher Tätigkeit zu der Meinung kommen, daß Brauns Stärke in wissenschaftlich-organisatorischer Tätigkeit liege, aber er würde seine Schüler nicht in so starkem Maße befruchten, wenn er nicht zugleich ein wahrhaft wissenschaftlicher Kopf wäre, ja das Vorbild eines ganz von wissenschaftlichen Problemen erfüllten Gelehrten darstellte. Nicht organisatorischer Wille, sondern wissenschaftliche Anregungskraft kennzeichnet den Mann, den Alle, die ihm nähertraten, um seiner Geistigkeit und echten Humanität willen verehren.«<sup>91</sup> Acht seiner Schüler steuerten Beiträge über Probleme ihrer Dissertation bzw. Habilitation zum Festband bei und zeigten damit die ganze Vielfalt der von Braun angeregten und betreuten Forschungen. Neben den bereits angeführten Themen von Maria Luise Burian, Walther Hinz, Max Aschkewitz, Georg Sacke, Robert Adolf Klostermann und Werner Markert sind hier die Arbeiten von Wilhelm Graf

---

89 Siehe die Gutachten Brauns in UAL. Phil. Fak. Promotionsakten Nr. 329 (Klostermann), 330 (Markert), 331 (Aschkewitz), 332 (Burian), 334 (Sacke), 1856 (Waag), 1857 (Hinz), 1858 (Orschig), und 1859 (Petschauer) sowie das Gutachten zur Habilitation von Georg Sacke in UAL. PA 878. Bl. 14–16.

90 Siehe z. B. Georg Sacke: Zur Charakteristik der Gesetzgebenden Kommission Katharinas II. von Rußland. In: Archiv für Kulturgeschichte. Bd. XXI/2. Leipzig und Berlin 1930/1931. S. 166–191.

91 Walter Goetz/Georg Steinhausen/Herbert Schönebaum: Friedrich Braun zum siebenzigsten Geburtstag. In: Ebenda. Bd. XXIII/2. Leipzig und Berlin. 1932/1933. S. 138.



über »Grimmelshausen und Rußland« und von Maximilian Braun über »Die islamischen Slawen von Bosnien-Herzegowina und der westeuropäische Kultureinbruch« zu nennen.<sup>92</sup>

An seinem 70. Geburtstag konnte Friedrich Braun mit Genugtuung auf sein Wirken in Leipzig zurückblicken: »Wenn ich damals, in meiner Heimat, als Germanist für die wissenschaftliche Erkenntnis, und damit für das tiefere Verständnis der Heimat meiner Ahnen wirken konnte, so durfte ich jetzt hier, in dem Lande, das mir nun auch persönlich zur zweiten Heimat wurde, diese Vermittlerrolle, die mir zur Lebensaufgabe geworden war, zu Gunsten der vielverkannten Heimat meiner Jugend weiter fortführen. Es ist, als ob ich mein Forscher- und Lehrerleben zwei Mal hatte leben dürfen – mit verschiedener Zielsetzung, doch unter dem gleichen ideellen Banner.«<sup>93</sup> Von der Fakultät wurde seine Tätigkeit hoch geschätzt, mit dem Dekan Kurt Wiedenfeld verband ihn eine enge Freundschaft, wie der in einem persönlichen Anhang an das offizielle Glückwunschsreiben der Fakultät betonte: »Das gemeinsame Interesse am alten »Mütterchen Rußland«, das natürlich auch den schweren Wandlungen der letzten Zeit zugewandt ist, hat uns hier in Leipzig rasch zusammengeführt. Aus der sachlichen Gemeinschaft hat sich dann bald ein persönliches Verhältnis entwickelt, das ich wohl als echt männliche Freundschaft bezeichnen darf – mir besonders wertvoll, weil ich dahinter die Anerkennung meiner sachlichen Arbeit und nicht zuletzt meiner Beurteilung des alten Rußland zu spüren glaube.«<sup>94</sup>

Obwohl Brauns Leistungen auf dem Gebiet der osteuropäischen Geschichte von den deutschen Osteuropahistorikern wegen seines unüblichen Werdeganges nicht voll anerkannt wurden,<sup>95</sup> schien es doch so, daß er durch seine große Schar von Schülern der osteuropäischen Geschichte eine feste Basis an der Leipziger Universität geschaffen hatte. »Der Aufschwung dieser osteuropäischen Abteilung ist so überraschend groß, daß nicht nur aufrichtigst gedankt werden muß, sondern daß sich

92 Siehe Archiv für Kulturgeschichte. Bd. XXIII/2. Leipzig und Berlin. 1932/1933. S. 141–274.

93 UAL. PA 343. Bl. 70.

94 Ebenda. Bl. 68.

95 Er beklagte sich am 16. März 1930 in einem Brief an Karl Stählin darüber, daß man ihn nicht zur Mitarbeit in der neugegründeten »Zeitschrift für osteuropäische Geschichte« eingeladen hatte (abgedruckt bei Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 378).

die osteuropäische Abteilung und das Gesamtinstitut für Kultur- und Universalgeschichte nichts Besseres wünschen können als lange Fortsetzung einer so fruchtbaren Tätigkeit!<sup>96</sup> Wie 1913 in Petersburg sollte sich dieser Wunsch auch jetzt in Leipzig nur wenige Monate nach seinem 70. Geburtstag mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten als Illusion erweisen.

Bereits am 1. April 1933 mußte Braun, von Professor Gerullis als Vertreter des »Ausschusses zur Erneuerung der Hochschule« unter Druck gesetzt, seinem am höchsten qualifizierten und bereits habilitierten Schüler Georg Sacke, der seit 1932 als Privatdozent in der Abteilung wirkte, mitteilen, daß dessen »marxistische Auffassung historischer Probleme« und »positive Einstellung zur Sowjetunion« eine »weitere Mitarbeit am Institut unzulässig erscheinen läßt«.<sup>97</sup> Braun, zum 1. Oktober 1932 eigentlich schon emeritiert, beantragte im Mai 1933 mit Beendigung des Sommerhalbjahrs »aus Gesundheitsgründen« die vertretungsweise Ausübung der Lehrveranstaltungen beenden und endgültig in den Ruhestand treten zu können.<sup>98</sup> Das Ministerium beeilte sich sofort, die Professur für osteuropäische Geschichte aus finanziellen Gründen einzuziehen, und zwar zu Gunsten einer Professur für Vorgeschichte,<sup>99</sup> eines unter den neuen politischen Bedingungen wichtigeren Faches.

Einzig Lehrkraft in der formal noch bestehenden Osteuropa-Abteilung war im Winterhalbjahr 1933/1934 Werner Markert, einer der begabtesten Schüler Brauns und inzwischen Mitglied nationalsozialistischer Organisationen. Er war allerdings noch nicht habilitiert. Braun erwirkte für ihn bei der Fakultät eine Ausnahmeerlaubnis, eine Übung über Deutschland und Rußland im Zeitalter der deutschen Erhebung (1808 bis 1818) anbieten zu können, damit wenigstens eine Lehrveranstaltung zur osteuropäischen Geschichte gehalten wurde.<sup>100</sup>

---

96 Walter Goetz/Georg Steinhausen/Herbert Schönebaum: Friedrich Braun zum siebenzigsten Geburtstag. In: Archiv für Kulturgeschichte. Bd. XXIII/2. Leipzig und Berlin. 1932/1933. S. 138.

97 Zitiert nach Manfred Unger: Georg Sacke – ein Kämpfer gegen den Faschismus. In: Karl-Marx-Universität Leipzig 1409–1959. Beiträge zur Universitätsgeschichte. Bd. 2. Leipzig 1959. S. 307.

98 Siehe UAL. PA 343. Bl. 73.

99 Siehe ebenda. Bl. 72.

100 Siehe UAL. Phil. Fak. B 2/28<sup>21</sup>: Nichthabilitierte im Unterrichtsbetrieb des Osteuropa-Instituts 1933. Bl. 1.

Mit einer Denkschrift vom 28. Juni 1933, die von der Fakultät einen Monat später (am 29. Juli) voll übernommen wurde, versuchte Braun den Osteuropa-Lehrstuhl vor der endgültigen Abschaffung zu retten, indem er die Sonderstellung des Leipziger Katheders unter dem Aspekt hervorhob, daß »es einerseits in enger Zusammenarbeit mit dem benachbarten baltisch-slavischen Katheder und Institut das Studium Osteuropas für die Leipziger Universität zu einem abgerundeten Ganzen zu ergänzen vermag, und andererseits sich als einziges in Deutschland räumlich und geistig der deutschen Geschichtsforschung eingliedert und die Geschichte Osteuropas nicht als Selbstzweck betreibt.

Als solches richtet es bewußt den Blick auch auf deutsche Vor- und Siedlungsgeschichte und ergänzt aus seinem Fachgebiete die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation und die politische Geschichte der Neuzeit, indem es den Fragen der deutsch-slavischen Beziehungen, Polens und des Baltikums, der deutschen Ostpolitik und des Auslandsdeutchtums sein besonderes Interesse zuwendet.«

Diesen Verweis auf für die neuen Machthaber wichtige Forschungsbereiche verband er mit der Mahnung: »Zweifellos wäre es in Anbetracht der schweren wirtschaftlichen und politischen Probleme, die sich für Deutschland an Osteuropa knüpfen, von größter Wichtigkeit, eine Bildungsstätte zu erhalten, die die Möglichkeit gibt, an Hand wissenschaftlich zuverlässigen Materials und unter fachmännischer Leitung sowohl das Land und die Völker Osteuropas in ihrem historischen Werdegang zu studieren, als auch den politischen Blick der heranwachsenden Generation für diese wichtigen Gegenwartfragen Deutschlands zu schulen. Denn Polen, Rußland und die baltischen Staaten werden in den kommenden Jahren für uns immer größere Bedeutung gewinnen, so daß wenigstens diese eine wissenschaftliche Arbeitsstätte an den Hochschulen Mitteldeutschlands und insbesondere des Grenzlandes Sachsen, erhalten bleiben muß, die die Behandlung dieser wichtigen Fragen und damit der politischen Erziehung an der Universität dient.«<sup>101</sup>

Um das Fortbestehen der Abteilung zu sichern, erklärte sich Braun sogar bereit, im Winterhalbjahr 1933/1934 noch einmal eine Übung durchzuführen und auch die Abteilung zu leiten. Seine Bemühungen waren jedoch vergeblich. Mit der Übernahme des Postens eines Generalsekretärs der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas in Berlin

---

101 UAL. Phil. Fak. B 2/20<sup>2</sup>. Bd. 1. Bl. 4–4R. – Siehe auch ebenda. Bl. 9–15.

durch Markert am 1. April 1934 war das Schicksal der Leipziger Osteuropa-Forschung besiegelt. Der Emeritus Braun hielt zwar den Kontakt zu einiger seiner Studenten, besonders zu Georg Sacke aufrecht.<sup>102</sup> So wurde er im Juni 1935 von einigen seiner ehemaligen Studenten noch einmal als Prüfer bei der Promotion in osteuropäischer Geschichte gewünscht. Helmut Berve, der Dekan der Philosophischen Fakultät, lehnte das jedoch mit der Begründung ab, daß osteuropäische Geschichte seit der Emeritierung Brauns in Leipzig nicht mehr vertreten sei und »unsere Prüfungsordnung« ein Promotionsfach »Osteuropäische Geschichte« nicht vorsehe.<sup>103</sup> Letzteres stimmte allerdings nicht. Die Fakultät hatte am 11. Februar 1931 auf Antrag von Braun ausdrücklich gebilligt, daß die Wünsche der Kandidaten, in osteuropäischer Geschichte geprüft zu werden, berücksichtigt werden sollten.<sup>104</sup>

Für das Fortbestehen des Faches an der Leipziger Universität konnte Braun nichts mehr tun. Er zog sich immer mehr zurück, bekannte sich aber bis an sein Lebensende am 14. Juni 1942 in Leipzig zur Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und bestand auf der Zustellung der Akademiepublikationen.<sup>105</sup> An der Universität ließ man seine Verdienste um die Osteuropaforschung in Vergessenheit geraten. Im Nachruf wurden sie nicht mehr erwähnt.<sup>106</sup>

Erst nach der Zerschlagung des Hitlerregimes im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges konnte ein neuer Anlauf auf diesem Gebiet gewagt werden, der die Universität zu einem Zentrum der Osteuropaforschung in der DDR machte.<sup>107</sup>

---

102 Siehe Volker Hölzer: Georg und Rosemarie Sacke. Zwei Leipziger Intellektuelle und Antifaschisten. Leipzig 2004. S. 122ff. und 253.

103 Siehe UAL. PA 343. Bl. 78 und 80.

104 Siehe UAL. Protokolle der Phil. Fak. Bd. VIII. Nr. 89. 1928–1947. Bl. 78.

105 Siehe UAL. PA 343. Bl. 83 und 83R: Braun an Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 3. März 1937 (abgedruckt bei Gerd Voigt: Rußland in der deutschen Geschichtsschreibung 1843–1945. Berlin 1986. S. 390f.)

106 Siehe Professor Dr. Friedrich Braun †. In: »Leipziger Neueste Nachrichten« vom 17. Juni 1942.

107 Siehe dazu Lutz-Dieter Behrendt: Die Osteuropahistoriographie in der DDR. Das Beispiel Leipzig. In: Hundert Jahre Osteuropäische Geschichte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hrsg. von Dittmar Dahlmann. Stuttgart 2005. S. 183–194.



BERND KOENITZ

## **Persönlicher Rückblick auf die Bohemistik und Slowakistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig**

Als mich vor wenigen Monaten die Bitte von Ernstgert Kalbe erreichte, zu einem Sammelband einen Beitrag über die Bohemistik beizusteuern, ist mir die Zusage schwer gefallen, und sie hat, da ich dem Drängen nicht widerstehen konnte und sie gab, mir bis zuletzt einige Qualen bereitet. Das hat zunächst persönliche Gründe. Nicht nur, daß die Aufforderung erfolgte, als ich mit anderen Projekten beschäftigt war – insofern etwas spät auch –, sondern ich hatte mich, demotiviert durch die »Wende« und ihre einschneidende Auswirkung auf den eigenen weiteren Lebensweg, auch jahrelang nicht wissenschaftlich mit bohemistischen Themen und gleich gar nicht mit Wissenschaftsgeschichte beschäftigt und hatte solches auch für die Zukunft nicht vor. Dieser Grund, dem Anliegen nur mit einigem Mißbehagen zu entsprechen, ist zwar mit gesellschaftlichen Entwicklungen verbunden, hat aber doch natürlich mit rein subjektiven Reaktionen auf diese zu tun, da andere ehemalige Kollegen aus dem gleichen Umfeld und ggf. mit ähnlichem Schicksal nicht aufgegeben, sondern im Rahmen ihrer Kräfte und Möglichkeiten ihre Wissenschaft weitergepflegt haben. Doch es gibt unter den Faktoren, die mich zögern ließen und mich unsicher machen, solche, die mit Vorwendeentschlüssen und -entwicklungen verknüpft sind, die zwar zum Teil ebenfalls aus individuellen Entscheidungen resultieren, aber nun insofern nur zum Teil, als sie sehr eng mit der Sache, d. h. dem gewünschten Thema, verwoben sind. Bereits diese ersten Vorbemerkungen mögen geeignet sein, verständlich zu machen, daß dieser Beitrag kaum anders als aus einer persönlichen Warte möglich wurde. Freilich mit dem Bemühen, auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte objektiv darzustellen. Zugleich mit der Vermutung, daß Reminiszenzen auf die eigene Laufbahn – als »Bohemist« – den gesellschafts- und wissenschaftspolitischen Hintergrund mit zu erhellen vermögen.

Da wäre zuvörderst die Frage, inwieweit ich den Vorstellungen Rechnung zu tragen vermöchte, die mancher – durchaus berechtigter-

weise! – von dem Gegenstand der Berichterstattung »Bohemistik« haben kann. Ich legte mir des weiteren die Frage vor, ob es für einen solchen Bericht nicht Berufenere gäbe – »Berufenere« auch in einem engeren Sinn. Auf den Hintergrund dieser Fragen wird näher einzugehen sein.

Wenn ich mich denn doch auf diesen Beitrag eingelassen habe, dann nicht nur aus selbstverständlicher Sympathie mit dem Gesamtanliegen zu diesem Sammelband, sondern auch deshalb, daß bei der zeitlichen Nähe seines geplanten Erscheinens zum Jubiläum der Gründung der Universität Leipzig und dessen engem Bezug zu Prag und »Bohemia« ein bohemistischer Beitrag als durchaus angebracht erscheinen dürfte. Auch trotz der Tatsache, daß ich zu dem historischen Zusammenhang direkt nichts beizutragen habe.<sup>1</sup>

Überlegungen erforderte nun allerdings noch die genauere Formulierung des Themas. Abgesehen von Aspekten, die bereits kurz gestreift wurden, sind es zwei Dinge:

*Erstens* habe ich mich entschlossen, eine der diversen persönlichen bzw. objektiven Beziehungen zu anderen Disziplinen bereits in den Titel aufzunehmen: die Slowakistik. War doch der Zusammenhang mit dieser Philologie der engste und natürlichste und noch dazu institutionalisiert.

*Zweitens* habe ich mich ausdrücklich auf die Bohemistik an der Karl-Marx-Universität bezogen und beschränkt. Dies wegen des persönlichen Bezugs und der Zeitzeugenschaft, hinsichtlich des Namens durchaus auch in Opposition zu all jenen, die Erinnerung an Karl Marx am liebsten als schwer auffindbare Bruchstücke im Gelände verstreuen oder ganz und gar tilgen möchten.<sup>2</sup> Natürlich schließt die getroffene Auswahl Bezüge der Leipziger Bohemistik und Slowakistik über Leipzig hinaus ein, doch bedeutet sie dabei auch eine Fokussierung auf die DDR-Zeit. Eine strenge Grenzziehung auf das Jahr der Namensgebung 1953 oder auf das der Tilgung des Namensbestandteils Karl Marx ist nicht beabsichtigt. Auch wenn ich in diesem Beitrag keine auch nur annähernd voll-

---

1 Interessant erschien es mir, der Frage nachzugehen, welche neueren Bewertungen des Kuttenberger Dekrets von 1409 und seiner Folgen wie auch des breiteren historischen Hintergrundes (der Krise des Feudalismus im damaligen Böhmen und der hussitischen Revolution) es gibt und in welchem Maße sie eventuell dem »Zeitgeist« der Restauration des Kapitalismus in Europa nach 1989 entsprechen und geschuldet sind.

2 Siehe entsprechende Vorschläge zum Umgang mit dem Karl-Marx-Relief am Hauptgebäude der Universität.

ständige Darstellung der Bohemistik und Slowakistik in der DDR – auch in statistischer Hinsicht – leisten kann und versuchen will,<sup>3</sup> kann womöglich doch ein Eindruck vermittelt werden, daß die Bemühungen auf diesem Gebiet auch im Vergleich zur heutigen Situation in der BRD durchaus Bestand haben. Wenn in einer Studie aus dem Jahre 2004 festgestellt werden muß, daß es »in Deutschland [...] immer weniger Slawistik und Bohemistik« gibt und dies darauf zurückgeführt wird, daß »das Interesse der Kultus-Verwaltungen in den einzelnen Bundesländern, das Interesse der Universitätsverwaltungen an der Slawistik [...] in der Regel so gering« sei, »daß die Slawistik-Institute zu den ersten Instituten gehören, die gekürzt oder gar geschlossen werden« und dies an der »Mißachtung der slawischen Sprachen und Literaturen« liege, denn innerhalb der philologischen Fachbereiche treffe »diese die Kürzung oder gar Schließung immer am ehesten«, und dies sei wohl Ausdruck der »unguten Tradition« »eines Kulturhochmuts der Deutschen über die Slawen«,<sup>4</sup> so kann unter Berücksichtigung der gegenüber der Bundesrepublik des Jahres 2004 viel geringeren ökonomischen Ressourcen der DDR und damit der hier stark eingeschränkten für das Hochschulwesen zur Verfügung stehenden Mittel m. E. doch behauptet werden, daß hier auf dem Gebiet der Slawistik viel und auch Effektives getan und jedenfalls der besagten unguuten Tradition von Staats wegen beizeiten wirksam entgegengetreten wurde, es – wenn man analog zum »verordneten Antifaschismus« so will – eine »verordnete« Hochachtung vor der Geschichte und Kultur der slawischen Völker gab, die sich unter anderem in der Förderung des Unterrichts slawischer Sprachen (auch des Tschechi-

---

3 Gleiches trifft sogar auch bezüglich der Leipziger Bohemistik und Slowakistik zu. Auch da sah ich mich nicht in der Lage, alle Einzelheiten von Fakten und Umständen, die ich genannt oder berührt habe, zu recherchieren, und muß leider Ungenauigkeiten in Kauf nehmen und hierfür um Verständnis bitten. Da dies auch und insbesondere die bibliographischen Angaben betrifft und ich auch keine sicher wünschenswerte Literaturliste, die die Leistungen der Leipziger Bohemisten und Slowakisten anschaulicher zeigen würde, erstellen konnte, habe ich in der Regel auch bei den Arbeiten, wo ich genaue und regelrechte bibliographische Angaben parat gehabt hätte, darauf verzichtet, weil dadurch die Tatsache, daß die Nennung der Arbeiten unvollständig und die getroffene Auswahl womöglich unausgewogen ist, optisch verstärkt worden wäre.

4 Barbora Šrámková: Bohemistik in Deutschland – Germanistik in Tschechien: Eine Bestandsaufnahme. Konsultant: Prof. Dr. Hans Dieter Zimmermann. Technische Universität Berlin, Institut für Literaturwissenschaft. Berlin August 2004. – Die Zitate entstammen den dieser Studie beigefügten »Empfehlungen« des Konsultanten.



schen) an allgemeinbildenden Schulen und in einer gezielten Unterstützung der slawistischen Fächer (darunter der Bohemistik) an den Universitäten zeigte. Wenngleich dabei auch unnötige Einengungen, Defizite und Versäumnisse zu verzeichnen sind, so entspricht es wohl dem Erleben vieler Ostdeutscher, daß zu Menschen slawischer Völker, darunter den Bürgern der Tschechoslowakei, vielfältige von Respekt, gegenseitigem Verständnis und auch Freundschaft getragene Beziehungen hergestellt wurden; »Versöhnung«, die nach zahlreichen Äußerungen der bundesdeutschen Politik im Verhältnis »der Deutschen« zu diesen Völkern erst in der Zeit nach 1989 stattfinden konnte, war – soweit denn der Begriff überhaupt als treffend gelten kann –, für das Gros der DDR-Bürger längst im Denken und Fühlen vollzogen.

Am Rande des DDR-Besuchs einer tschechoslowakischen Delegation von Bildungspolitikern in den siebziger Jahren, bei dem ich zu dolmetschen hatte, fragte mich der damalige Minister für das Hoch- und Fachschulwesen, Hans-Joachim Böhme, was denn die Leipziger Bohemistik mache. Ich erzählte ihm kurz von unseren Bemühungen um die Qualifizierung der Ausbildung (von Sprachmittlern), von Lehrmaterialprojekten und – linguistischen – Forschungsvorhaben, und er zeigte sich damit unzufrieden: »Das ist aber nicht *die Bohemistik*.« Gewiß mag es mit daran gelegen haben, daß ich damals (nach vielstündiger Dolmetschtätigkeit und mitten in der Nacht) nicht auf einen Rapport beim Minister über Bohemistik gefaßt war und ich vielleicht z. B. die literaturwissenschaftliche Komponente zu erwähnen vergaß oder nicht ausreichend würdigte, aber die Unzufriedenheit des Ministers war wohl ebenso berechtigt wie meine einseitige Auskunft begründet. Letztere hing mit einer grundsätzlichen wissenschaftspolitischen Entscheidung im Rahmen der sogenannten 3. sozialistischen Hochschulreform 1968/1969 zusammen, die in der (partiellen) institutionellen Trennung von linguistischer und literaturwissenschaftlicher Komponente der Philologien bestand. Im Resultat dieser Entscheidung wurde an der Karl-Marx-Universität Leipzig die Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft (TAS) gegründet, in deren »Wissenschaftsgebieten« (WG), später »Wissenschaftsbereichen« (WB), die Sprachwissenschaftler und Sprachlehrer der bisherigen philologischen Institute und des Instituts für Sprachwissenschaft sowie das wissenschaftliche Personal der Methodiken/Didaktiken der in der Sektion vertretenen Fremdsprachen organisiert wurden.

Das Prinzip der Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft wurde nicht durchgängig verwirklicht. Nicht verwirklicht wurde es un-

ter anderem in der Germanistik. Wegen der besonderen gesellschaftlichen – kulturpolitischen – Aufgaben der Germanistik, ihrer »nationalen Verantwortung«<sup>5</sup> blieb die germanische Philologie organisatorisch vereint im Rahmen der Sektion Kulturwissenschaften und Germanistik; weitere germanistische Abteilungen bestanden im Rahmen des Herderinstituts, orientiert auf die Aufgabe dieses Instituts, Ausländer auf das Hochschulstudium in der DDR vorzubereiten.

Für die Philologien, für die die Teilung beschlossen wurde, entstand das Problem der nunmehrigen Beheimatung der betreffenden literaturwissenschaftlichen Disziplinen. Da im damaligen System des Hochschulwesens stets auch zu entscheiden war, bei welcher Gliederungseinheit die Studenten angesiedelt (»immatrikuliert«) sein sollten, in den einschlägigen Studienrichtungen der Löwenanteil der Ausbildung bei den sprachlichen und sprachwissenschaftlichen Lehrveranstaltungen lag (und dementsprechend auch das wissenschaftliche und Lehrpersonal für Sprachunterricht und linguistische Lehrveranstaltungen zahlreicher war als das für die literaturwissenschaftliche Lehre), die Studenten der in Frage kommenden Fremdsprachen-Studienrichtungen folglich bei der Sektion TAS zu verankern waren, wäre unter dem Gesichtspunkt der slawistischen, anglistischen und romanistischen Literaturwissenschaft eine eigene Sektion, analog der Sektion TAS, offenbar nicht sinnvoll gewesen. Daher wurde entschieden, daß die betreffenden literaturwissenschaftlichen Disziplinen der Sektion Kulturwissenschaften und Germanistik zugeordnet wurden, was auf dem Gebiet der Forschung, vor allem der Literaturtheorie, eine enge und fruchtbare Kooperation mit der germanistischen Literaturwissenschaft zu befördern versprach.<sup>6</sup> Die Teilung der Philologien wurde nicht von vornherein von allen befürwortet. Das hauptsächliche Gegenargument bestand wohl darin, daß die beiden Disziplinen doch an der Ausbildung derselben Studenten beteiligt seien. Es wurde entkräftet mit dem Hinweis, daß die notwendige Zusammenarbeit und Abstimmung auch über die Sektionsgrenzen hinweg möglich sein werde.

---

5 Zu verstehen damals noch auch als eine Westdeutschland einschließende »gesamtnationale« – im Jahr 1968 wurde durch Volksentscheid die neue DDR-Verfassung angenommen, die diesen Anspruch noch aufrechterhielt.

6 Die Sektion wurde später in Sektion Germanistik und Literaturwissenschaft umbenannt.

Erwähnenswert ist in unserem Zusammenhang bzgl. der damaligen Neustrukturierung noch, daß eine weitere Ausnahme vom Trennungsprinzip die Sorabistik betraf: Das Sorbische Institut wurde ungeteilt als Institut für Sorabistik in die Sektion TAS eingegliedert. Die Gründe hierfür waren vergleichbar mit denen für die Entscheidung über die Beibehaltung der organisatorischen Einheit der germanischen Philologie. Sie waren hier eher noch zwingender, da die kultur- und bildungspolitischen Aufgaben dieser einzigen sorabistischen Hochschuleinrichtung so spezifisch waren, daß sie – freilich unter Berücksichtigung der geringen Anzahl von Lehrpersonal (und der geringen Anzahl von Studenten), aber auch im Hinblick auf die diffizilen minderheitenpolitische Aufgabenstellung – wohl nur unter einheitlicher Leitung und Organisation gesichert werden konnte.<sup>7</sup> Es wäre wohl in der Tat wissenschaftspolitisch nahezu absurd gewesen, hätte man etwa (was meines Wissens wohl kaum ernsthaft zur Debatte gestanden hat) die Vertreter der linguistischen Sorabistik organisatorisch von den anderen Sorabisten getrennt und einfach mit den übrigen linguistischen Slawisten (oder den linguistischen Westslawisten) vereint, welche interessanten Aspekte insbesondere für die Forschung dies immer ebenfalls gehabt hätte.<sup>8</sup> Analoges wäre zur literaturwissenschaftlichen Sorabistik und Slawistik zu bemerken.

Erwähnt werden soll weiterhin, daß etwas später außer der Sektion TAS die Sektion Fremdsprachen bestand, die die Nachfolgeeinrichtung des Instituts für Fremdsprachen war. Wiewohl die Eingliederung dieses Instituts, welches für den Fremdsprachenunterricht an der ganzen Universität verantwortlich war, in die Sektion TAS dem Grundprinzip der Neustrukturierung entsprach und es deshalb zunächst in die Sektion TAS integriert wurde, wurde alsbald Konsens darüber erzielt, daß die Eingliederung angesichts der Spezifik der Aufgaben dieses Bereiches sowohl die Sektion TAS belastete als auch der Erfüllung der Aufgaben im allge-

---

7 Anders als an anderen philologischen Instituten der Leipziger Universität war am Sorbischen Institut auch die entsprechende geschichtswissenschaftliche Disziplin (in Person von Jan Brankatschk) angesiedelt. Dies blieb auch nach der Eingliederung der Sorabistik in die Sektion TAS so.

8 Sowohl die politische Unangemessenheit einer solchen hypothetischen Entscheidungsmöglichkeit als auch die verlockende Seite einer solchen Vorstellung sind im Hinblick darauf zu unterstreichen, daß es die Sorabistik nicht nur mit einer Sprache zu tun hat, sondern mit zwei verschiedenen Standardsprachen: dem Obersorbischen und dem Niedersorbischen.

meinen Fremdsprachenunterricht eher abträglich war, und der Bereich als eigene Sektion wieder ausgegliedert.<sup>9</sup>

Schließlich und letztens ist zu erwähnen, daß in die Sektion TAS auch die Leipziger Namenkundliche Arbeitsgruppe eingegliedert wurde. Dies war eine Besonderheit insofern, als es sich um einen reinen Forschungsbereich handelte, der minimal in der Ausbildung verankert war.

Sehr bemerkenswert erscheint mir, daß jene organisatorische Teilung eines Teils der Philologien bzw. die gesamte Neustrukturierung der Universität in den einschlägigen Bereichen ungewöhnlich demokratisch-dezentral, gewissermaßen nach dem Subsidiaritätsprinzip, erfolgt ist. Dem Beschluß war eine wochenlange Diskussion vorausgegangen, und die dann beschlossene Lösung war keine vom Ministerium oder gar Politbüro vorgegebene, was schon daran erkennbar ist, daß analog nur noch an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und an der Humboldtuniversität Berlin vorgegangen wurde, wobei die entsprechende Struktur an der Humboldtuniversität später rückgängig gemacht wurde. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, aber wesentlich ist die Tatsache, daß die institutionelle Trennung auf der Überzeugung mindestens der Sprachwissenschaftler bzw. eines erheblichen Teils von ihnen beruhte, daß Linguistik und Literaturwissenschaft selbständige Disziplinen mit sehr unterschiedlichen methodologischen Grundlagen sind und die alte Philologie als wissenschaftsorganisatorische Klammer mehr prinzipielle Gemeinsamkeit suggeriert, als einer Entwicklung beider Disziplinen, namentlich der Sprachwissenschaft, auf modernen Fundamenten dienlich ist. Sehr wesentlich wurde das Plädoyer von Sprachwissenschaftlern für die Verselbständigung ihrer Wissenschaft durch das Wirken von Rudolf Růžicka, damals Direktor des Instituts für Sprachwissenschaft, beeinflusst, der, selbst Slawist (Russist und Bohemist), in seinen Kolloquien erfolgreich das sprachtheoretische Verständnis und Problembewußtsein förderte, wobei er seit der ersten Hälfte der sechziger Jahre die Arbeiten des amerikanischen Linguisten Noam Chomsky bekannt machte und propagierte. Diese legten nahe, daß die Linguistik auf dem Weg zu einer exakten Wissenschaft sei. Diese Herangehensweise war für viele junge und auch ältere Sprachwissenschaftler, besonders solche, die sich für Grammatikforschung interessierten, überzeugend. Sie prägte ihr Selbst-

---

9 An der Sektion Fremdsprachen wurde seit 1971 auch die Sprachkundigenausbildung in Tschechisch, Polnisch, Bulgarisch angestrebt und dann auch teilweise realisiert.

verständnis und Selbstbewußtsein, das unter anderem zur Abgrenzung von der Literaturwissenschaft beitrug – die allem Anschein nach viel geringere Chancen hatte, den Weg zu einer exakten Wissenschaft zu beschreiten. Außerhalb öffentlicher Äußerungen über die Gründe der Auflösung der Philologien wurde freilich auch kaum ein Hehl daraus gemacht, daß die Sprachwissenschaftler künftig der Gefahr entgehen wollten, in die Auseinandersetzungen einbezogen zu werden, wie sie der ideologisch stark relevanten Literaturwissenschaft immer wieder drohten.<sup>10</sup>

Allerdings entgingen auch die nunmehr separat institutionalisierten Linguisten in der Folgezeit den ideologischen Auseinandersetzungen nicht, freilich nunmehr »in eigener Sache«. Unterstützt von wenigen aus der eigenen Sektion, die die Orientierung auf die generative Transformationsgrammatik Chomskys aus wohl nicht nur ideologischen Gründen mißbilligten und kritisierten, wurde bald nach Gründung der Sektion aus dem ZK der SED und dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen massive ideologische Kritik an den Sprachwissenschaftlern in Leipzig und am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR geübt, wobei der Hauptvorwurf darin bestand, es werde bürgerlichen Theorien aus Amerika<sup>11</sup> gehuldigt, es würden Tendenzen des bürgerlichen Strukturalismus gefördert und zu wenig Anstrengungen für die Entwicklung bzw. Propagierung der marxistisch-leninistischen Sprachtheorie unternommen. Von höheren politischen Stellen wurde der Verdacht kolportiert, daß »unter den Sprachwissenschaftlern der Republik die Leipziger Sprachwissenschaftler am weitesten rechts stehen«.

---

10 Am Slawischen Institut hatte man die Diskussionen um einen Band zur modernen Sowjetliteratur in un guter Erinnerung, für den die Autoren heftige Kritik einstecken mußten und wegen dessen Erscheinens fast das ganze Institut Selbstkritik üben mußte und der Institutsdirektor, Rudolf Fischer, der an dem Buch nicht beteiligt gewesen war, entpflichtet wurde.

11 Gemeint war hier Noam Chomsky, von dem ein Schüler z. B. auf dem Symposium »Zeichen und Funktion der Sprache« in Magdeburg 1964 die neueste Arbeit seines Meisters vorgestellt hatte. In den siebziger Jahren konnte zum Glück darauf hingewiesen werden, daß Noam Chomsky eine Arbeit veröffentlicht hatte, in der er scharf den Vietnamkrieg der USA kritisierte; Rudolf Růžicka machte die Linguisten der Sektion damit bekannt. Es sei hier vermerkt, daß Noam Chomsky sich nicht nur als »Revolutionierer« der Linguistik, sondern auch als ein linker Politikwissenschaftler, der die Außenpolitik und das Herrschaftssystem der USA in zahlreichen Publikationen anprangert, einen Namen gemacht hat. So wollte er in den achtziger Jahren, als sich Nicaragua der von den USA gesteuerten »Contras« zu erwehren hatte, in Managua zu Vorlesungszyklen sowohl zu linguistischen als auch zu politischen Themen.

Auch die Auflösung des philologischen Verbundes wurde einmal – wenn auch nur wegen der entstandenen »kaderpolitischen Schwierigkeiten« – mit bedauerndem Unterton benannt.<sup>12</sup> Es wurden drei DDR-zentrale Konferenzen der Sprachwissenschaftler in Sellin (»Selliner Konferenzen«) organisiert, die der ideologischen Klärung von Fragen der Sprachtheorie dienen sollten.<sup>13</sup> Trotz zu dieser Zeit geübter teils ernst gemeinter, teils eher hinhaltender Selbstkritik<sup>14</sup> und einzelner Fälle von Disziplinierungsversuchen<sup>15</sup> konnten in darauffolgenden Jahren linguistische Projekte weitgehend ungestört fortgeführt werden, auch wenn sie z. B. theoretischen Konzepten folgten, die verdächtigt worden waren, mit dem Marxismus nicht vereinbar zu sein.<sup>16</sup>

- 
- 12 Zu den auf diesem kurz geschilderten Hintergrund nur »grotesk« zu nennenden Episoden der Wendezeit gehört die folgende: Wohl im Jahre 1991 erzählte mir einer der führenden Wissenschaftler der Sektion TAS (ihr erster Direktor, Albrecht Neubert) – ich selbst gehörte zu dieser Zeit der neugegründeten Sektion Informatik (bzw. evtl. dem nachmaligen Institut für Informatik im Fachbereich Mathematik/Informatik) an –, daß er vom damaligen Direktor der Sektion, Wolfgang Sperber, des Verrates an der Sektion TAS geziehen worden sei, nachdem er sich in irgendeinem Gremium (Rat der Fakultät?) für die Wiederherstellung der alten philologischen Strukturen ausgesprochen hatte; er entschuldigte sich, er habe das eigentlich gegen seine Überzeugung getan, aber ihm sei vorher beim Plädoyer für die Beibehaltung der Trennung von der Literaturwissenschaft von Leuten in seinem Bereich vorgeworfen worden, er verteidige »stalinistische Strukturen«.
- 13 Der Verfasser dieses Beitrags war in diese Auseinandersetzungen kaum einbezogen und hat an den ersten Selliner Konferenzen nicht teilgenommen.
- 14 Einzelne allzu offensichtlich unseriöse Kritik wurde auch durch Stillschweigen abgewehrt. So quittierten wir den Tadel der Ministeriumsvertreterin, daß seitens der TAS keine Stellungnahme zur jüngst von Walter Ulbricht gemachten Äußerung »Die Sprache der westdeutschen Imperialisten ist nicht unsere Sprache« vorliege, lediglich unter uns mit der natürlich unernten Bemerkung, wir sollten der Mahnung durch den Vorschlag gerecht werden, demnächst mit der Ausbildung von Sprachmittlern DDR-Deutsch/Westdeutsch zu beginnen.
- 15 Ein solcher traf – in Form einer Aussetzung der Berufung »wegen nicht parteigemäßen Verhaltens« in den genannten Fragen – meinen unvergessenen späteren wissenschaftlichen Weggefährten Rudi Conrad (im Jahre 2000 verstorben).
- 16 Die Annahme meiner Dissertation »Voraussetzungen und theoretische Probleme der Beschreibung der Wortfolge der tschechischen Sprache der Gegenwart im Rahmen der generativen Grammatik«, eingereicht 1976 zur Promotion A, nach Beschluß des Senats über die Umwandlung des Verfahrens in ein Verfahren zur Promotion B 1977 erfolgreich verteidigt, ist dafür ein Beispiel. – Obwohl ich hier nur für mich selbst sprechen kann, glaube ich nicht, daß die Sprachwissenschaftler der Sektion, gleich wie sie diversen Vorhaltungen und Drücken in Richtung auf die Entwicklung einer marxistisch-leninistischen Sprachtheorie zu entsprechen oder aber auszuweichen ver-

Die vorstehenden ausführlichen Darlegungen zu den Ergebnissen der Hochschulreform 1968/1969<sup>17</sup> standen zunächst im Zusammenhang mit meinem Zweifel, ob ich den Erwartungen an einen Beitrag im Rahmen des geplanten Sammelbandes würde entsprechen können. Selbst vom Studium her freilich Bohemist im vollen Sinn dieser philologischen Disziplin,<sup>18</sup> galt mein Interesse von Anfang an vor allem der Sprache und der Sprachwissenschaft, und so gehörte ich 1968/1969 am Slawischen Institut zu denen, die wärmstens für die institutionelle Verselbständigung der Sprachwissenschaft plädierten und die Gründung der Sektion TAS begrüßten.<sup>19</sup> Nun hatte ich aber innerhalb der Sprachwissenschaft auch keine starke Affinität etwa zur Soziolinguistik, sondern interessierte mich mehr für die innersprachlichen formalen Strukturen, da durchaus in starkem Maße auch für deren Geschichte. Nachdem ich das Studium in Prag mit einer nichtbohemistischen Diplomarbeit zur Namenkunde, zur altsorbischen Hydronymie,<sup>20</sup> abgeschlossen hatte, sollte ich, an das Sla-

---

suchten, mehrheitlich innerlich der Politik der SED ablehnend gegenüber gestanden hätten. Die Auffassungen, was in der sprachwissenschaftlichen Theorie, Forschung und Lehre dem Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft von Nutzen oder von Schaden sein könnte und in welchem Verhältnis sprachwissenschaftliche Theorie zum Marxismus-Leninismus stehen konnte, waren freilich zweifellos unterschiedlich.

17 Die Gründung der Sektion TAS erfolgte 1969.

18 Studium der Slawistik mit Hauptfach Tschechisch von 1956 bis 1959 am Slawischen Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig, Fortsetzung und Abschluß 1959–1961 an der Philologischen Fakultät der Karlsuniversität Prag.

19 Meine Meinung zu dieser Frage war damals nicht maßgeblich. Doch gehörte ich schon jahrelang zu den sympathisierenden Teilnehmern der Veranstaltungen des Leipziger Linguistenkreises und der Kolloquien und Seminare von Rudolf Růžicka, auch zu seinen Promovenden.

20 Siehe Bernd Koenitz: *Starolu-ická jména vodních toků* [Altsorbische Namen von Wasserläufen], Masch., Diplomarbeit, Karlsuniversität Prag 1961. – Es handelte sich um eine persönliche Notlösung. Sie ergab sich daraus, daß ich entgegen der ursprünglichen Delegation nicht nur das vierte, sondern auch das fünfte (letzte) Studienjahr an der Karlsuniversität verbrachte und unter sehr spezifischen Bedingungen des Studienganges kurzfristig und sehr spät ein Diplomthema suchen mußte, wobei sich das erste mir von Vladimír Šmilauer vorgeschlagene – Analyse der deutschen Übersetzung des »Schwejk« – als bereits bearbeitet erwies und ich mich nun darauf besann, daß ich während meines Leipziger Studiums bei Ernst Eichler ein Spezialseminar zur Namenkunde besucht und da sogar einen Forschungsauftrag erhalten hatte, insofern also auf ein namenkundliches Thema methodologisch gut vorbereitet war. Vladimír Šmilauer war nicht nur der Verfasser eines Lehrbuches der tschechischen Syntax [Novočeská skladba], sondern auch der führende tschechoslowakische Ortsnamenforscher.

wische Institut der Karl-Marx-Universität zurückgekehrt und dort als wissenschaftlicher Assistent eingestellt, nach dem Vorschlag des Institutsdirektors Rudolf Fischer auch eine Dissertation auf dem Gebiet der Namenkunde in Angriff nehmen. Fischer war sowohl Bohemist als auch Namenforscher, und sein genannter Vorschlag zuungunsten der Bohemistik war wohl gut gemeint im Interesse meiner zügigen Weiterqualifizierung hin zur Promotion, aber nicht ganz im Sinne der wünschenswerten Linien der Wissenschaftsentwicklung am Institut. Trotz meines nach wie vor großen Interesses für die Namenkunde leuchteten mir die Argumente namentlich des Bulgaristen Hilmar Walter, damals geschäftsführender Oberassistent am Institut, für die Bearbeitung eines bohemistisch-linguistischen Themas ohne weiteres ein: Die Beschreibung der Grammatik slawischer Gegenwartssprachen sei Forschungsschwerpunkt der Fakultät, und die Bohemistik müsse in Forschung und Lehre gestärkt werden, die Namenforschung, die ja nicht im Zentrum der Ausbildungsprogramme stehe, sei ausreichend abgedeckt. Schließlich war ich 1959 zum Studium in Prag delegiert worden, um bei erfolgreichem Studienabschluß nach einer fundierteren Ausbildung, als sie zu dieser Zeit das Leipziger Institut bieten konnte, in Leipzig in der Bohemistik tätig werden zu können. Ich nahm nun also ein Forschungsthema zur Beschreibung der tschechischen Wortfolge in Angriff, und zwar von vornherein unter dem Gesichtspunkt der »Erprobung« der Theorie der generativen Transformationsgrammatik von Noam Chomsky. Mithin – ich war als Bohemist eingeschworen auf Linguistik und auf eine Richtung, die zu Problemen der Gesellschaft der Sprachträger wenig unmittelbaren Bezug hatte.<sup>21</sup> Durchaus verständlich, daß dies etwa für einen Politiker oder auch Historiker etwas außerhalb seines Interessenhorizonts liegen könnte und er stärker auf mehr direkt gesellschaftsbezogene Themen aus wäre.

Skizziert ist nunmehr der institutionelle Rahmen, in dem sich ab 1969 die Bohemistik (und Slowakistik) an der Leipziger Universität bewegte. Dies bedarf nun einer weiteren Spezifizierung und Detaillierung, und es

---

21 Weswegen wir die Linguistik – zumindest soweit es die Grammatiktheorie anging – auch nicht immer unbesehen in die Gesellschaftswissenschaften eingeordnet sehen wollten – ungeachtet der selbstverständlichen Anerkennung der engen Verknüpfung von Sprache und Gesellschaft. Dennoch würde ich es heute vorziehen, mich zu den »Gesellschaftswissenschaftlern« zu rechnen, als mich unter das Dach des hier wiederlebten verstaubten Begriffes »Geisteswissenschaften« zu stellen.



ist auf die der genannten Hochschulreform vorangegangene Periode einzugehen.

Die tschechische Sprache und Literatur war bis dato wissenschaftlicher und Lehrgegenstand an zwei Einrichtungen der Universität gewesen: am Slawischen Institut und am Dolmetscherinstitut. Das Slawische Institut war die alte, der philologischen Tradition entsprechende universitäre Struktureinheit im Rahmen der Philologischen Fakultät, das Dolmetscherinstitut war aus einer außeruniversitären Dolmetscherschule hervorgegangen.

Am Slawischen Institut wurden Diplomslawisten und Russischlehrer ausgebildet. Der Studienplan im Fach Slawistik wie auch die Studienorganisation folgten in den fünfziger Jahren in den Grundzügen noch den herkömmlichen Mustern. Neben den obligatorischen Lehrveranstaltungen, zu denen in der gewählten Slawine ein systematischer und verhältnismäßig umfangreicher praktischer Sprachunterricht – dies wohl eher ein wohlthuendes Novum im Vergleich zur alten Philologie! – gehörte, außerdem das gesellschaftswissenschaftliche Grundlagenstudium (und Sport), war ein Angebot an wahlweise-obligatorischen und fakultativen Vorlesungen und Seminaren selbstverständlich. Zu den möglichen Hauptfächern gehörte neben der Russistik die Bohemistik. In meinem Immatrikulationsjahrgang 1956 waren wir drei Hauptfachbohemisten. Die Breite des Angebots garantierte die Möglichkeit einer gediegenen allseitigen slawistischen Ausbildung. Für Hauptfachbohemisten war automatisch die Russistik (die begrifflicherweise einen besonderen Schwerpunkt bildete) zweites Fach; wer als drittes Fach Südslawistik wählte, hatte automatisch insgesamt vier Fächer: zu den ersten beiden kamen Serbokroatisch und Bulgarisch hinzu.<sup>22</sup> Potentiell anregend war auch die Nähe des Sorbischen Instituts.<sup>23</sup> Das Slawische Institut verfügte über eine ausgezeichnete Institutsbibliothek mit 42.000 Bänden, die mit ihren Beständen und den angenehmen Leseräumen Interesse zu befriedigen und anzuregen

---

22 Ich hatte das Glück, daß ich mich fakultativ auch dem Polnischen zuwenden konnte; mein Zeitfonds war dadurch entlastet, daß ich im Unterschied zu meinen beiden Kommilitoninnen im Hauptfach Bohemistik mit soliden Vorkenntnissen in Tschechisch von der Oberschule in Dresden-Plauen gekommen war und deshalb im ersten Studienjahr vom Tschechisch-Sprachunterricht befreit war.

23 Ich selbst hatte durch den Tschechischunterricht in der Oberschule und eine gewisse Beziehung zur Oberlausitz relativ leichten Zugang zum Sorbischen, insbesondere zum Obersorbischen.

geeignet war. Hier waren auch die Bestände an bohemistischer Literatur recht gut.<sup>24</sup>

Am Slawischen Institut wurde in den fünfziger und sechziger Jahren die Abteilung Bohemistik vom Institutsdirektor Prof. Dr. Rudolf Fischer geleitet.

Fischer hielt sehr traditionell gehaltene Lehrveranstaltungen zur tschechischen Grammatik; sie waren geeignet, eine elementare Systematik zu vermitteln. Er hatte eine einfache Grammatik des Tschechischen, eine tschechische Anthologie sowie ein Taschenwörterbuch Tschechisch-Deutsch verfaßt und brachte später noch Studien zur tschechischen Literatur mit einer Bibliographie tschechischer literarischer Werke in deutscher Übersetzung 1945–1965 (zusammengestellt von Wolfgang Preuß) sowie ein für breite Interessentenkreise bestimmtes Tschechischlehrbuch<sup>25</sup> heraus.

Der Sprachunterricht lag in jener Zeit in der Hand von Rolf Ulbrich, Liselotte Becher und Günter Schalich.

Rolf Ulbrichs Interesse galt vor allem der tschechischen Volkskunde. Dazu hielt er Vorlesungen, und sie war oft auch Hauptthema seines Sprachunterrichts, der im übrigen – bei perfekter Beherrschung der Sprache und einem hohen Grad freundlicher Eloquenz auf deren Grundlage – fast jeglicher effektiven Methodik und didaktischen Systematik entbehrte.

Hubert Rösel hielt Lehrveranstaltungen (Vorlesung und Seminar) zur Geschichte der tschechischen und slowakischen Sprache sowie auch zur älteren tschechischen Literatur und gab Spezialseminare zu Jan Ámos Komenský (Comenius).

Rösel, Ulbrich und Schalich gingen (1958/1959) in die Bundesrepublik, und Ende der fünfziger Jahre wurde es immer schwieriger, eine vollständige und niveauvolle Ausbildung im Fach Bohemistik am Slawischen Institut zu gewährleisten.

Rudolf Fischer las unter anderem Tschechische Literatur des 19. Jahrhunderts. Die Literatur des 20. Jahrhunderts wurde zeitweise nur

---

24 Die Beseitigung der Institutsbibliotheken im Rahmen einer Zentralisierung und Rationalisierung durch Übernahme der Bestände in die Universitätsbibliothek bedeutete einen schmerzlichen Verlust für alle, die den vorherigen Zustand gekannt und genossen hatten.

25 Zu diesem Lehrbuch gehörte eine Schallplatte, zu deren Produktion auch der Verfasser dieses Beitrages herangezogen wurde.

mit einem einstündigen Seminar »Lektüre zur tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts« berücksichtigt.

Vorlesungen zur Geschichte der Tschechoslowakei hielt Eberhard Wolfgramm vom Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien.

In den sechziger Jahren war die Abteilung Bohemistik wie folgt besetzt: Liselotte Becher, Jarmila Abicht, Ilse Seehase, Mathilde Kraus und der Verfasser dieses Beitrages.<sup>26</sup>

Hinzu kamen als tschechische Gastlektoren: Jaroslav Baloun, Josef Březina, Adolf Kařízek.

Die Situation in der Lehre verbesserte sich in dieser Zeit gegenüber dem Ende der fünfziger/Anfang der sechziger Jahre mehr und mehr, da nicht nur der praktische Sprachunterricht (Abicht, Becher, Kraus, Koenitz und jeweils ein Gastlektor), sondern auch die linguistische bohemistische Lehre einigermaßen gesichert war.<sup>27</sup> Ein Sorgenkind blieb wohl wegen krankheitsbedingten Ausfalls von Ilse Seehase noch jahrelang die literaturwissenschaftliche Lehre. Ich wurde im Sprachunterricht und mit Vorlesungen und Seminaren zur Tschechischen Sprache der Gegenwart, auch einem Spezialseminar zum Sprachvergleich eingesetzt.

In meinem Dissertationsvorhaben und teilweise in ersten Publikationen folgte ich der oben erwähnten Orientierung auf die Sprachtheorie von Noam Chomsky durch Rudolf Růžicka. Nach der generativen Transformationstheorie versuchte ich auch meine Vorlesung zur tschechischen Syntax auszurichten. Dies war ein kühnes (»revolutionäres«)

26 Ernst Eichler, der in der Leipziger Namenkundlichen Arbeitsstelle tätig war (deren Leiter war zu jener Zeit ebenfalls Rudolf Fischer), gehörte wohl damals nicht direkt zur Abteilung.

27 Daß ich damals nach Abschluß meines Studiums tatsächlich dringend gebraucht wurde, fand ich bei der Arbeit an diesem Beitrag – nun leicht belustigt – bestätigt, als ich aus einem Protokoll der Gewerkschaftsgruppe vom Januar 1961 (das ich noch nie vorher gelesen hatte) erfuhr, daß die Tschechischlehrerin Mathilde Kraus sich bitter darüber beklagte, daß sie »so auf Koenitz gehofft« habe und sie sich nun wieder nicht ihrer dringend notwendigen Weiterbildung widmen könne, da der noch immer nicht komme. – Die Ursache dafür, daß ich noch immer nicht (sondern erst im September 1962) kam, war eine Festlegung des Staatssekretariats für Hoch- und Fachschulwesen, daß alle Absolventen eines Auslandsstudiums ein halbes Jahr in der materiellen Produktion zu arbeiten hätten. Ich arbeitete dann (nach dem Abschluß meines Studiums an der Karlsuniversität Prag im Dezember 1961) sieben Monate als Eidechsenfahrer beim VEB Schwermaschinenbau S. M. Kirow in Leipzig, was ich übrigens damals wie nachträglich nie bedauert habe!

und nicht unbedingt gelungenes Experiment, aber ich befand mich damit »in guter Gesellschaft«, da damals auch in anderen Bereichen (z. B. Russisch) wohl vorschnell und zum Teil mit theoretischem Mißverständnis die Lehre Chomskys »angewandt« wurde.<sup>28</sup>

In den sechziger Jahren wurde am Slawischen Institut ernsthaft darüber diskutiert, daß auch Russischlehrer eine breitere slawistische Ausbildung erhalten sollten.<sup>29</sup> Ihnen sollten Lehrveranstaltungen in einer weiteren Slawine, darunter mit an erster Stelle Tschechisch, angeboten werden. Dies erschien nicht nur wegen der Erweiterung des Bildungshorizonts wünschenswert, sondern auch unter dem Gesichtspunkt, daß andere slawische Sprachen in der DDR seit Anfang der fünfziger Jahre an mehreren Oberschulen unterrichtet wurden. Das betraf die Sprachen der beiden Nachbarländer Polen und Tschechoslowakei. Tschechisch wurde seit 1951 an zunächst vier, etwas später fünf Oberschulen im (neu-)sprachlichen Zweig als zweite obligatorische Fremdsprache (nach Russisch) – mit einem großen Stundenanteil die ganzen vier Schuljahre über – unterrichtet. Die Motiviertheit der Schüler für die Erlernung der tschechischen Sprache war groß<sup>30</sup> und wuchs im Laufe der Jahrzehnte

- 
- 28 Später glaube ich das theoretische Anliegen Chomsky besser verstanden zu haben und darf für mich in Anspruch nehmen, daß ich, noch ungraduiert, – wie auch Rudi Conrad und Gert Jäger – Chomsky nicht sklavisch gefolgt bin. In der grundsätzlich bejahenden, aber zugleich prüfenden Haltung gegenüber Chomskys Arbeiten bestärkt zu werden waren die jahrelangen wissenschaftlichen Verbindungen Leipzigs mit der Arbeitsstelle für mathematische Linguistik an der Karlsuniversität Prag geeignet, die ebenfalls Růžička unterhielt. Unter der Leitung von Petr Sgall entwickelte dieses Kollektiv ein auf das automatische Übersetzen gerichtetes eigenes generatives Modell. Nebenbei: Bei Sgall hatte ich schon während meines Studiums in Prag unter anderem ein Spezialseminar zum maschinellen Übersetzen besucht.
- 29 Mir ist nicht mehr gegenwärtig, in welchem Maße am Slawischen Institut und später der hier erwähnten Anregung entsprochen worden ist. In meinen Aufzeichnungen finde ich lediglich die Erwähnung von über den Gastlektor Březina an die Leitung der Sektion TAS (1969) herangetragenen Wünschen von Lehrerstudentinnen der Kombinationen Russisch/Geschichte und Russisch/Sorbisch, ihnen als drittes Fach Tschechisch zu genehmigen, finde aber keine Information darüber, ob dies realisiert worden ist.
- 30 Dies galt nach meiner eigenen Erfahrung – trotz damals noch stark eingeschränkter Möglichkeiten, das Nachbarland Tschechoslowakei zu besuchen (der Versuch unseres Tschechischlehrers Hubert Höllrigl, eine Klassenfahrt zu organisieren, scheiterte) – schon in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre. Fast alle meine Mitschüler lernten Tschechisch gern, und ähnliches erfuhr ich durch Freunde und Bekannte von der entsprechenden Oberschule in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz). Dazu trugen engagierte, die

infolge der Intensivierung der Beziehungen zwischen DDR und ČSSR und der kaum noch eingeschränkten individuellen Reisemöglichkeiten weiter stark an. Es wurde dann an mindestens fünf weiteren Oberschulen die Möglichkeit geschaffen, Tschechisch zu lernen. Es bestand also auch ein gesellschaftlicher Bedarf, Lehrenachwuchs für Tschechisch heranzubilden.<sup>31</sup>

Die Slowakistik war am Slawischen Institut bis zuletzt nicht vertreten. Slowakistische Literatur war freilich in der Institutsbibliothek vorhanden.<sup>32</sup>

Am Dolmetscherinstitut wurden in einem vierjährigen universitären Studiengang Sprachmittler<sup>33</sup> für Tschechisch (in Kombination mit Russisch oder Englisch) ausgebildet. Am Institut wurden in beträchtlicher Zahl auch Externenprüfungen abgenommen, in deren positivem Ergebnis Praktikern und Autodidaktikern die Sprachmittlerbefähigung attestiert wurde. Unter den Kandidaten befanden sich auch Umsiedler aus zweisprachigen Gebieten der Tschechoslowakei und Polens, die die betreffende Fremdsprache meist sehr gut beherrschten, oft aber keinerlei philologische, geschweige denn sprachmittlerische Ausbildung durchlaufen hatten.<sup>34</sup> Nach der Eingliederung des Dolmetscherinstituts in die Uni-

Sprache perfekt beherrschende Lehrer ebenso bei wie ein im Vergleich zu den damaligen Russischlehrbüchern ansprechenderes, thematisch lebendiges und vielseitiges Lehrbuchwerk. Die Lehrbücher waren: H. Fritsch/J. Bauernöppel/A. John (Hrsg.): Čeština: Lehrbuch der tschechischen Sprache. Teil I und Teil II. Berlin, Leipzig 1951. – Lesebuch der tschechischen Literatur. Zusammengestellt und bearbeitet von H. Fritsch und J. Bauernöppel. Berlin 1954. – J. Bauernöppel/H. Fritsch: Grammatik der tschechischen Sprache. Berlin 1957.

- 31 1984 wurden auch verbindliche Lehrprogramme für die Ausbildung von Diplomlehrern der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen im Fach Tschechisch an Universitäten und Hochschulen der DDR verabschiedet. Realisiert wurde diese Ausbildung an der Humboldt-Universität, in Leipzig nicht.
- 32 Persönlich hatte ich meine erste Begegnung mit dem Slowakischen bereits an der Oberschule. In der Schule war eine kleine tschechische Bibliothek eingerichtet worden, in der ich dann z. B. Märchenbücher entdeckte, deren Sprache nicht so recht das Tschechisch zu sein schien, das wir lernten, und es stellte sich als Slowakisch heraus.
- 33 »Sprachmittler« – ein vernünftiger Terminus als Bezeichnung eines Oberbegriffs für »Dolmetscher« und »Übersetzer«, der sehr bald nach dem Anschluß der DDR wieder außer Gebrauch gesetzt wurde.
- 34 Diese Menschen bildeten in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg und zum Teil auch noch später gewiß ein wichtiges Potential für sprachmittlerische Dienste und damit auch für die Völkerverständigung. Ein häufiger und durch ihren Werdegang

versität wurden gezielt Anstrengungen unternommen, die Ausbildung auf ein höheres, universitätsgemäßes Niveau zu heben. Eine bedeutende Rolle in diesem Prozeß spielte der Slawist Gert Jäger, der als Bohemist auch die Ausbildung der Sprachmittler für Tschechisch leitete.

Der tschechische Sprachunterricht wurde in den fünfziger Jahren von Liselotte Becher und Gert Jäger erteilt.

Nach Gründung der Sektion TAS geschah die interne Umstrukturierung gleitend. In ihrem Verlauf wurde unter der Leitung von Gert Jäger das »Wissenschaftsgebiet [WG] Allgemeine und westslawische Übersetzungswissenschaft« gegründet. In ihm wurden die für die tschechische und polnische Sprache zuständigen Wissenschaftler und Lehrpersonen aus dem Slawischen Institut und aus dem Dolmetscherinstitut zusammengefaßt. Die Abteilung Bohemistik wurde damit aufgelöst. Ihr Leiter Rudolf Fischer wurde mit in das WG übernommen, aber auf Grund einer schweren Erkrankung kaum noch wirksam. Die bohemistische Literaturwissenschaftlerin Ilse Seehase wurde zusammen mit den anderen slawistischen Literaturwissenschaftlern in die Sektion Kulturwissenschaft und Germanistik eingegliedert.

Wie schon der anfängliche Name des Wissenschaftlerkollektivs erkennen läßt, in dem nunmehr an der Sektion TAS das Lehrpersonal für tschechische Sprache zusammengefaßt wurde, sollten die Aktivitäten in Lehre und Forschung hier ganz auf die Sprachmittlerausbildung und auf die Übersetzungswissenschaft konzentriert werden. So geschah es denn auch, und diese Ausrichtung blieb für die Leipziger Bohemistik (und Slowakistik) über zwei Jahrzehnte profilbestimmend. Der Name wie auch die Zusammensetzung des Kollektivs wurde allerdings im Laufe der Jahre noch mehrmals geändert: Zunächst wurden die Südslawisten, die Hilmar Walter leitete, eingegliedert und zugleich im Namen die Beschränkung auf Übersetzungswissenschaft aufgegeben: »WG West- und südslawi-

---

verständlicher Mangel bestand darin, daß sie zwar ggf. beide Sprachen mehr oder weniger gut beherrschten, aber nicht wußten und schwer verstanden, was Übersetzen ist und erfordert. – Der Frage nach der Qualität der damaligen Sprachmittlungspraktiker im einzelnen nachzugehen, wäre sicher ein interessantes, aber auch schwer zu bewältigendes Thema, das aber den Rahmen dieses Beitrages bei weitem übersteigen würde. Ein besonderes Thema wäre dabei die Übersetzung tschechischer (und slowakischer) Belletristik, für die unter den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen nach 1945 auch ein starker Bedarf bestand. An dieser Stelle sei nur angemerkt, daß es eine Ausbildung von Übersetzern schöngestiger Literatur an der Leipziger Universität nicht gegeben hat.

sche Sprachen«. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre bestanden zwei gesonderte WG jeweils für Westslawisch<sup>35</sup> und für Südslawisch, die aber seit Mitte der siebziger Jahre [Anfang 1976?] in einem »Fachbereich (FB) West- und südslawische Sprachen« zusammenarbeiteten, zu welchem auch die Namenkundliche Forschungsstelle (Onomastik) gehörte. Ab Anfang 1980 wurde der »Fachbereich« abgelöst durch den »Wissenschaftsbereich (WB) West- und südslawische Sprachen«, gegliedert nunmehr in Abteilungen, von denen die eine die Abteilung Tschechisch/Slowakisch war (ab 1. Dezember 1980 zeitweilig vom Verfasser geleitet).

Im Falle der Westslawistik, d. h. der Bohemistik, Slowakistik und Polonistik, war die Zuordnung zur Ausbildung von Sprachmittlern eindeutig und dauerhaft. Als in der ersten Hälfte der siebziger Jahre an der Sektion zwei Lehrbereiche (LB) – der LB Sprachmittler und der LB Sprachlehrer – gebildet wurden, waren die WG, FB bzw. WB jeweils einem der beiden Lehrbereiche stabil zugeordnet. Währenddem die »großen« Sprachen (Russisch, Englisch, Französisch) in je zwei Wissenschaftsbereichen<sup>36</sup> organisiert waren (WB Russisch-deutsche Übersetzungswissenschaft im Sprachmittlerbereich und WB Ostslawistik im Lehrbereich usw.), waren die »kleine(re)n« Sprachen in jeweils nur einem Lehrbereich angesiedelt, so eben Tschechisch, Slowakisch und Polnisch (sowie Bulgarisch und Serbokroatisch) im Sprachmittlerbereich. Im Falle der Russistik bzw. Ostslawistik ergab sich die Verteilung des Lehrpersonals auf die beiden Wissenschaftsbereiche im wesentlichen aus deren Zugehörigkeit zu den Struktureinheiten vor der Hochschulreform: Lehrkräfte des Dolmetscherinstituts kamen in den WB Russisch-deutsche Übersetzungswissenschaft, Lehrkräfte aus dem Slawischen Institut in den WB Ostslawistik.<sup>37</sup>

---

35 Das WG Westslawische Sprachen leitete von Oktober 1975 bis Juni 1978 der Verfasser. Der Grund dafür war, daß der vorherige und nachmalige Leiter, Gert Jäger, in dieser Zeit die aufwendige Funktion des Sektionsdirektors bekleidete.

36 Ich beschränke mich an dieser Stelle auf die Nennung der zuletzt gültig gewesenen Struktureinheitsbenennung.

37 So war es im Prinzip; im einzelnen verhielt es sich etwas komplizierter, da vor 1969 einzelne Lehrkräfte sowohl am Slawischen Institut als auch am Dolmetscherinstitut unterrichtet hatten. Dies war auch bei Tschechisch und Polnisch der Fall, nur spielte dies hier nach der Gründung des WG Allgemeine und westslawische Übersetzungswissenschaft bezüglich der Zuordnung keine Rolle mehr.

Die anfängliche, auf »Übersetzungswissenschaft« eingeeignete Benennung des Westslawischbereichs von 1969 wie auch dessen Ansiedlung im Lehrbereich Sprachmittler hatten ebenfalls damit zu tun, daß (fast) das einzige Studienprofil, in welchem die West(und Süd-)slawistik noch zu wirken hatte, die Sprachmittlerausbildung war. Die Ausbildung von Diplomslawisten war am Slawischen Institut 1966 ausgelaufen. Zwar gab es auch in den Folgejahren noch immer einen gültigen Studienplan für das fünfjährige Slawistikstudium, doch wurde er – mit Ausnahme einzelner Fälle von individueller Förderung – nicht mehr angewandt. Der Grund lag vor allem darin, daß die Arbeitsstellen, die für diplomierte Slawisten typischerweise in Frage kamen, inzwischen auf Jahre hinaus besetzt waren (bzw. schienen) und es sich das DDR-Hochschulwesen nicht leisten wollte (bzw. konnte), in Scharen arbeitslose bzw. fehlausgebildete Akademiker zu produzieren.<sup>38</sup>

Mit der Gründung des WG Allgemeine und westslawische Übersetzungswissenschaft leitete Gert Jäger mit einem durchdachten Programm eine Entwicklung ein, die auf allseitige universitätsgemäße Absicherung der Ausbildung von Sprachmittlern – darunter der Sprachmittler für Tschechisch (später auch Slowakisch) und Polnisch – abzielte. Dazu gehörten sowohl zum Teil kurz- bis mittelfristig angelegte Projekte der Erarbeitung von Lehrmaterialien bzw. einer – durchaus auch anspruchsvollen – Lehrvorlaufsforschung als auch die Anstrengungen zu einer auf modernen linguistischen Konzeptionen aufbauenden Übersetzungstheorie wie auch zur Qualifizierung aller Lehrkräfte für die Aufgaben in der Lehre und schließlich die Förderung und Gewinnung wissenschaftlichen Nachwuchses. So wurde in der wohl ersten Zusammenkunft des WG am 15. Oktober 1969 eine Jahresplanung bekanntgegeben, in welcher sowohl die Themen einer systematischen linguistischen Schulung (mit jeweils zwei Terminen pro Monat) als auch ein auf die Monate aufgeschlüsseltes Programm der Beratung zu Lehrveranstaltungen und zu

---

38 Wie sehr und aufgrund auch welcher Erfahrungen dieser Umstand Ministeriumsentscheidungen beeinflusste, erfuhr ich in anderem Zusammenhang in den achtziger Jahren schmerzlich – als einige Enthusiasten um die Einrichtung eines Studienganges Automatische Sprachverarbeitung kämpften und sich das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen damit überaus schwer tat: Bei verantwortlichen Ministerialen war die Erinnerung daran lebendig, wie Absolventen eines an der Humboldtuniversität Berlin in den siebziger Jahren praktizierten Experimentalstudienganges Kommunikationswissenschaft protestierend auf den Stufen des Ministeriums gesessen hatten, weil ihnen keine Arbeitsstellen zugewiesen wurden.



erarbeitenden Lehrmaterialien verkündet wurde. Für das Ende des Jahresplanes war vorgesehen, über die Vorbereitung einer möglichen bohemistischen und/oder polonistischen wissenschaftlichen Tagung zu sprechen.

Dieses Initialprogramm blieb in mancherlei Hinsicht für die Arbeit im westlawistischen Kollektiv in den nächsten zwei Jahrzehnten richtungweisend bzw. charakteristisch. Nachdem sich ihm alsbald auch die Südslawisten angeschlossen hatten, galt dies auch für das solchermaßen erweiterte Team, auch wenn sich vor allem in der Forschung der südslawische Teil unter Hilmar Walter eine legitime und gewiß gleichfalls fruchtbare Eigenständigkeit bewahrte.

Zunächst ist zu vermerken, daß Anfang der siebziger Jahre auch das Slowakische in die Palette der Sprachen aufgenommen wurde, und zwar ebenfalls in der Sprachmittlerausbildung. Dies war angesichts der Nähe und Ähnlichkeit von Tschechisch und Slowakisch sowie der Gemeinsamkeit beider Völker in einem föderativen Staatswesen eine natürliche Erweiterung, die sich im weiteren als ersprießlich erwies. Die Slowakistikausbildung wurde durch die Gewinnung der Muttersprachlerin Olga Wilhelm möglich, da sie die Voraussetzungen für die Realisierung des praktischen Sprachunterrichtes lieferte. Regina Heinisch, die die Sprachmittlerausbildung im Fach Tschechisch absolviert hatte, qualifizierte sich zusätzlich für die sprach- und übersetzungswissenschaftliche Lehre und Forschung auf dem Gebiet des Slowakischen, und in den achtziger Jahren kam als Nachwuchskraft Gabriele Nolte hinzu.

Der Leiter des Kollektivs der West- und Südslawisten an der Sektion TAS, Gert Jäger, hatte (zusammen mit dem Anglisten Albrecht Neubert und dem Russisten Otto Kade) um das Jahr 1964 in Vorbereitung der ersten internationalen Konferenz zu Grundfragen der Übersetzungswissenschaft 1965 in Leipzig und durch seine späteren Publikationen eine der wichtigsten Grundlagen für das gelegt, was von außen alsbald die »Leipziger Übersetzungswissenschaftliche Schule« genannt wurde und zweifellos national und international stark ausstrahlte.<sup>39</sup> Da hier nicht der Ort ist, auf die Übersetzungswissenschaft näher einzugehen, sei hier nur erwähnt, daß Jäger in seinen allgemeintheoretischen übersetzungswis-

---

39 Siehe Gerd Wotjak: Die Leipziger Übersetzungswissenschaftliche Schule: Anmerkungen eines Zeitzeugen. In: L. N. Zybatow (Hrsg.): Translation zwischen Theorie und Praxis. Innsbrucker Ringvorlesungen zur Translationswissenschaft I. Frankfurt am Main 2002. S. 87–119.

senschaftlichen Arbeiten sich als hervorragender und engagierter Bohemist<sup>40</sup> und als Freund der tschechischen Sprache dadurch zeigt, daß er Beispiele am häufigsten aus dem Tschechischen bzw. dem Sprachenpaar Tschechisch-Deutsch bezieht<sup>41</sup> und auch häufig auf Arbeiten tschechischer Linguisten Bezug nimmt.

Jäger kommt auch das Verdienst zu, über das West- und Südslawische eine Serie wissenschaftlicher Arbeitstagungen zum Sprachvergleich eingeleitet zu haben. Die erste Arbeitstagung dieser Art fand im Jahre 1973 statt, und ihr folgten in relativ kurzen Abständen mehrere weitere. An diesen Sprachvergleichstagungen beteiligten sich Fachkollegen aus anderen Universitäten des Inlandes und auch aus dem Ausland, nicht zuletzt aus der Tschechoslowakei. Der übersetzungswissenschaftliche Sprachvergleich – Slawisch/Deutsch – stellte einen langfristigen Forschungsschwerpunkt des Wissenschaftsbereiches dar. Entsprechende Untersuchungen zum synchronen Sprachvergleich (nicht durchweg nur zum übersetzungswissenschaftlichen), die ebenfalls in wissenschaftliche Konferenzen mündeten, wurden dann auch in anderen Bereichen der Sektion zu wichtigen Vorhaben.<sup>42</sup> Die meisten Qualifizierungsarbeiten, Diplomarbeiten wie Dissertationen A und B, die im WB in Angriff genommen bzw. geführt wurden, bewegten sich im Rahmen des Sprachvergleichs.

Wegen der großen Bedeutung, die der Vergleich der einschlägigen Fremdsprachen mit dem Deutschen sowohl unter Übersetzungsgesichtspunkt als auch zum tieferen Verstehen jeweils beider Glieder des jeweiligen Sprachenpaares hat, wurde auch dem Kontakt und der Kooperation mit Germanisten Bedeutung beigemessen. Mit der linguistischen Abtei-

---

40 Er hatte »Zur Klassifizierung komplexer Sätze im Tschechischen und Polnischen« promoviert (im Druck erschienen 1968).

41 Schon fast anekdotisch war sein »Beutelsuppenbeispiel« für unterschiedliche Vertextungsgewohnheiten im Tschechischen und Deutschen: Die Instruktion auf einer tschechischen Suppenpulvertüte sagt, daß man den Inhalt in eine Schüssel (!) schütten, soundsoviel Wasser hinzugießen und dann das Gemisch gut verrühren soll, die entsprechende deutsche Instruktion erwähnt das Gefäß nicht und drückt sich außerdem statt unter Verwendung einer Subjekt-Prädikat-Konstruktion (wie im Tschechischen) nur mit Infinitivsätzen aus: »Den Inhalt mit soundsoviel Wasser gut verrühren ...«.

42 So fand 2003 an der Universität Leipzig unter der Ägide von Gerd Wotjak seit 1987 die fünfte Arbeitstagung zum Romanisch-deutschen und innerromanischen Sprachvergleich statt (siehe den Bericht von Volker Schulte in Universität Leipzig. (2004)l. S. 14f.)

lung des Herderinstituts der Karl-Marx-Universität unter Gerhard Helbig wurde über mehrere Jahre ein gemeinsames Forschungsprojekt zum deutsch-polnischen Sprachvergleich (westslawistischerseits von Jäger geleitet) betrieben, dessen Bearbeitung auch von den Bohemisten/Slowakisten mit Interesse und (möglicherweise beiderseitigem) Gewinn beobachtet und begleitet wurde. Jäger und ich waren auch mehrere Jahre Mitglieder des Beirats der vom Herderinstitut herausgegebenen Zeitschrift *Deutsch als Fremdsprache*. Die Leipziger Bohemisten/Slowakisten interessierten sich auch für die Arbeit der Bilateralen Kommission für Germanistik der DDR und der ČSSR und nahmen mit Beiträgen an Arbeitstagungen teil, die unter deren »Schirm« veranstaltet wurden.

Am 19. November 1975 wurde in Berlin die Bilaterale Kommission für Bohemistik und Slowakistik der DDR und der ČSSR gegründet, die auf tschechoslowakischer Seite von Václav Křístek (Prag) und nach dessen Ableben von Jan Chloupek (Brno), auf deutscher Seite von Manfred Jähnichen (Humboldt-Universität Berlin) geleitet wurde. Diese Kommission, der aus Leipzig Gert Jäger, Ernst Eichler, Ilse Seehase und ich angehörten, traf alljährlich mindestens einmal – zum Teil zweimal –, jeweils im Wechsel in der ČSSR bzw. in der DDR, zusammen, meistens in Verbindung mit einer kleineren oder größeren wissenschaftlichen Arbeitstagung. Ich benutze, um einen Eindruck über die damaligen Schwerpunkte der Arbeit der linguistischen Bohemistik und Slowakistik in Leipzig zu vermitteln, meine Aufzeichnungen, die ich seinerzeit für einen Bericht über unsere Vorhaben für die Gründungsversammlung der Kommission vorbereitet hatte – im Original natürlich in tschechischer Sprache:

»Plan der sprachwissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiet der Bohemistik und Slowakistik an der Leipziger Universität für den Zeitraum des Fünfjahresplanes, d. h. für die Jahre 1976–1980:

Zwei Forschungsschwerpunkte:

- (1) Beschreibung der west(und süd-)slawischen Sprachen
- (2) Vergleich der westslawischen Sprachen mit dem Deutschen

Einzelne Projekte:

ad (1)

- Grundkurs des Slowakischen (bis Ende 1977)
- Grundkurs des Tschechischen (dto.)
- Abriß der Geschichte der slowakischen Sprache (bis Ende 1978)
- Abriß der Geschichte der tschechischen Sprache (bis Ende 1977)
- Sammelband über die tschechisch-deutschen Sprachkontakte (1977)

- Abriß der Wortbildung im Slowakischen (erste Version 1980)
- Abriß der tschechischen Morphologie (erste Version 1980)
- Grammatik des tschechischen Verbs (Rahmenthema einer Habilarbeit) (1980)
  - ad (2)
- Studie »Abriß der vergleichenden Beschreibung des tschechischen und deutschen Verbs« (1979)
- evtl. ein analoger Abriß zum slowakischen und deutschen Verb (1980)
- Konferenzen (Arbeitstagungen) zum Sprachvergleich West- und Süd-slawisch/Deutsch (4/77 und 10/79).

Im Zusammenhang mit diesem unserem Plan schlagen wir vor:

- im nächsten Jahr [1976] eine thematische Diskussion zu den Grundkursen des Tschechischen und Slowakischen
- 1977 eine Diskussion in Zusammenhang mit dem beabsichtigten Sammelband zu den deutsch-tschechischen Sprachkontakten
- gleichfalls 1977 ist unsere Konferenz zum Sprachvergleich geplant<sup>43</sup>
- 1978 eine Diskussion über unsere Skripten zur Geschichte des Tschechischen und Slowakischen
- 1978 eine weitere Konferenz zum Sprachvergleich
- im Zusammenhang damit eine Diskussion zur Abrißstudie zur vergleichenden Untersuchung des tschechischen und deutschen Verbs bzw. evtl. des slowakischen und deutschen Verbs
- 1980 eine Diskussion zum Abriß der Wortbildung im Tschechischen.«

Diese Projekte knüpfen deutlich an das 1969 von Jäger deklarierte Programm an und waren in manchen Punkten tatsächlich Fortschreibungen aus dem ersten Jahr der Existenz des Westslawisch-WGs. Es wäre zum Teil interessant, zum Teil vielleicht auch eher unwesentlich, bis in jedes Detail zu verfolgen, welche dieser Vorhaben wann – bzw. ob überhaupt und wenn nicht, warum nicht – erfüllt wurden; in diesem Beitrag kann ich dies auch nicht annähernd leisten. Im wesentlichen wurde in den darauffolgenden Jahren entsprechend den Linien, die diesen Plan durchzogen, zielstrebig weitergearbeitet. Es ist gewiß festzustellen, daß die Arbeit dieses Kollektivs durch eine langfristige Konzeption und Beharrlichkeit und Konsequenz bei deren Umsetzung gekennzeichnet war.

Die Idee einer konsequenten Durchgestaltung der Sprachmittlerausbildung auf universitärem Niveau auch in der Breite der an der Sektion –

---

43 Diese Bemerkung an dieser Stelle war offenbar gemeint gewesen als Vorschlag, daß die Kommission sich in dieser oder jener Form daran beteiligen möge.

aber zunächst im Bereich West- und Südslawistik – vertretenen Sprachenpaarpalette läßt sich am Grundkurs verdeutlichen. Nach unserer Konzeption sollte der im 1. Studienjahr zu absolvierende Grundkurs ein »praktisch-theoretischer« Kurs sein, d. h. die praktische Unterweisung mit dem Ziel der Herausbildung von praktischen Sprachfähigkeiten und -fertigkeiten sollte auf der Grundlage einer möglichst konsistenten und strengen – wenn auch knappen – wissenschaftlichen Beschreibung von Phonetik/Phonologie, Morphologie, Syntax, Lexik und Phraseologie erfolgen. Dies sollte der erforderlichen Bewußtmachung der Strukturen der Fremdsprache und der Unterschiede (und Gemeinsamkeiten) zwischen diesen und den Strukturen des Deutschen (ggf. auch derer der anderen Mittlersprache in der Fächerkombination) dienen, die außer den praktischen Fertigkeiten als wesentliche Voraussetzung für die adäquate Bewältigung sprachmittlerischer Tätigkeiten anzusehen ist. Der Grundkurs sollte damit ein solides Fundament für die sich in den weiteren Semestern anschließenden sprach- und sprachmittlungspraktischen wie auch die sprachtheoretischen und übersetzungswissenschaftlichen Komponenten des Studienganges liefern. Ein wichtiges Postulat war, daß die beschreibenden Teile des Kurses mindestens implizit – teilweise auch explizit – sprachvergleichend angelegt zu sein hatten (vergleichend mit dem Deutschen).

Die Herangehensweise war also in mancherlei Hinsicht neu und ungewohnt. Wohl am frühesten zunächst großenteils fertiggestellt und zugleich im Unterricht ausprobiert war der Grundkurs des Tschechischen, bestehend aus dem Phonetisch-orthographischen Vorkurs, dem aus zehn Lektionen bestehenden »Komplexen Lehrgang« sowie einem Lexikon Tschechisch-Deutsch.<sup>44</sup> Schon der Phonetisch-orthographische Vorkurs war wohl von der Grundidee her ohne Vorbild, und zumindest dieser für das Tschechische sicher auch methodisch neuartig. Versucht wurde ein präziser Vergleich zwischen tschechischen und (vergleichbaren) deutschen Lauten, wie er m. W. in der Literatur bis dato noch nicht vorgelegt worden war. Das gesamte Lehrwerk war in mehrerer Hinsicht ein kollektives Werk – auch wenn der Hauptanteil an der Erarbeitung wohl tatsächlich mir zugefallen ist;<sup>45</sup> einerseits waren in unterschiedlichem

---

44 Die ersten Teile lagen 1978/1979 gedruckt vor, der letzte 1984.

45 Von den Koautoren ist an erster Stelle der uns freundschaftlich verbunden gewesene, viel zu früh (1988) verstorbene Adolf Kafizek (Prag) zu nennen, der zweimal als Gastlektor in Leipzig weilte und der den größeren Teil der Texte verfaßt hat.

Maße mehrere Kollegen direkt beteiligt, andererseits wurden Konzeption und Manuskript im Wissenschaftsbereich ausführlich diskutiert. Hierbei handelte es sich um ein zuweilen anstrengendes, aber überaus fruchtbares und hilfreiches Arbeitsprinzip. Zum Teil parallel, zum Teil nacheinander entstanden nach gleicher oder ähnlicher Konzeption im FB/WB West- und Südslawisch Grundkurse für Slowakisch, Polnisch, Serbokroatisch.

Die betreffenden Bemühungen und Ergebnisse aus dem west- und südslawischen Bereich haben möglicherweise dazu beigetragen, daß auch für andere Sprachen des Sprachmittlerbereiches wenigstens teilweise von ähnlichen Prinzipien an die Erarbeitung von Lehrmaterialien herangegangen wurde. Freilich fand die Konzeption des Grundkurses und insbesondere ihre Umsetzung in Form des Tschechisch-Grundkurses an der eigenen Sektion, im Einzelfall sogar im eigenen Wissenschaftsbereich, und auch außerhalb, speziell an der Humboldtuniversität, nicht ungeteilte Zustimmung. Vor allem gab es Vorbehalte der Art, daß der Kurs »zu schwierig, zu wissenschaftlich« sei. Ungeachtet dessen, daß dieses Lehrwerk weder fehlerfrei im einzelnen noch eben unstrittig in seiner Konzeption war, konnte doch auch darauf verwiesen werden, daß der Kurs nach dieser Konzeption und dementsprechendem Lehrbuch in den siebziger Jahren vom Hauptautor mehrere Jahre offenbar mit Erfolg praktiziert worden war.

Der Grundkurs Slowakisch (Autoren: Gert Jäger, Olga Wilhelm, Gabriele Nolte, Regina Heinisch)<sup>46</sup> stellte mehr noch als der Grundkurs Tschechisch eine bedeutende Pionierarbeit dar, gab es doch Darstellungen der tschechischen Grammatik und Lexik sowie Tschechisch-Lehrbücher für Deutsch-Muttersprachler, zweisprachige Wörterbücher für Tschechisch und Deutsch und manch anderes bohemistisches Studienmaterial für Deutschsprecher seit langem zuhauf, während insgesamt das Angebot an slowakistischem Studienmaterial für Deutschsprecher äußerst dürftig und darüber hinaus das Slowakische überhaupt weniger denn das Tschechische als Fremdsprache beschrieben war und die Beschreibungen für Muttersprachler vieles unzureichend explizieren und differenzieren, was im Fremdsprachenunterricht expliziert und differenziert werden muß. Hinsichtlich der Beschreibung des Slowakischen trafen die Autoren ferner auf die Schwierigkeit, daß teilweise unter (slowakischen) Slowakisten Meinungsverschiedenheiten zur Erklärung

---

46 Im Eigenverlag der Karl-Marx-Universität/Sektion TAS erschienen zwischen 1978 und 1986.

einzelner sprachlicher Erscheinungen bestanden, die im Lehrmaterial aufgelöst werden mußten.<sup>47</sup>

Zu den Komponenten der Sprachmittlerausbildung gehörte auch das Fach »Entwicklung und Erscheinungsformen der Sprache X«. Anders als in der Ausbildung von Diplomslawisten stand für die Sprachgeschichte, die in diesem Fach mit abzuhandeln war, ein nur geringer Zeitfonds zur Verfügung. Um so wichtiger war es, auch hierfür Lehrmaterialien zu schaffen, die eine straffe Durchführung auf vertretbarem wissenschaftlichen Niveau ermöglichten. Dies geschah denn auch mit der Erarbeitung je eines Abrisses zur Geschichte des Tschechischen (Autor: der Verfasser dieses Beitrages) und Slowakischen (Autor: Ernst Eichler).<sup>48</sup> Obgleich eine tiefgründige Behandlung dieses Stoffes in der regulären (obligatorischen) Pflichtveranstaltung nicht in Betracht kam, war ich z. B. bemüht, in der Darstellung des Urslawischen neuere Forschungsergebnisse eines tschechischen Slawisten (A. Lamprecht) zu berücksichtigen.<sup>49</sup>

Zu dem hohen Anspruch, der an das wissenschaftliche Niveau der Lehre, auch des sprachpraktischen und sprachmittlungspraktischen Unterrichts, und an die Lehrmaterialien gestellt wurde, gehörte eine entsprechende Anforderung an die Qualifikation der Lehrkräfte. Mit Gert Jäger vertraten wir die Auffassung, daß grundsätzlich jede Lehrkraft auch Forschungsleistungen erbringen und nach Möglichkeit promovieren sollte und daß auf Dauer das Profil des LHD (»Lehrers im Hochschuldienst«) den an der Sektion TAS zu erbringenden Lehraufgaben nicht angemessen sei. Im eigenen Wissenschaftsbereich wurde diese Orientierung weitgehend realisiert.

Nicht zuletzt durch die Gründung der Bilateralen Kommission für Bohemistik und Slowakistik kam es auch zu einer fruchtbaren und freundschaftlichen Zusammenarbeit mit tschechischen und slowakischen Kollegen in slawistischen, vor allem bohemistischen bzw. slowakistischen, teils auch germanistischen Bereichen in Prag, Brno, Olomouc, Bratislava sowie mit dem Institut Tschechisch für Ausländer<sup>50</sup> an der

47 Siehe Gert Jäger in den Vorbemerkungen zum Phonetisch-orthographischen Vorkurs des Slowakischen.

48 Beide 1982 im Eigenverlag der Universität bzw. der Sektion erschienen.

49 Aus verschiedenen Gründen wurden zu diesen historischen Abrissen damals keine kollektiven Diskussionen durchgeführt.

50 Mit Zutun von Lehrkräften selbigen Instituts hatten übrigens die Bohemistikstudenten aus der DDR – darunter der Verfasser – bereits um das Jahr 1960 ihre Fertigkeiten im Tschechischen weiter ausbauen können.

Karlsuniversität Prag. Die wissenschaftliche Diskussion mit den Fachkollegen der ČSSR wurde wesentlich belebt, und wir erhielten von ihnen so manchen wertvollen Hinweis zur Qualifizierung unserer in Erarbeitung befindlichen Lehrmaterialien. Ausdruck dieser Zusammenarbeit war unter anderem auch ein Lesebuch zum deutsch-tschechischen Sprachvergleich, das 1979 von Jäger als ein erstes Kompendium zum synchronen Sprachvergleich für die Ausbildung von Sprachmittlern und Diplomaslawisten zusammengestellt und herausgegeben wurde und in welchem Aufsätze von bekannten Linguisten und jüngeren Wissenschaftlern aus der ČSSR sowie Leipziger Bohemisten nachgedruckt waren. Die Bilaterale Kommission diente auch dem Meinungs austausch und der Information zum Stand und zu Problemen der Ausbildung deutscher Bohemistik- und Slowakistikstudenten in der ČSSR, war die Kommission doch den für die Hochschulausbildung zuständigen Ministerien der beiden Staaten zugeordnet<sup>51</sup> und hatte diese zu beraten (siehe weiter unten).

In den achtziger Jahren stand nach Fertigstellung der Grundkurse die Arbeit an sogenannten Oberkursen auf der Tagesordnung. Auch war die Erarbeitung von Grammatiken geplant. Probleme der Benennungsbildung waren Projekte für den Oberkurs. Einen Detailbericht hierüber möchte ich schon deshalb aussparen, weil ich hieran nicht mehr mit voller Kraft beteiligt war (die Begründung folgt weiter unten). Wohl war ich noch in mehrfacher Hinsicht mit der Bohemistik/Slowakistik bzw. Slawistik unmittelbar verbunden und hielt insbesondere noch Lehrveranstaltungen zum Tschechischen, zum Übersetzen Tschechisch-Deutsch und Slowakisch-Deutsch (auch bei tschechoslowakischen Germanisten) und betreute bohemistische und slowakistische Diplomarbeiten und Promotionsvorhaben A und B, war aber vor allem durch zweierlei in meinen

---

51 Diese institutionell-politische Zuordnung wie auch die am Horizont sich abzeichnenden Veränderungen an den Universitäten beider Länder bewirkten, daß bei der Zusammenkunft der Kommission vom 11. bis 13. Dezember 1989 in Brno den Teilnehmern ziemlich klar war, daß dies wahrscheinlich die letzte sein würde, und die Stimmung war dementsprechend gedrückt. Die abendliche »Verdunkelung«, verursacht dadurch, daß die Schaulenster über und über mit Bildern von Václav Havel, dem populärsten »Dissidenten« und nunmehrigen Präsidentschaftskandidaten, zugeklebt waren, verstärkte diese Stimmung. – Es scheint, daß im Oktober 1990 dann doch noch eine weitere Sitzung stattgefunden hat, verbunden mit einem Ehrenkolloquium für Ilse Seehase, anläßlich ihres 60. Geburtstages. Am Kolloquium konnte der Verfasser wegen anderer Verpflichtungen nicht teilnehmen.



Möglichkeiten der Mitwirkung an bohemistischen/slowakistischen Projekten stark eingeschränkt.

Einerseits bekleidete ich von September 1982 bis Februar 1986 das aufwendige und aufreibende Amt des Sektionsdirektors (immerhin einer der größten Sektionen der Universität und der größten sprachwissenschaftlichen der Republik), und außerdem hatte ich ab 1981 (zusammen mit Rudi Conrad) die Gründung und Leitung eines Forschungskollektivs Automatische Sprachverarbeitung übernommen, nachdem sich in einer (auch kontroversen) Diskussion von Hochschullehrern der Sektion die Mehrheit und die damalige Sektionsleitung entschieden hatten, daß die Sektion es ihrem Ruf schuldig sei, an dieser modernen und zukunfts-trächtigen Richtung nicht länger vorbeizugehen. Da die Sektion insgesamt und ich persönlich über eine Reihe Voraussetzungen nicht verfügten, die für einen Start in diese Richtung wünschenswert gewesen wären, erforderte diese Aufgabe sehr viel Kraft. Da die Konzeption unseres Forschungskollektivs, die vor allem auf eine Grundlagenforschung im Sinne einer sprachorientierten Künstlichen Intelligenz hinauslief, in den übrigen Bereichen und bei der Leitung der Sektion TAS auf wenig Verständnis und Unterstützung stieß, gab ich schließlich – erst nachdem Rudi Conrad sein Interesse bekundet hatte, diesen Schritt mitzugehen – dem Drängen des damaligen Rektors Hennig nach, an die zu gründende Sektion Informatik überzuwechseln und dort den Wissenschaftsbereich Automatische Sprachverarbeitung aufzubauen. Dies war ein schwerer Entschluß zu einem schwerwiegenden Schritt auf überaus schwieriges und ungewohntes Terrain, den ich aber nicht wirklich bereut habe. Allerdings fiel die Gründung der Sektion Informatik zu Studienjahresbeginn 1989 mit dem politischen Umsturz zusammen, und dies war eine zufällige Koinzidenz mit einigen geradezu grotesken Aspekten – aber das ist ein anderes Thema. Eine Abkehr von der Slawistik bzw. Bohemistik/Slowakistik hatte ich mit diesem Schritt nicht beabsichtigt, doch war eine zeitweilige Reduzierung meiner Mitwirkung an diesem meinem ursprünglichen Wirkungsfeld unvermeidlich.<sup>52</sup> Tatsächlich brach die Verbindung zum Wissenschaftsbereich West- und Südslawisch auch nach 1989 nicht

---

52 In der ersten Hälfte der siebziger Jahre hatte ich zwei Versuchen des MHF, die auf eine Loslösung von der (linguistischen) Bohemistik hinausgelaufen wären, mit dem Hinweis darauf, daß dort meine Interessen lägen und daß ich dort wohl auch vorrangig gebraucht würde, widerstanden: einem Einsatz als Deutschlektor im Ausland ohne Rücksicht auf die Landessprache und einer Tätigkeit als Mitarbeiter des Ministeriums.

ab, sondern wurde wiederum durch das Engagement meines nunmehr langjährigen Kollegen und Freundes Gert Jäger sowie die hohe Kompetenz und Flexibilität des Informatikers (Systementwicklers) Horst Rothe, der an der neuen Sektion meinem Wissenschaftsbereich zugeteilt war, in Form eines Projekts des rechnergestützten Übersetzens, genannt INTAS [= INformatik + TAS], auf die Basis einer Kooperationsbeziehung gestellt. Für das Projekt konnte Rothe 1992 verdientermaßen einen Forschungspreis entgegennehmen, aber für die (linguistischen) West- und Südslawisten reiften bald weiter keine Blütenräume mehr: von ursprünglich sechs Hochschullehrern (vier Bohemisten/Slowakisten) dieses Bereiches durfte schließlich nur noch einer (der Namenforscher und Bohemist Ernst Eichler) die reguläre Emeritierung erleben.

Wie eingangs angedeutet und durch die Skizzierung der Aktivitäten der linguistischen Bohemisten und Slowakisten an der Leipziger Universität seit 1969 wohl klar ersichtlich, war für sie in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten nicht nur auch weiterhin ein großes Betätigungsfeld in Lehre und Forschung gegeben, sondern bot die Umstrukturierung in der Hochschulreform in der Tat wenn nicht bessere – obwohl ich dies behaupte<sup>53</sup> –, so doch mindestens keine schwierigeren Bedingungen als vorher. Wie vorauszusehen war und vorausgesehen wurde, waren die slawistischen Literaturwissenschaftler, und hier wieder besonders die der »kleinen Slawinen« in einer anderen Situation. Zugang zu Studenten hatten sie im wesentlichen nur über die Sektion TAS, der sie »gehörten«. Der Anteil ihres Faches an den Studienplänen der an der TAS laufenden Ausbildungsrichtungen war gering (mit Ausnahme des Diplomstudienanges Slawistik, der aber fast nur noch auf dem Papier stand, siehe weiter unten). Ihr (mindestens potentieller) Vorteil nach der Reform bestand – analog zu dem der Sprachwissenschaftler – in der größeren Nähe zu Fachkollegen anderer Philologien, die theoretisch-methodologischen Austausch und Zusammenarbeit über diese Grenzen hinaus begünstigte.<sup>54</sup>

---

53 Es gab schon in den achtziger Jahren an der Sektion TAS – nicht im Bereich West- und Südslawisch und vielleicht auch nicht in der Russistik – auch Kollegen, die meinten, die Gründung der Sektion TAS habe nichts gebracht. Diese Meinung habe ich nie geteilt, auch wenn zuzugeben ist, daß sie hätte *unter Umständen* (besonders subjektiv bestimmten) noch mehr bringen können.

54 Zur gleichen Einschätzung der Situation der Literaturwissenschaftler nach der Neustrukturierung in Jena, wo ebenfalls die Teilung der Philologien vollzogen wurde, kommt der Slawist Gerhard Schaumann im Interviewband *Universitätserfahrung Ost: DDR-Hochschullehrer im Gespräch*. Hrsg. von Matthias Stuitach unter Mitarbeit

Im Falle der Bohemistik/Slowakistik wurde die Literaturwissenschaft allein von Ilse Seehase vertreten. Sie hatte sich seit einer umfangreichen Promotionsschrift (»Zur Entwicklung der Satire im Schaffen Karel Havlíčeks«, 1960) als marxistische Literaturwissenschaftlerin, als Herausgeberin und Übersetzerin von Schriften Jan Ámos Komenskýs (Comenius)<sup>55</sup> und dann sowohl literaturwissenschaftlicher und kulturpolitischer Arbeiten tschechoslowakischer Autoren als auch tschechischer und slowakischer belletristischer Werke ausgewiesen. Unter den neuen Bedingungen nach 1969 brachte sie sich mit ihrem großen Engagement und Enthusiasmus für ihr Fach nach Kräften in die studentische Ausbildung ein. Beleg dafür sind unter anderem von ihr herausgegebene Lehrtexte zur slowakischen Literatur (1983, im Eigenverlag der KMU/Sektion Germanistik und Literaturwissenschaft). Den durch die vorgesehene landeskundliche Komponente der Ausbildung von Diplomsprachmittlern gegebenen Rahmen sowie die Möglichkeit von individuellen und Sonderstudienplänen und der Gewinnung von Forschungsstudenten nutzte sie mit großem Erfolg. In manchen Studentengruppen interessierten sich auch aufgrund der Ausstrahlung von Ilse Seehase mehr Studenten für ein literaturwissenschaftliches Diplomthema als für ein linguistisches (übersetzungswissenschaftliches). Sie suchte stets vor allem in Ausbildungsfragen den Kontakt zur Sektion TAS und zum WB Westslawische Sprachen und arbeitete sehr aktiv in der Bilateralen Kommission Bohemistik und Slowakistik mit. Gleichfalls über ihre Forschungsprojekte teilte sie sich – auch den Kollegen Linguisten – gern ausführlich mit.

Ohne Zweifel wären die Literaturwissenschaftler in einer weit glücklicheren Situation gewesen, wenn es wie in den fünfziger und sechziger Jahren alljährlich ein Kontingent von Studenten der Slawistik (Diplomslawisten) gegeben hätte. Der oben genannte Grund für die weitgehende Nichtrealisierung dieses Studienganges wurde nach dem Ablauf von rund zwei Jahrzehnten freilich mehr und mehr hinfällig, und so kam man gegen Ende der achtziger Jahre überein, eine Aktualisierung der Studienprogramme für eine Diplomslawistenausbildung vorzunehmen und so die reguläre Wiederaufnahme dieses Studienganges vorzubereiten. Eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern der Sektionen TAS und Germanistik/

---

von Michael Ploenus. Jena 2005: Vorteile für die interdisziplinäre Zusammenarbeit, aber Reduzierung der Literaturwissenschaftler auf die Funktion, die Ausbildung – im Jenenser Falle der Lehrer – um ein bißchen kulturellen Hintergrund zu bereichern.

55 Die erste Auflage erschien 1964, die zweite, erweiterte und veränderte Auflage 1984.

Literaturwissenschaften unter der Federführung des russistischen Literaturwissenschaftlers Günter Warm (2005 verstorben), der auch ich angehörte, nahm diese Aufgabe in Angriff.<sup>56</sup>

Dieses Problem hing auf das engste auch mit dem der Gewinnung des eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses zusammen. Diese war in den achtziger Jahren unter anderem deshalb und wesentlich dadurch immer schwieriger geworden, daß keine Studienrichtungen angeboten wurden, die das Ziel gehabt hätten, Wissenschaftler auszubilden, bzw. von vornherein die Möglichkeit, im Ergebnis als Wissenschaftler tätig zu werden, eröffnet hätten. Wer sich für einen Studienplatz in der Sprachmittlerausbildung bewarb, hatte in aller Regel eben das Ziel, Dolmetscher oder Übersetzer zu werden, und es lag kaum nahe, daß man ein solches Studium auch deswegen in Angriff nehmen könnte, weil es eine interessante Perspektive wäre, z. B. Sprachwissenschaftler (oder Übersetzungs- oder auch Literaturwissenschaftler) zu werden. Wie hätte ein Oberschüler der achtziger Jahre auf den Wunsch kommen können, Bohemist oder Slowakist zu werden? Kaum durch den Angebotskatalog zu den Studienrichtungen an der Karl-Marx-Universität, speziell zu den an der Sektion TAS angesiedelten. Unter den Hochschullehrern der Sektion TAS setzte sich daher immer mehr die Überzeugung durch, daß es notwendig sei, von der Beschränkung auf eine enge berufsbezogene Ausbildung – zum Sprachmittler oder zum Sprachlehrer (für die allgemeinbildende Schule) – wegzukommen und z. B. einen Studiengang Sprachwissenschaft einzurichten, der dann die Möglichkeit eröffnen würde, durch Spezialisierung unter anderem die Befähigung als Sprachmittler oder als Sprachlehrer (jeweils natürlich für bestimmte Sprachen bzw. Sprachkombinationen usw.) zu erwerben.<sup>57</sup> Auch die mit der engen Berufs- und

---

56 Genau ist mir das weitere Schicksal dieser Bemühungen nicht erinnerlich. Einerseits war ich im Herbst 1989 an die neugegründete Sektion Informatik übergewechselt und war aus diesem Grund vermutlich aus der Gruppe ausgeschieden, andererseits mündete diese Aktivität sicher in den allgemeinen Zwang, unsere Studienpläne an entsprechende westdeutsche anzupassen, und ab 1990 war ich tatsächlich genügend damit ausgelastet, dies für den gerade erst in Etablierung befindlichen Studiengang Informatik mit der Komponente Automatische Sprachverarbeitung an der genannten neuen Sektion zu tun.

57 Dies war eine der Schlußfolgerungen, die im Jahre 1985 in einer von mir in meiner damaligen Eigenschaft als Sektionsdirektor einberufenen Beratung von Hochschullehrern der Sektion zur »Strategie der Wissenschaftsentwicklung bis zum Jahr 2000 und darüber hinaus« gezogen wurden. Der Hochschulminister hatte damals gefordert,

Praxisbezogenheit verbundene Verschulung wurde von manchen als Überwindungsbedürftig empfunden.

Hier ist noch zu erwähnen, daß sich in der Praxis auch nicht die Hoffnung erfüllte, wissenschaftlicher Nachwuchs für die Bohemistik und Slowakistik könnte sich wesentlich aus den Absolventen eines Studiums von Studenten aus der DDR in der Tschechoslowakei rekrutieren. In geringer Zahl wurden Studenten vom Ministerium zu einem fünfjährigen Vollstudium in die ČSSR geschickt. Mindestens die Leipziger Erfahrung ergab aber, daß kaum jemand von diesen Absolventen dauerhaft als wissenschaftliche Nachwuchskraft an der KMU Fuß fassen konnte – sofern diese Absolventen überhaupt dem Gedanken an eine wissenschaftliche Tätigkeit nähertraten. Die Ursachen dafür mögen im einzelnen unterschiedlich gewesen sein, aber es wurde von den Bohemisten/Slowakisten in Leipzig und Berlin dann – Ende der achtziger Jahre – mehrheitlich für günstiger gehalten, nur noch ein Teilstudium im Mutterland der Sprachen vorzusehen, um mehr Gelegenheit zu geben, sich frühzeitig auf die Gegebenheiten und Bedürfnisse der wissenschaftlichen Einrichtungen in der Heimat einzurichten. Eine entsprechende Empfehlung erging aus der Bilateralen Kommission an das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR und an das Schulministerium der ČSSR.

All diese damaligen kritischen und gewiß auch im Rückblick grundsätzlich berechtigten Einschätzungen dürfen jedoch nicht den Blick darauf verstellen, daß in Anbetracht des im betrachteten Zeitraum großen gesellschaftlichen Bedarfs an Fachleuten für vielfältige und eben auch »gewöhnliche« und routinemäßige bzw. auf bestimmte Fachgebiete eingeschränkte sprachmittlerische Aufgaben und die entsprechenden großen Studentenzahlen in der Sprachmittlerausbildung es gerechtfertigt war, zunächst das Hauptaugenmerk auf eine gleichermaßen praxisgerechte wie wissenschaftlich gut fundierte Gestaltung dieser Ausbildung zu richten, wobei nochmals zu betonen ist, daß gerade die auch im west- und südslawischen Bereich der Sektion TAS – gemeinsam mit den Kollegen an der Sektion Germanistik/Literaturwissenschaft – unternommenen Anstrengungen zur Qualifizierung des Fundaments der Sprachmittlerausbildung auch den Boden bereiteten (bzw. bereitet hätten) für eine Modifizierung

---

»Strategiegruppen der besten Hochschullehrer« zu bilden, die durchaus auch »kühne Vorschläge, bis hin zu strukturellen Veränderungen« entwickeln sollten.

und Bereicherung der Palette der Studiengänge, wie sie oben unter Bezug auf die erwähnten Diskussionen in den achtziger Jahren angedeutet wurde.

Interessant wäre übrigens zu ermitteln, in welchen Bereichen und wie die im erörterten Zeitraum nicht nur an der Karl-Marx-Universität, sondern auch an der Humboldtuniversität ausgebildeten zahlreichen Sprachmittler für Tschechisch und Slowakisch (und Lehrer für Tschechisch) wirksam geworden sind und wie viele von ihnen in einer beruflichen Tätigkeit entsprechend ihrer Ausbildung haben nach 1989/1990 bleiben können.

Abschließend komme ich auf einen der eingangs genannten Vorbehalte gegen die Zusage zu diesem Beitrag zurück: die Frage, ob es dafür nicht Berufenere gäbe. Dies ist sowohl eine Frage zur sachlichen als auch zur formalen Seite. Zur sachlichen Seite mögen meine obigen Ausführungen auch zur eigenen Vita vielleicht belegen, daß ich von meinem Werdegang her gewiß das Recht und die Kenntnisse haben muß, Wesentliches über Bohemistik und Slowakistik auszusagen (wenn gewiß auch nicht alles und vielleicht nicht das Erwartete). Zur formalen Seite – der »Berufung« im institutionellen Sinne: Im Hochschulwesen der DDR wurden Hochschullehrerstellen nicht ausgeschrieben; man konnte sich auf eine solche Stelle also auch nicht direkt bewerben, sondern die Berufung erfolgte gemäß Kaderentwicklungsplänen nach Erfüllung der Voraussetzungen eines betreffenden Wissenschaftlers auf Antrag der Hochschule an das MHF. Was darüber hinaus und in diesem Zusammenhang für einige Disziplinen an der Sektion TAS eine Rolle spielte: Nicht in jedem Falle erfolgte die Berufung genau für das Gebiet, auf dem man sich am meisten betätigt oder ausgewiesen hatte bzw. blieb man (nur) auf dem Gebiet tätig, für das man berufen war.

Berücksichtigt man dies alles, so ergibt sich folgendes:<sup>58</sup> Von der Sache her wäre der Berufenste zu einem solchen Beitrag Gert Jäger; allerdings war sein Berufungsgebiet nicht »die Bohemistik«, sondern die Übersetzungswissenschaft. Einen Lehrstuhl für Bohemistik (Sprachwissenschaft) erhielt Ernst Eichler, der zu diversen bohemistischen und slawistischen (darunter mehreren wissenschaftsgeschichtlichen) Themen veröffentlicht hat und – wie oben belegt – auch einen Beitrag zur Lehr-

---

58 Bezüglich der Berufsgebiete kann ich leider im folgenden Ungenauigkeiten nicht ausschließen, da ich zu entsprechenden präzisierenden Recherchen nicht in der Lage war.

materialerarbeitung für die Ausbildung von Slowakisch-Sprachmittlern und Slowakisten geleistet hat, dessen größeres Tätigkeitsfeld aber wohl doch die onomastische Forschung ist (mit einer ungeheuren Anzahl von Publikationen und einem großen internationalen Renommee auf diesem Gebiet). Ilse Seehase (leider ist sie viel zu früh verstorben) wurde ebenfalls auf einen bohemistischen Lehrstuhl (Tschechische und slowakische Literatur) berufen. Die Berufung entsprach voll und ganz ihrem wissenschaftlichen Werdegang und Profil. Ein Problem sachlicher Art für einen repräsentativen Bericht über Bohemistik/Slowakistik hätte unter den gegebenen Umständen ihre »Minderheitenposition« in der Ausbildung der Studenten und ein ebenfalls enger Blickwinkel sein können. Allein, dieser Blickwinkel hätte vielleicht mehr ins Gesamtbild dieses Sammelbandes gepaßt.

Berufen in einem formalen und auch im sachlichen Sinne wäre ohne Zweifel in hohem Maße auch Manfred Jähnichen, slawistischer Literaturwissenschaftler an der Humboldtuniversität Berlin, da er seinerzeit in die Funktion eines Kovorsitzenden der Bilateralen Kommission Bohemistik/Slowakistik berufen worden war und natürlich in jeder Hinsicht das Gebiet kompetent vertritt. Aber für den Sammelband bei der Einengung des Titels auf Leipzig kam ja eher ein Leipziger in Frage.

Ich selbst wurde nach Erreichung der entsprechenden Voraussetzungen 1978 zum Hochschuldozenten für tschechische und slowakische Sprache berufen. Dies entsprach zweifellos meiner Ausbildung, Qualifikation und mehrjährigen Lehrtätigkeit an der Universität. Hier ist aber zusätzlich zum bisher Gesagten anzumerken, daß ich schon vor den achtziger Jahren in der Forschung nicht in allen Arbeiten nur das Tschechische als solches im Auge hatte, sondern mehr und mehr Interesse für die allgemeine Grammatiktheorie (»Grammatik« in einem weiten Sinne verstanden) entwickelte und daher – ähnlich wie Jäger in seinen übersetzungstheoretischen Arbeiten (siehe weiter oben) – das Tschechische mehr als Exempel von Allgemeinerem betrachtete. Schließlich erfolgte 1981 meine Berufung für das Gebiet Marxistisch-leninistische Sprachtheorie.<sup>59</sup> Abgesehen davon, daß die Bezeichnung des Berufungsgebietes nicht dem Antrag der Sektion entsprach und ich bei der Vorstellung im

---

59 Auf die Hochschuldozentenstelle für Tschechische und slowakische Sprache wurde dann verdienstermaßen Regina Heinisch berufen – ebenfalls eine in jeder Hinsicht »berufene« Kollegin für unser Thema.

Rat der Fakultät nach der Berufung auf eine entsprechende Frage sinngemäß bekannte, daß ich nicht wisse, was marxistisch-leninistische Sprachtheorie ist (was keine Absage an den Marxismus-Leninismus bedeuten sollte), habe ich hernach eben sowohl auf dem Gebiet der Sprachtheorie als auch auf dem Gebiet der Automatischen Sprachverarbeitung als auch dem der linguistischen Bohemistik gearbeitet.

Nun, ich habe es gewagt, diesen bruchstückhaften Rückblick zu Papier zu bringen. Ob ich damit Akzente der Osteuropakunde<sup>60</sup> gesetzt habe – und welche –, mögen die Leser entscheiden.

---

60 Übrigens: Polen legen meines Wissens immer sehr viel Wert darauf, nicht zu Osteuropa, sondern zu Ostmitteleuropa gerechnet zu werden. Für die Slowaken würde eine solche Zuordnung ebenfalls zutreffen, aber für die Tschechen, für Böhmen? Rein physisch-geographisch geht es zentraleuropäischer gar nicht mehr!





DIETMAR ENDLER

## **Persönliche Anmerkungen zur jüngeren Geschichte der Bulgaristik in Leipzig**

Stets begriff ich die Slawistik als eine Wissenschaft, die der Verständigung zwischen den Völkern dient, einem Anliegen, das nach dem Zweiten Weltkrieg geschichtsbewußte Menschen bewegen mußte. Hinzu kam, daß Slawistik die Sprachen und Kulturen von Völkern studierte, die eine neue, von der Geldherrschaft befreite Völkergemeinschaft errichten wollten. Als junger Mensch war ich von dieser Vision erfüllt; doch verdeckte die Vision nicht selten den Blick auf die Realität.

Mein Weg war für die frühe DDR charakteristisch: Aus bescheidenen Verhältnissen kommend, wurde ich von engagierten Lehrern gefördert. Zur Slawistik gelangte ich über das Interesse für die russische Sprache, das schon meine Russischlehrerin an der Grundschule weckte. Ich bewahrte mir dieses Interesse auch an der Oberschule Freital, von der ich 1952 zum Besuch der sogenannten R-Klassen, d. h. Oberschulklassen mit erweitertem Russischunterricht, an die Gerhart-Hauptmann-Oberschule in Zwickau delegiert wurde. Nach dem Abitur im April 1954 absolvierte ich einen vierteljährigen Vorbereitungslehrgang für das Auslandsstudium in Weimar, wo vor allem intensiver Russischunterricht erteilt wurde. Aus Kontingentsgründen wurde mein Wunsch, in der Sowjetunion Russistik zu studieren, abschlägig beschieden, gleich anderen Slawistik-Bewerbern wurde ich auf Bohemistik, Bulgaristik oder Polonistik verwiesen. Ich entschied mich spontan für Bulgaristik. Ich hatte einige Geographiekennntnisse, wußte, daß die Bulgaren kyrillisch schreiben, kannte die Namen Kyrill und Method (aus einem russischen Geschichtslehrbuch) sowie Georgi Dimitroff, und mich reizte die (für damalige Verhältnisse) Ferne; im September 1954 nahm ich an der Kliment-Ochridski-Universität in Sofia ein fünfjähriges Studium mit dem Hauptfach Bulgarische Philologie auf. Die Begegnung mit dem Land und seinen Menschen war später ausschlaggebend für den Wunsch, die Beschäftigung mit Bulgarien in den Mittelpunkt meiner beruflichen Tätigkeit zu stellen.

Die Matrikel 1954 der Bulgarischen Philologie zählte etwas über 100 Studenten, gegliedert in drei Seminargruppen des Lehrerstudiums und eine Seminargruppe des »wissenschaftlichen Profils«; zur letzteren gehörten meine Kommilitonin Anni und ich. Von Anfang an besuchten wir die Vorlesungen, um uns »einzuhören«, abends erhielten wir, zehn bis zwölf DDR-Studenten, die in Sofia Außenhandel, Agronomie, Zootechnik, Geografie oder Slawistik studieren wollten, vorzüglichen Sprachunterricht bei Frau Čakárova. Mit den bulgarischen Kommilitonen und Dozenten sprach ich anfangs Russisch, bald ging ich schrittweise und für mich unmerklich zum Bulgarischen über. Kommilitoninnen aus der Seminargruppe unterstützten uns bei der Vorbereitung auf die erste Prüfung im Januar 1955 im Fach »Bulgarische Folklore«. Es wurde ein guter Start. Zu unseren akademischen Lehrern gehörten herausragende Gelehrte wie die Professoren Ljubomir Andrejčín, Vladimir Georgiev, Stojko Stojkov, Petăr Dinekov, Georgi Canev, Pantelej Zarev, Emil Georgiev; Assistenten waren damals Milena Caneva, Georgi Markov, Ivan Duridanov, Kuju Kuev, Petar Pašov, Christo Pärvev, die später als Professoren in die erste Reihe der bulgarischen Wissenschaft aufrückten. Neben dem Hauptfach Bulgaristik (einschließlich allgemeinslawistischer Fächer) gehörten zur Ausbildung Vorlesungen zur russischen und sowjetischen Literatur (Prof. Boris Velčev, Prof. Simeon Rusakiev), zur Geschichte der slawischen Literaturen und der westeuropäischen Literaturen sowie weitere Sprachen; ich belegte Tschechisch, Serbokroatisch und Altgriechisch. Die Jahre an der Universität und meine Lehrer werde ich in dankbarer Erinnerung behalten.

Im 4. Studienjahr wurde mir vom Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen der DDR mitgeteilt, daß ich als Nachwuchskraft im universitären Bereich vorgesehen sei. Zuerst war die Humboldt-Universität im Gespräch. Nach Abschluß des Studiums erhielt ich jedoch den Auftrag, nach Leipzig zu gehen und mich – neben der Bulgaristik – »schwerpunktmäßig« den jugoslawischen Literaturen zuzuwenden. Für Jugoslawien hegte ich schon während des Studiums ein starkes, auch politisch motiviertes Interesse. Als ich 1954 nach Sofia kam, lagen noch Schmähschriften gegen Tito in den Buchhandlungen als Folge des sogenannten Kominformbüro-Konflikts. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU 1956 und dem Besuch des KPdSU-Chefs Chruschtschow in Belgrad normalisierten sich die Beziehungen wieder. Nun gab es in Sofia jugoslawische Zeitungen zu kaufen. Ich erinnere mich einer beeindruckenden jugoslawischen Ausstellung im Südflügel der Universität; besonders be-

merkwürdig fand ich die sogenannte Selbstverwaltung, in der ich eine Alternative zu den hierarchischen Strukturen in der DDR und in Bulgarien vermutete; die jugoslawische Praxis freilich kannte ich nicht. Im Jahr 1957 konnten wir DDR-Studenten erstmals durch Jugoslawien mit der Bahn nach Hause fahren, was ich als Erlebnis empfand. Kurzum – ich war für die veränderte Aufgabenstellung aufgeschlossen, wenngleich sie überraschend kam und eine längere Einarbeitungszeit verlangt hätte. Der Gedanke an eine schnelle »Karriere« mit Rang und Titel war (und blieb) mir ohnehin fremd, Existenznot drohte grundsätzlich nicht.

Doch in Leipzig wurde alles anders. In Ermangelung einer Planstelle wurde ich zum 1. Januar 1960 Aspirant am Slawischen Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig. Nicht die Dissertation stand im Vordergrund, wie es eine Aspirantur verlangte. Ich bereitete für Diplom-Slawisten mit Nebenfach Bulgarisch Lehrveranstaltungen zur bulgarischen Literaturgeschichte vor, wurde als Dienstjüngster zu allerlei Institutsdiensten und gesellschaftlichen Aufgaben herangezogen. Ich erlebte den Nachhall heftiger Auseinandersetzungen: Im Jahre 1957 war eine »staatsfeindliche Gruppe« verhaftet und dann verurteilt worden, der auch der Slawist Dr. Ralf Schröder vom Slawischen Institut angehört hatte (nichts Schlimmeres konnte die SED-Führung dem Sozialismus antun, als politische Streitfragen – hier über Konsequenzen aus dem XX. Parteitag der KPdSU – mit dem staatlichen Repressionsapparat zu »lösen«). Ich fand es beklemmend, daß nun, in den politischen Debatten vor und nach dem 13. August 1961 wiederholt mahnend (oder drohend?) auf die »Lehren« aus den Vorgängen verwiesen wurde. Geprägt wurde indes das Institutsleben von fleißiger, auch ehrgeiziger Arbeit, wie das von jungen Wissenschaftlern glanzvoll realisierte Internationale Scholochow-Symposium 1965 bezeugt. Ein Band mit Aufsätzen zur modernen sowjetischen Prosa (1967), für den auch ich einen kleinen Beitrag verfaßt hatte, geriet in die politische Kritik – er akzentuierte das Problem des Personenkults. Während der Band in der »Prawda« lobend besprochen wurde, führten wir Parteiverfahren durch ...

Obwohl partiell in die Arbeit der russistischen Literaturwissenschaftler einbezogen, wollte ich fachlich meinen eigenen Weg finden. In Leipzig stand die schnelle Entwicklung der Bulgaristik auf der Tagesordnung. Dafür wurde eine Konzeption erarbeitet, wozu uns, soweit mir erinnerlich, auch der damalige Sekretär für Wissenschaft in der Universitätsparteileitung ermutigte. Hilmar Walter, der bereits 1957 nach Studienabschluß in Sofia an das Slawische Institut gekommen war und inzwischen die Pro-

motionsschrift abgeschlossen hatte, leitete die neu gegründete Arbeitsgruppe Bulgaristik, der Dr. Elisabeth Kapitza und ich angehörten. An der Arbeit beteiligte sich der Russischlektor Karl Leyn, der schon 1955 gemeinsam mit Stefan Stantscheff und Peter Rankoff das »Bulgarische Lesebuch« (Niemeyer Verlag Halle/Saale) herausgegeben hatte. Reges Interesse für die Bulgaristik-Konzeption bekundete Dr. Dimitrow aus Jena, der linguistische Seminare führte, doch mußte er aus gesundheitlichen Gründen den Lehrauftrag in Leipzig bald aufgeben. Ich entschloß mich, doch eine bulgaristische Dissertation zu schreiben, zumal es relativ einfach war, privat oder zu Studienzwecken nach Sofia zu reisen, wo ich gute Kontakte hatte, und bulgarische Literatur war in Leipzig reichlich vorhanden bzw. aus Bulgarien leicht zu beschaffen, während nach dem 13. August 1961 die Kommunikation mit Jugoslawien sich wieder schwieriger gestaltete. Ich entschied mich für Ivan Vazov, der lange Zeit einen starken, wenngleich ambivalenten Reiz auf mich ausübte. Ein erster Kapitelentwurf wurde von kompetenten Kollegen am Institut (wofür ich ihnen heute noch dankbar bin) verrissen, dann fand ich wohl einen produktiven Ansatz und schrieb die Arbeit in relativ kurzer Zeit nieder.

In den sechziger Jahren rückten Fragen der Wissenschaftsentwicklung in den Mittelpunkt. Ich sah mich im Einvernehmen mit meinen Kollegen, die dies auch als politische Aufgabe begriffen und es als Herausforderung auffaßten, wenn im Geist des Kalten Krieges und des damaligen westdeutschen Alleinvertretungsanspruchs Franz Ronneburger in seinen »Vorschläge(n) zur Einordnung der Südosteuropa-Forschung in die Aufbaupläne der deutschen Hochschulen« (Südosteuropa-Studien I, München 1962) über die Südosteuropa-Forschung in der DDR befand und forderte, »nach der Wiedervereinigung die inzwischen eingetretenen Lücken in Leipzig und Berlin« auszufüllen (S. 20). Nach 1945 waren zahlreiche bedeutende Slawisten und Südosteuropaforscher in die Westzonen bzw. in die Bundesrepublik gegangen; mit der unterschiedlichen Entwicklung in beiden Teilen Deutschlands war dies Ausdruck eines wohl nicht zu vermeidenden Differenzierungsprozesses, den Fehlentwicklungen im Sozialismus allerdings forcierten. Dennoch war es ein berechtigtes Anliegen, in kritischer Sicht auf die Geschichte des Faches eine eigene Südosteuropa-Forschung in der DDR mit einer neuen Wissenschaftlergeneration aufzubauen. Dabei ist viel erreicht worden.

Es ging um die Perspektive der sogenannten kleinen Slawinen, d. h. jener slawistischen Disziplinen, die im Unterschied zur Russistik nur eine geringe Zahl von Studenten auszubilden hatten. Wir mußten erkennen,

daß die sogenannte Diplomandenausbildung, für die nichtrussistische Slawistik am Institut bis dahin die einzige Möglichkeit, um als zweites oder drittes Fach an der Ausbildung zu partizipieren, nicht mehr zeitgemäß war. Nachdrücklich wurde mir dies bewußt, als ich Mitte der sechziger Jahre mit der ungewöhnlichen Assistentenaufgabe betraut wurde, einer Matrikel von ca. 15 Diplom-Slawisten Arbeitsplätze zu verschaffen. Zwar gelang es, in Verlagen, staatlichen Institutionen und in der Wirtschaft die benötigten Stellen zu finden, doch optimal war dies nicht. Die Forderung der Hochschulreform, Forschung und Lehre neu zu durchdenken, kam zur rechten Zeit.

Die nichtrussistischen Slawinen strebten nach eigenem Profil (was natürlich Disponibilität der Wissenschaftler nicht ausschloß). Wir dachten an einen größeren west- und südslawischen Bereich, etwa als Abteilung am Slawischen Institut. Die Leipziger Tradition in der Südslawistik (August Leskien, Gustav Weigand) wurde hervorgehoben, der Gedanke eines Südosteuropa-Instituts kursierte, wengleich wir diese Bezeichnung scheuten. Zeitweise wurde eine regionalwissenschaftliche Ausbildung erwogen, dazu gab es sogar Sondierungsgespräche mit »Bedarfsträgern«. Als realistisch und praxisrelevant erwies sich dann der Vorschlag, eine Dolmetscherausbildung aufzubauen, zumal mit dem renommierten Dolmetscherinstitut der KMU dafür zuverlässige Orientierung gegeben war.

Anfang 1969 wurden die Sektion Germanistik und Kulturwissenschaften und die Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft (TAS) an der Karl-Marx-Universität Leipzig gegründet; zu ersterer kam der Fachbereich Slawische Literaturen mit allen literaturhistorisch profilierten Slawisten; die zweite vereinte u. a. alle linguistisch profilierten Slawisten, wobei die uns hier interessierenden Fachvertreter im Wissenschaftsgebiet West- und Südslawisch zusammengefaßt wurden. Die Sprachmittlerausbildung, darunter die neuen Studiengänge Bulgarisch/Russisch und Serbokroatisch/Russisch, war organisatorisch an der Sektion TAS verankert. Regelmäßig wirkten erfahrene Gastlehrkräfte aus Bulgarien und aus Jugoslawien in Leipzig. Ich war für Literaturgeschichte und die Landeskunde – beides Bestandteile des Studienplanes – zuständig. Die Zugehörigkeit der Lehrenden zu verschiedenen Sektionen behinderte aus meiner Sicht die Arbeit nicht im Geringsten. Die Ausbildung erfolgte in Zusammenarbeit mit der Sofioter Kliment-Ochridski-Universität und dem Institut für ausländische Studenten; jede Matrikel absolvierte ein bis zwei Semester in Sofia bzw. an einer Universität im serbokroatischen bzw. kroatoserbischen – wie es damals hieß – Sprach-

raum. Wissenschaftliche Nachwuchskräfte wurden über individuelle Gestaltung des Studienablaufs ausgebildet. – Nach wie vor hört man Anerkennendes über die einstige Ausbildung.

Auch ein anderes Problem fand damals eine Lösung. Die Forderung nach »ökonomischem Denken« während der Hochschulreform hatte die Position der sogenannten »kleineren« Disziplinen oder »Orchideenfächer« verunsichert. Ich selbst wurde 1968 mit Aufgaben in der Wissenschaftsorganisation betraut. Während der Hochschulreform war das wohl eine interessante Tätigkeit, der Kontakt mit Vertretern anderer Wissenschaftsgebiete in der Sektion weitete den Horizont; zudem hatte ich trotz allem die Möglichkeit, mich wissenschaftlich zu betätigen und Lehrveranstaltungen zu halten. Dennoch blieb die Ungewißheit. Klarheit schuf eine Weisung des Ministers für das Hoch- und Fachschulwesen, Prof. Hans-Joachim Böhme, über »ausgewählte gesellschaftswissenschaftliche Gebiete«. Mit Augenmaß und abgestimmt zwischen den damals sieben Universitäten der DDR sicherte diese Weisung den »Orchideenfächern« Platz und Perspektive; für Bulgaristik waren in Leipzig ein Lehrstuhl (Sprachwissenschaft) und eine Dozentur (Literaturgeschichte) vorgesehen, für Serbokroastistik und Slowenistik je eine Dozentur (hier lag der Schwerpunkt in Berlin). Im Jahre 1974 wurde ich zum Hochschuldozenten berufen. Das Berufungsgebiet war eng formuliert: Geschichte der bulgarischen Literatur; doch ich befaßte mich mit dem südslawischen Raum insgesamt. Obwohl auf dem engeren Fachgebiet mehr Einzelkämpfer, war der rege wissenschaftliche Austausch in der freundschaftlich-kollegialen Atmosphäre des Fachbereichs Slawische Literaturen unverzichtbar für meine Arbeit. Vor allem das vergleichende Herangehen war produktiv, selbst wenn unsere Auslassungen über die »Literaturen der sozialistischen Staatengemeinschaft« oft an den Realitäten vorbeigingen. Ich brachte mich in verschiedene Projekte des Bereichs ein. In guter Erinnerung habe ich das von Professor Dr. Ilse Seehase (Bohemistik, Slowakistik) initiierte und organisierte Kolloquium zu Matija Murko, das 1986 anlässlich der 70. Wiederkehr der Berufung dieses slowenischen Gelehrten an die Leipziger Universität stattfand.

Erste Publikationen, an denen ich mich beteiligte, waren die von Dr. Peter Rankoff beim Enzyklopädie Verlag herausgegebenen und später mehrfach aufgelegten Taschenwörterbücher Deutsch-Bulgarisch (1962) und Bulgarisch-Deutsch (1963) sowie ein Taschenlehrbuch für Bulgarisch (Gesamtredaktion Hilmar Walter, Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1962), Publikationen somit, für die mit dem damals aufkommenden Tou-

ristenverkehr DDR–Bulgarien eine Nachfrage bestand. Wörterbucharbeit begleitet mich seitdem bis heute. Im Jahre 1981 erschien im Verlag Enzyklopädie Leipzig das gemeinsam mit Hilmar Walter erarbeitete Wörterbuch Bulgarisch-Deutsch (36.000 Stichwörter); es erfuhr fünf Auflagen in der DDR, eine im vereinten Deutschland (Langenscheidt) und vier Lizenzausgaben im Hazel Verlag Sofia; eine Neubearbeitung ist vorgesehen. Gegenwärtig steht ein wiederum gemeinsam erarbeitetes Wörterbuch Deutsch-Bulgarisch vor dem Abschluß, das in Sofia erscheinen wird.

Der zentrale Gegenstand meiner wissenschaftlichen Publikationen war die bulgarische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Ich verspürte keine Neigung zum Theoretisieren, mich faszinierte die bulgarische Welt, wie sie die Schriftsteller in ihren Werken darstellten, und gleichzeitig die bulgarische Sicht auf die Welt überhaupt. Mein Bestreben war es, den Lesern meines Landes Leistungen und Lebenssichten der bulgarischen Literatur nahezubringen. Dabei ließ ich mich auch von der Auffassung leiten, daß Literatur zur Erziehung des Menschen im Sinne der Humanität und gesellschaftlichen Mitverantwortung beitragen soll. Das Recht auf eine geschichtsphilosophische Grundposition lasse ich mir nicht absprechen, gewiß war ich verschiedentlich nicht davor gefeit, ins Ideologisieren zu geraten. So schaue ich kritisch zurück – für einen Wissenschaftler eigentlich das Normale.

In der deutschen Übersetzungsliteratur waren zwar bulgarische Autoren stets mehr oder weniger präsent, manche erfreuten sich dauerhafterer Beachtung, doch vermißt man Autoren von großer Wirkung, die nachhaltiges Interesse für diese Literatur gestiftet hätten. Es ist müßig zu spekulieren, ob Jordan Radičkov ein solcher Autor hätte werden können. Die engen politischen Verbindungen und die staatlich geförderten Kulturbeziehungen zwischen der DDR und Bulgarien waren der Übersetzung bulgarischer Literatur sehr förderlich, wenngleich sie auch politische bzw. ideologische Schranken setzten. Dank der Bemühungen der Übersetzer und Herausgeber, zu deren verdienstvollsten ich Norbert Randow, Hartmut Herboth, Egon Hartmann, Wolfgang Köppe, Barbara Antkowiak zähle, erschienen in der DDR ca. 250 Titel, die in der Mehrzahl ein repräsentatives »Panorama« der bulgarischen Literatur bilden. Norbert Randow bemerkte 2001 in seinen Dankesworten für die Verleihung des Leipziger Buchpreises für Europäische Verständigung: »... was im östlichen Teildeutschland auf dem Gebiet der Übersetzung geleistet wor-



den ist, gehört zum gesamtdeutschen Wahrnehmungsvermögen der Weltliteratur«.

Ich habe mich kaum mit literarischer Übersetzung befaßt. Mein Bemühen zielte darauf, der Rezeption gleichsam literarhistorischen Hintergrund zu verleihen. Neben Ivan Vazov galt mein Interesse Lyrikern wie Penčo Slavejkov, Christo Smirmenski und Nikola Vapcarov und vor allem Prosaautoren wie Dimităr Dimov, Emilijan Stanev, Jordan Radičkov, Nikolai Chajtov und anderen Erzählern der siebziger und achtziger Jahre, denen ich wissenschaftliche Aufsätze, manchmal Nachworte in Buchausgaben widmete. Gemeinsam mit meinem Berliner Freund und Kollegen Professor Dr. Eduard Bayer verfaßte ich den Abriss »Bulgarische Literatur im Überblick«, der 1983 im Reclam Verlag Leipzig erschien. Obschon das Bändchen streckenweise zu brav dem in Bulgarien dominierenden Bilde von der eigenen Literatur folgte, erfüllte es wohl als Überschau seinen Zweck. Als ergiebiges Feld für weitere Publikationen erwies sich die Aufnahme der bulgarischen Literatur in Deutschland und in der DDR, die bald in umfassendere Studien zu den deutsch-bulgarischen Kultur- und Literaturbeziehungen einmündeten, womit ich heute noch befaßt bin.

Die Chance zur Praxiswirksamkeit – ein damals oft strapaziertes Schlagwort – sah ich in der Mitarbeit an allgemeinwissenschaftlichen und literarischen Lexika, für die ich seit den sechziger Jahren die Stichwortartikel zu bulgarischen Autoren, gelegentlich auch zu anderen südslawischen Autoren verfaßte. Wichtig war mir auch die sogenannte Öffentlichkeitsarbeit. Gern hielt ich Vorträge zur bulgarischen Literatur, meist im Rahmen von Veranstaltungen, die das in Berlin etablierte Bulgarische Kultur- und Informationszentrum in den Bezirken der DDR organisierte. In den achtziger Jahren fanden in Leipzig mit Unterstützung des Kulturzentrums Begegnungen mit bulgarischen Autoren statt. Ein Höhepunkt war dabei die von mir moderierte und gedolmetschte Begegnung mit Jordan Radičkov am 18. Juni 1986 im überfüllten Salon des damaligen Hauses der Wissenschaftler, dessen Texte und auch dessen fabulierfreudiges Erzählen die Anwesenden begeisterten. Einprägsam waren auch die Treffen mit den Romanautoren Vera Mutafčieva und Aleksandăr Tomov. Das waren bemerkenswerte Versuche, bulgarische Literatur in unseren Alltag zu führen. – Auf Neuerscheinungen guter Übersetzungen machte ich mit Kurzrezensionen in der Presse aufmerksam.

Ebenso bemühte ich mich, mit Verlagsgutachten, sei es auf Anforderung, sei es spontan nach der Lektüre eines neuen Buches, Übersetzun-

gen anzuregen. Mein erster Versuch war allerdings eine Enttäuschung: Im Jahre 1964 befürwortete ich die Übernahme des damals brandneuen Romans »Zwei in der neuen Stadt« von Kamen Kalžev. Der Roman befaßt sich mit dem Schicksal eines um 1950 zu Unrecht politisch Inhaftierten, also mit Machtmißbrauch, staatlicher Willkür und Repression, als Auswirkung des Stalinismus damals auch in Bulgarien existent. Doch nach dem Plenum des ZK der SED 1965, das für die Kulturpolitik und das geistige Klima verhängnisvoll war, durfte das von Eduard Bayer inzwischen übersetzte Buch nicht mehr erscheinen, die Thematik war nicht erwünscht. Danach war ich einige Jahre als Gutachter nicht gefragt. Die Übersetzung erschien erst 1988, als unsere kulturpolitisch Verantwortlichen eine (leere) Geste der Glasnost zeigen wollten. – In den siebziger Jahren konnte ich wohl zum Erscheinen des einen oder anderen guten Buches beitragen, etwa des Romans »Antichrist« von Emilian Stanev (1974), eines für die damalige bulgarische Literatur ungewöhnlichen Werkes, das 1974 in einer meisterlichen Übersetzung von Hartmut Herboth bei Rütten & Loening herauskam. Gewiß hätte nicht jedes Gutachten heute Bestand. Sollte ich mich entschließen, die Rezeption der bulgarischen Literatur in der DDR zu untersuchen, ein »abgeschlossenes Sammelgebiet«, das auf Grund der Materiallage allerdings schwer zu bearbeiten ist, müßte ich auch die eigenen Gutachten einer kritischen Durchsicht unterziehen. – Als Herausgeber erprobte ich mich spät: Im Jahre 1988 nahm ich die Arbeit an einer Anthologie neuester bulgarischer Prosa auf, die 1990 unter dem Titel »Dudelsack live« erschien; sie wurde in den Wirren des Umbruchs nicht mehr beachtet.

Gesellschaftswissenschaftliches Publizieren war an politische Vorgaben gebunden. Kritisches zu »Bruderländern« wurde in der Regel nicht gedruckt, blieb im besten Fall interner Nutzung vorbehalten. So geriet manches, was ich z. B. zu bulgarischer Kulturpolitik geschrieben habe, sehr affirmativ. Eine heikle Frage für Bulgaristen war die sogenannte Makedonische Frage, d. h. die konträren Auffassungen in Bulgarien und in Makedonien (bzw. Jugoslawien) zu Fragen der beide Seiten berührenden Geschichte vom 9. bis 19. Jahrhundert und zur makedonischen Nationalität. Offizielles Signal für diesen Konflikt war die vom Institut für Geschichte an der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Broschüre »Makedonskijat vāpros. Istoriko-političeska spravka« (Sofia, November 1968), die wohl alle Bulgaristen zugeschickt bekamen und die eine für die bulgarischen historischen Wissenschaften seinerzeit verbindliche Orientierung enthielt. Mich machte betroffen, wie auf Kon-

ferenzen abweichende Positionen polemisch zurückgewiesen wurden. Natürlich hatte auch ich eine Position dazu, doch wir waren gehalten, uns nicht in Streitfragen zwischen sozialistischen Ländern einzumischen. Das war nicht immer leicht, z. B. im Zusammenhang mit der internationalen Konferenz zu Ehren von Nikola Vapcarov (1909–1942) im Jahre 1979, als der Name dieses bulgarischen Dichters zum Bezugspunkt einer unwürdigen Pressepolemik wurde. Als ich einem verantwortlichen Hochschulpolitiker der DDR dieses Problem darlegte, fand ich Verständnis und erhielt die – erwartete – Antwort, daß wir selbstverständlich vor den Studenten unsere Position vertreten, doch beim öffentlichen Auftritt alles meiden sollten, was eine Demarche zur Folge haben könnte. Eine verständliche Position, denn weder Wissenschaftler noch staatliche Dienststellen konnten – im Unterschied zur Bundesrepublik – auf die »Freiheit der Wissenschaft« verweisen. – Natürlich gab es im DDR-Hochschulwesen die Fachrichtung Makedonistik, sie war am Slawischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle eingerichtet worden, wo sie heute noch gepflegt wird. Das Hochschulministerium beschloß Ende der siebziger Jahre sogar einen Studienplan, ein mageres, klischeehaftes Papier, das aber die Disziplin festschrieb und ansonsten den Lehrenden Freiräume bot. Aus außenpolitischen Rücksichten war eine direkte Zusammenarbeit zwischen Leipziger Bulgaristen und Hallenser Makedonisten nicht erwünscht, obgleich sie fachlich das Natürlichste der Welt gewesen wäre. Obschon ich die Entwicklung in Bulgarien heute kritisch sehe und ethnische Spannungen in Makedonien weiterhin zu Besorgnis Anlaß geben, stimmt es optimistisch, daß nach dem Zerfall Jugoslawiens Bulgarien als erstes Land Makedonien diplomatisch anerkannt hat, daß beide Seiten nach Normalisierung streben und zunehmend Gemeinsames in der Geschichte, bislang oft Objekt der Polemik, als Verbindendes betrachten.

Was die Leipziger Bulgaristik und die DDR-Bulgaristik insgesamt auszeichnete, war die enge Zusammenarbeit mit Kollegen und wissenschaftlichen Einrichtungen in Bulgarien. Das Zentrum für Bulgaristik an der BAW ermöglichte Studienaufenthalte, stellte Literatur zur Verfügung und lud zur Teilnahme an Konferenzen ein. Über die Nützlichkeit und mögliche Richtungen einer engeren Zusammenarbeit verständigten sich Bulgaristen aus Leipzig, Berlin und Sofia 1973 anläßlich einer ersten bulgaristischen Arbeitstagung in Leipzig. Im Jahre 1974 wurde von den Hochschulministerien beider Länder die Bilaterale Kommission für Bulgaristik DDR/VR Bulgarien berufen; bedeutsam war, daß von bulgari-

scher Seite auch Germanisten mitwirkten. Unter Leitung von Professor Dr. Emil Georgiev bzw. (ab 1982) von Professor Dr. Ivan Duridanov auf bulgarischer Seite sowie von Prof. Dr. Hilmar Walter auf DDR-Seite förderte diese Kommission mit Empfehlungen an zuständige Dienststellen, vor allem aber mit konkreten Maßnahmen mehrere gemeinsame Vorhaben. Daran hatten meine bulgarische Kollegin Dr. Emilia Staitscheva (seit 1999 Professorin) aus Sofia und ich als wissenschaftliche Sekretäre dieser Kommission Anteil. Es fanden alle drei Jahre Arbeitstagungen statt, an denen sich bis zu 50 Wissenschaftler beteiligten; die zumeist veröffentlichten Materialien belegen, daß bei aller Themenvielfalt die deutsch-bulgarischen Kultur- und Literaturbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert sowie der deutsch-bulgarische Sprachvergleich Konzentrationpunkte waren. Die Kommission nahm Einfluß auf die Ausgestaltung des Teilstudiums von Leipziger und Berliner Sprachmittlerstudenten in Sofia. Sie förderte das von Prof. Dr. Ilija Konev initiierte Projekt »Bälgaro-nemski literaturni i kulturni vzaimootnošenija prez XIX i XX vek« (Sofia 1985), das von Professor Hilmar Walter geleitete Projekt eines Bulgarisch-Lehrbuches für Deutschsprecher und andere Vorhaben. Im Jahre 1988 gestaltete sie die Ausstellung »Deutsch-bulgarische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen vom 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts«, die im DDR-Kulturzentrum in Sofia und im Bulgarischen Kulturzentrum in Berlin gezeigt wurde. Schließlich gelang es, eine Idee von Prof. Duridanov aufgreifend, mit Unterstützung der bulgarischen Seite 1988 den ersten Band eines neuen »Archivs für bulgarische Philologie« im Sofioter Universitätsverlag herauszugeben. Das »Archiv« überlebte die politischen Veränderungen 1989/1990 und wurde von Prof. Dr. Helmut Schaller (Marburg) und Prof. Dr. Ivan Duridanov weitergeführt. – Die Arbeit in der Bilateralen Kommission war von einer überaus kollegialen Atmosphäre geprägt. Die bulgarischen Kollegen waren die Gebenden, sie stellten auch die Mehrzahl der Teilnehmer an den wissenschaftlichen Unternehmungen; die kleine Schar der DDR-Bulgaristen fand hier kräftige Impulse, auch Stärkung ihres Selbstbewußtseins.

Aus meinen langjährigen Beziehungen zu Bulgarien und nicht zuletzt aus der Arbeit in der Kommission sind enge gute Kontakte und Freundschaften erwachsen, die über den Umbruch 1989/1990 hinaus Bestand haben. Sie ermöglichen es mir, auch nach dem unfreiwilligen Abbruch meiner Leipziger Universitätslaufbahn, weiterhin als Bulgarist zu wirken. Bulgarien bleibt weiterhin in meinem Leben.



UWE BÜTTNER

## Zu den bulgaristischen Disziplinen an der Leipziger Universität<sup>1</sup>

Im Mittelpunkt des Überblicks bezüglich der oben genannten Disziplinen stehen hier die Linguistik (einschließlich Sprachpraxis) und die Literaturwissenschaft. Um das Bild jedoch abzurunden, sollen und müssen auch die bulgaristische Geschichtsforschung sowie die Kulturwissenschaften genannt werden, wenn auch nur cursorisch.

Auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft sei insbesondere auf Publikationen von Ernstgert Kalbe hingewiesen, der über viele Jahre monographische Studien und Aufsätze zur Rolle Georgi Dimitroffs im Leipziger Reichstagsbrandprozeß und für die Ausarbeitung und Durchsetzung der antifaschistischen Einheits- und Volksfrontpolitik, sodann zum antifaschistischen Widerstand und zur volksdemokratischen Revolution in Südosteuropa, besonders auch in Bulgarien, sowie schließlich zum Nationierungsprozeß auf dem Balkan und in Bulgarien vorgelegt hat.<sup>2</sup>

- 
- 1 Für die wertvollen Anregungen, Hinweise und Zusarbeiten bedanke ich mich besonders bei Prof. Hilmar Walter, Prof. Ernstgert Kalbe, Doz. Dietmar Endler, Dr. Barbara Beyer und der Diplom-Kulturwissenschaftlerin Rumjana Miteva-Michalkova.
  - 2 Siehe Ernstgert Kalbe: *Freiheit für Dimitroff*. Berlin 1963. – Ernstgert Kalbe: *Vom Leipziger Prozeß zum VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale. Die Rolle Georgi Dimitroffs bei der Entwicklung der Volksfrontpolitik*. In: *Georgi Dimitroff – Kampf und Vermächtnis*. Berlin 1972. S. 255–282. – *Bulgariens Volk im Widerstand 1941–1944. Eine Dokumentation über den bewaffneten Kampf gegen den Faschismus*. Redaktion und Einleitung: Ernstgert Kalbe und Nikifor Gomenski. Berlin 1962. – Ernstgert Kalbe: *Nachwort zu Zola Dragojtschewa: Gebot der Pflicht. Erinnerungen*. Berlin 1977. S. 740–776. – Ernstgert Kalbe: *Antifaschistischer Widerstand und Volksdemokratische Revolution in Südosteuropa*. Berlin 1974. – Ernstgert Kalbe: *Nationsverständnis und Nationwerdung in Bulgarien*. In: *Kultursoziologie. Aspekte, Analysen, Argumente*. Leipzig 7(1998)1. S. 58–98. – Ernstgert Kalbe: *Zum Bericht des Leipziger US-amerikanischen Konsuls Ralph C. Busser über den Reichstagsbrandprozeß 1933 und zu Dimitroffs »Dnevnik«*. Nachtrag zu Georgi Dimitroffs Rolle für den Antifaschismus. In: *Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher*. Bd. 3/1. Leipzig 2001. S. 217–248. – Ernstgert Kalbe: *Integration und Des-*

Besonders sind auch Arbeiten des Mediävisten Ernst Werner zu sozial-religiösen Häretikerbewegungen (Patarener, Bogomilen) in Südosteuropa zu erwähnen, die ein Pendant zu seinen Forschungen über das frühfeudale Osmanenreich darstellen und unter verschiedenen Aspekten von seinen Schülern fortgesetzt wurden.<sup>3</sup>

Schließlich sind auch Studien von Wolfgang Geier zu nennen, der in seiner jüngsten Monographie zum Thema »Bulgarien zwischen West und Ost« vor allem den sozial- und kulturhistorisch bedeutsamen Epochen, Ereignissen und Gestalten Bulgariens nachgeht.<sup>4</sup> Was die historischen Arbeiten zur Geschichte Südosteuropas, darunter zur bulgarischen Geschichte in der DDR anbetrifft, so haben dazu Ernst Werner und Ernstgert Kalbe namens des 1965/1966 gegründeten »Nationalkomitees der DDR für Balkanistik«, das der UNESCO-Organisation Association Internationale d'Etudes Sud-Est Europeennes (AIESEE) angehörte, verschiedene Literaturberichte vorgelegt.<sup>5</sup>

---

integration in den südslawischen Nationalbewegungen des 19./20. Jahrhunderts – ein Toleranzproblem? In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 77. Berlin 2005. S. 47–78.

- 3 Siehe Ernst Werner/Martin Erbstößer: Sozial-religiöse Bewegungen im Mittelalter. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig (im weiteren WZ KMU). Leipzig (1957/1958)3. – Ernst Werner: Adamitische Praktiken im spätmittelalterlichen Bulgarien. In: Byzantinoslavica. Prag XX(1959)1. – Ernst Werner: Formen der Feudalrente auf dem Balkan. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin (1959)2. – Ernst Werner: Die Bogomilen in Bulgarien: Forschungen und Fortschritte. In: Studii medievali. 3. Serie. Bd. III. Spoleto 1962. – Ernst Werner: Theophilos – Bogumil. In: Balkan Studies. Sofia (1966)7. – Ernst Werner: Messianische Bewegungen im Mittelalter. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin (1962)3. – Ernst Werner: Die Geburt einer Großmacht – die Osmanen (1300–1481). Berlin 1966. – Ernst Werner: Ketzler und Weltverbesserer. Zwei Beiträge zur Geschichte Südosteuropas im 13. und 15. Jahrhundert. Berlin 1974. – Ernst Werner: Häresie und Gesellschaft im 11. Jahrhundert. Berlin 1975. – Martin Erbstößer: Die Kreuzzüge. Eine Kulturgeschichte. Leipzig 1976. – Klaus-Peter Matschke: Die Schlacht bei Ankara und das Schicksal von Byzanz. Phil. Diss. B. Leipzig 1977.
- 4 Siehe Wolfgang Geier: Bulgarien zwischen West und Ost vom 7. bis 20. Jahrhundert. Sozial- und kulturhistorisch bedeutsame Epochen, Ereignisse und Gestalten. Wiesbaden 2001. – Wolfgang Geier.: Iwan Schischmanow (1862-1918): Student in Leipzig – Gelehrter – Politiker. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Bd. 3/1(2001).
- 5 Siehe den von Ernst Werner und Ernstgert Kalbe besorgten Sonderband der WZ KMU. Leipzig 15(1966)3. »Beiträge zur Entwicklung der Balkanzivilisation« mit Studien zum I. Internationalen Kongreß der AIESEE 1966 in Sofia. – Siehe auch Ernst Werner/Ernstgert Kalbe: Recherches sur l'Europe du Sud-Est dans la RDA. In:

Eine nähere Beschreibung der genannten Forschungen überfordert die Möglichkeiten eines literatur- und sprachwissenschaftlichen Beitrags und sollte einem speziellen historiographischen Bericht vorbehalten bleiben. An geeigneter Stelle erfolgen auch Verweise auf den gesamtswawistischen Kontext.

Insgesamt kann die Bulgarienforschung in Deutschland auf eine über einhundertfünfzigjährige Tradition zurückblicken. Nicht nur hinsichtlich der Veröffentlichung von Lehrmitteln zur Erlernung des Bulgarischen steht Deutschland an der Spitze Europas, sondern auch mit bulgaristischer Fachliteratur und Übersetzungen aus dem Bulgarischen.<sup>6</sup> Zu diesen Resultaten haben in nicht geringem Maße auch die Bulgaristen der Leipziger Universität beigetragen.

Die Entwicklung der Bulgaristik an der Alma mater Lipsiensis ist in erster Linie mit der Herausbildung der Slawistik verbunden. Auf der Suche nach dem Ursprung der slawistischen Tradition stößt man zuerst auf das »Wendische Predigerkolloquium« (1716),<sup>7</sup> d. h. 200 Jahre nach

---

Bulletin de l'Association Internationale d'Etudes du Sud-Est Europeennes (AIESEE). Bukarest 3(1965)2. – Ernstgert Kalbe: Forschungen zur südosteuropäischen Geschichte in der DDR. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 15/1. Berlin 1971. S. 111–133.

- 6 Siehe Helmut Schaller: Bibliographie der Lehrmittel zum Bulgarischen für die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Bulgarien-Jahrbuch 1998/1999. Marburg a. d. L. 2000. S. 123ff. – Helmut Schaller: Der Stand der Bulgaristik in Deutschland 1975 bis 2000. In: [http://www.el.bas.bg/bsc/en/conf2001/schaller\\_bg.htm](http://www.el.bas.bg/bsc/en/conf2001/schaller_bg.htm).
- 7 Die Tradition der Ausbildung in sorbischer Sprache an der Universität Leipzig reicht bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, als am 10. Dezember 1716 sechs sorbische Theologiestudenten mit Erlaubnis des Senates der Alma Mater das »Wendische Predigerkolloquium« gründeten. Die Studenten verfaßten sorbische Predigten und trugen diese sich gegenseitig vor. Von 1852 war Hermann Lotze Leiter des Hebräicums und 1861–1875 des Sorabicums in der Wendischen (Lausitzer) Predigergesellschaft zu Leipzig. Er hat sich 1867 als Lektor der slawischen Sprachen an der Universität beworben, erhielt aber eine Ablehnung, um die Einrichtung eines Lehrstuhls für slawische Philologie nicht zu gefährden (siehe Gerhart Schröter: Hermann Lotze. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland von den Anfängen bis 1945. Ein biographisches Lexikon. Bautzen 1993 (im weiteren Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ...). S. 243. – Geschichte der Sorben. In: <http://www.sorabija.de/geschichte.htm>. – Homepage des Instituts für Sorabistik an der Leipziger Universität in <http://www.uni-leipzig.de/~sorb/dtstud.htm>). – Siehe auch die Übersetzungen religiöser Texte ins Sorbische von Michal Frencl (1628–1706) (siehe Jan Petr: Michal Frencl. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 122f.) oder die Arbeit von Christian Gerber (1660–1731) (siehe Wilhelm Zeil: Christian Gerber. In: Ebenda. S. 131).



der Reformation rückt in Leipzig zunächst das Sorbische und das Polnische<sup>8</sup> unter den slawischen Sprachen in den Vordergrund. Große Verdienste um die Etablierung der Leipziger Slawistik erwarben sich Mitte des 19. Jahrhunderts Johann Peter Jordan (Jan Pětr Jordan)<sup>9</sup> und der Russist Johann Adolph Erdmann Schmidt.<sup>10</sup>

Der Sorbe Jordan (1818–1891) war Linguist, Literaturwissenschaftler, Folklorist, Übersetzer und von 1842 bis 1848 Lektor<sup>11</sup> für slawische Sprachen und Literaturen an der Leipziger Universität. Neben seiner

- 
- 8 Erster Lektor einer slawischen Sprache, wohl des Polnischen, soll Michael Abraham Trotz (1669–1769) gewesen sein, der von 1746 bis 1769 »Lector publicus« in Leipzig war (siehe Gerhart Schröter: Michael Abraham Trotz. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 407). – Der Historiker, Übersetzer und Herausgeber Józef Aleksander Jabłonowski gründete 1768 in Leipzig die »Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft« (Societas Jablonoviana), die 1774 von Friedrich August III. bestätigt wurde und sich zu einem Zentrum der Erforschung der Geschichte der westslawischen Völker entwickelte (siehe Heinz Pohrt/Wilhelm Zeil: Józef Aleksander Jabłonowski. In: Ebenda. S. 185). – Von 1772 bis 1790 war Stanisław Moszczeński-Nałęcz an der Leipziger Universität Lektor der polnischen Sprache (siehe Gerhart Schröter: Stanisław Moszczeński-Nałęcz. In: Ebenda. S. 273). – Ihm folgte von 1792 bis 1794 Samuel Bogumił Linde, der auch eines der ersten vergleichend angelegten Wörterbücher der slawischen Sprachen schuf (siehe Heinz Pohrt: Samuel Bogumił Linde. In: Ebenda. S. 236f.).
- 9 Er ist nicht identisch mit František Matouš Klácel (7. April 1808 in Česká Třebová; 17. März 1882 in Belle Plaine, USA), unter dessen Pseudonymen neben František Třebovský, František K. Matouš, K. Ladimir eben auch Jan Pětr Jordan auftaucht. Klácel war ein tschechischer Dichter, Journalist und Philosoph (siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/Franti%C5%A1ek\\_Matou%C5%A1\\_Kl%C3%A1cel](http://de.wikipedia.org/wiki/Franti%C5%A1ek_Matou%C5%A1_Kl%C3%A1cel)). – Zur Biographie von Jordan siehe Wilhelm Zeil: Jan Pětr Jordan. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 196f. – Jordan war auch Verfasser eines deutsch-polnischen, polnisch-deutschen sowie deutsch-tschechischen und tschechisch-deutschen Wörterbuchs, wie auch einer »Geschichte Böhmens«.
- 10 Johann Adolph Erdmann Schmidt (1770–1851) war Sprachlehrer, Lexikograph und Übersetzer, u. a. beim Kaiserlich-Russischen Generalkonsulat. Von 1819 bis 1851 war er an der Leipziger Universität Lektor für Russisch, Polnisch und Neugriechisch (siehe Gerhart Schröter: Johann Adolph Erdmann Schmidt. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 349). – Zu seinem albanologischen Interesse siehe Michael Schmidt-Neke: Johann Adolph Erdmann Schmidts albanisches Wörterverzeichnis (1822). In: *Südost-Forschungen*. Bd. LVIII. München 1999. S. 103–117.
- 11 Titel seiner Lehrveranstaltungen waren u. a. »Die Flexion der slawischen Sprachen und ihrer einzelnen Dialekte wie Russisch, Bulgarisch, Illyroserbisch, Polnisch, Böhmisches und Sorbisch« oder »Die literarischen und sozialen Beziehungen der slawischen Völker (Polen, Böhmer, Slowaken, wendische Serben, Russen, Südslawen, Bulgaren) in der Gegenwart«.

Lehrtätigkeit gab er die Reihe »Die slawischen Sprachdialekte in kurzer Grammatik, Chrestomathie und dem nöthigen Wörterverzeichnis« (Leipzig 1845–1846) heraus. Ein aktueller Bezug ergibt sich aus seiner Zielstellung als Slawist, »durch sachliche Information über die historische Bedeutung, die kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen, das wirtschaftliche und politische Leben und die zeitgenössischen nationalen Bestrebungen der slawischen Völker Vorurteile abzubauen.«<sup>12</sup> Dazu begründete er gemeinsam mit Jan Arnošt Šmoler<sup>13</sup> als ein »Vermittlungsorgan zwischen Deutschland und dem Slawentum« die »Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft«,<sup>14</sup> von denen von 1843 bis 1847 fünf Bände erschienen. Durch Jordans Unterstützung konnte Korla Awgust Mosak-Kłosopólski (1820–1898) 1841 in Leipzig einen Akademischen Slawenverein gründen.

Durch die Tätigkeit von Jordan und Schmidt gehörte die Leipziger Universität zu den neun Universitäten in Deutschland, in denen zwischen 1838 und 1844 die Fachrichtung *Slawistik* eingeführt wurde.<sup>15</sup>

Ausschlaggebend für die Entstehung und Entwicklung der Bulgaristik in Leipzig war neben politischen Gründen sicherlich auch die zunehmende Präsenz von Bulgaren – sei es als Studenten,<sup>16</sup> Händler<sup>17</sup> oder

12 Siehe Wilhelm Zeil: Jan Pětr Jordan. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 197.

13 Jan Arnošt Šmoler war Sprachforscher, Volkskundler, Verleger und Publizist. Zur Biographie siehe Peter Kunze: Jan Arnošt Smoler. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 377ff.

14 Diese Jahrbücher sind praktisch der Vorläufer der von Vatroslav Jagić 1871 in Berlin gegründeten Fachzeitschrift »Archiv für slawische Philologie«, die bis 1929 erschien (siehe Hilmar Walter: *Der Beitrag der Universität Leipzig und Leipziger Verlage zur Bulgarienforschung bis 1930*. In: *Bulgaren in Leipzig damals und heute*. Leipzig 1999. S. 39). – Sie wurden vom Leipziger Verleger Robert Binder ab 1843 ediert (siehe ebenda. S. 39).

15 Siehe Hilmar Walter: *Zu den Traditionen der Bulgaristik an der Karl-Marx-Universität Leipzig* (unter besonderer Berücksichtigung der Sprachwissenschaft). In: *Linguistische Arbeiterberichte* 15. Leipzig 1976. S. 34–46.

16 Leipzig entwickelte sich zu einem Anziehungspunkt für Slawisten. Veliko Jordanov, der ebenfalls Student in Leipzig war, schreibt in seinem Buch »Lajpcig i bálgarite« (»Leipzig und die Bulgaren«; Sofia 1938), daß zwischen 1878 und 1900 die Zahl der bulgarischen Studierenden sich auf ca. 105 Hörer belief und bis 1930 über 2.000 Bulgaren in Leipzig studiert haben sollen. Aus dieser Pioniergeneration seien fünf Minister, 20 Professoren, 35 Schuldirektoren und Gymnasiallehrer, zwei Bankpräsidenten, drei Direktoren der Staatsbibliothek, drei Verlagsdirektoren, drei Schriftsteller u. a. hervorgegangen (siehe Ernstgert Kalbe: *Europäische Aufklärung, bulgarische Wiederge-*

Buchautoren<sup>18</sup> sowie die Etablierung der Stadt als Medienzentrum.<sup>19</sup> Zu einer Zeit, als in Bulgarien die Wiedergeburtbewegung ihrem Kulminationspunkt entgegenstrebte, gab am 20. April 1846 Ivan Bogorov (1820/

---

burt und Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 28). – Bis 1944 haben in Leipzig 241 Bulgaren promoviert, das sich mit dieser Zahl nach Berlin und vor München auf dem zweiten Platz einordnet (siehe Hilmar Walter: Leipzig als ein kulturelles Zentrum der Bulgaren im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: ebenda, S. 30f.). – Siehe auch [http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale\\_\\_Beziehungen/Chronik.html](http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale__Beziehungen/Chronik.html). – <http://www.botschaft-bulgarien.de/BB/index.php?option=content&task=view&id=47>.

- 17 Bereits im 16. Jahrhundert hatte Leipzig Beziehungen mit Handelsleuten vom Balkan, den sogenannten »Lipiskanzi«. Der Leipziger Handel mit der »europäischen Türkei« betraf u. a. auch die Bulgaren. Um 1700 bestand in der Katharinenstraße das sogenannte »Griechenhaus«, ein Wohnhaus und Warenlager, das zugleich als Handelsplatz und orthodoxe Kultstätte für griechische und slawische Kaufleute des Balkans diente. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich die Leipziger Messe zum Zentrum des europäischen Orient- und Ost-West-Handels. Später entstanden auch große Handelshäuser südosteuropäischer Kaufleute. Der Leipziger Balkanhandel umfaßte hauptsächlich Textil-, Pelz- und Rosenölhandel – dies vor allem mit Bulgarien (siehe Ernstgerd Kalbe: Leipzig und die bulgarischen Kaufleute – ein Handelsplatz mit Tradition. In: Bulgaren in Leipzig. Damals und heute. Leipzig 1999. S. 16ff.). – 1917 wurde in Leipzig ein bulgarisches Konsulat eröffnet, und zwei Jahre später gründete man die Deutsch-Bulgarische Handelsgesellschaft (siehe Helgard Hirschfeld: Bulgarien und die Leipziger Messen nach 1945. In: Bulgaren in Leipzig. Damals und heute. Leipzig 1999. S. 20).
- 18 1878 ist das Geburtsjahr der ersten Übersetzung eines Werkes aus dem bulgarischen Schrifttum ins Deutsche. Der Orientalist und Diplomat Georg Rosen (1820–1891) gab im Brockhaus-Verlag das Buch »Die Balkan-Haiduken. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des Slawenthums« (Leipzig 1978) heraus, das er nicht nur den Heidukennliedern aus der bulgarischen Volksdichtung widmete, sondern auch der Lebensgeschichte des Hajdukenführers Panajot Hitov (siehe Dietmar Endler: Die Messestadt als Verlagsort der ersten Übersetzungen aus dem Bulgarischen. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 42). – 1879 veröffentlichte Georg Rosen in Leipzig das Werk »Bulgarische Volksdichtungen«, in dem seine eigenen Übersetzungen enthalten sind. Nicht nur damit hatte sich Rosen große Verdienste um die Erschließung südslawischer Volksdichtung und die Verbreitung von Kenntnissen über die Südslawen erworben (siehe Wilhelm Zeil: Georg Rosen. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 326). – Die erste Übersetzung aus der bulgarischen schöngeistigen Literatur ist das 1896 in Leipzig erschienene Bändchen in der Übersetzung von L. J. Popov »Skizzen aus dem Bulgarischen Residenzleben«, das dem deutschen Leser Arbeiten des größten bulgarischen Schriftstellers Ivan Vazov zur Kenntnis brachte, der auch 1908 im Leipziger Reclam-Verlag mit »Die Bulgarin und andere Novellen« (Herausgeberin und Übersetzerin Marya Jonas) gewürdigt wurde (siehe Dietmar Endler: Die Messestadt als Verlagsort der ersten Übersetzungen aus dem Bulgarischen. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 42f.).

1821–1892), der eigentlich Ivan Andreov Bogoev hieß, hier die erste bulgarische Zeitung mit dem Titel »Bulgarischer Adler« (»Bălgarski orel«) heraus.<sup>20</sup> Seine bedeutendste Publikation bis dato war seine bulga-

- 
- 19 Mitte des 18. Jahrhunderts begründete der Verleger Johann Gottlob Immanuel Breitkopf sein berühmtes Buch-, Musikalien-, Druck- und Handelshaus, in dem das Conversations-Lexikon von Friedrich Arnold Brockhaus erschien und später Herrmann Julius Meyers Lexikon. 1824 wurde der Börsenverein der Buchhändler gegründet. 1848 erschienen in Leipzig schon über 500 Zeitungen und andere Periodika. Seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts war Leipzig wichtiger Druck- und Umschlagsort für wissenschaftliche Aufklärungs- und politische Flugschriftenliteratur der nationalen Wiedergeburt-Intelligenz der slawischen Völker, darunter eben auch das bulgarische (siehe Ernstgert Kalbe: Europäische Aufklärung, bulgarische Wiedergeburt und Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 27.). – Die Druck- und Buchkultur Südosteuropas hatte Impulse von Leipzig aus erhalten, wie sie ansonsten nur noch von Wien oder Venedig ausgegangen sind (siehe Uwe Hinrichs: Südosteuropa und Leipzig. In: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.): Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert. Wiesbaden 2000. S. X). Hier soll auch 1830 das erste Buch über Gabrovo gedruckt worden sein (siehe [http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale\\_\\_Beziehungen/Chronik.html](http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale__Beziehungen/Chronik.html)). – <http://www.botschaft-bulgarien.de/BB/index.php?option=content&task=view&id=47>). – Für Leipzig als Buchdruckzentrum sprechen auch die zahlreichen Arbeiten der Slawisten, die in Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... vorgestellt werden und in Leipzig veröffentlicht worden sind. – Der Buchhändler und Lektor im Brockhaus-Verlag in Leipzig Jan Bohuwěr Pjech, der u. a. dort auch Beiträge über die slawischen Völker verfaßte, hatte die Idee einer slawischen Zentralverlagsbuchhandlung in Leipzig. Diese Buchhandlung, die dem Ausbau der Beziehungen zwischen den slawischen Völkern sowie zwischen Slawen und Deutschen dienen sollte, konnte leider nicht verwirklicht werden (siehe Wilhelm Zeil: Jan Bohuwěr Pjech. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 308). – 1853 begründete Ernst Keil (1816–1878) in Leipzig das Wochenblatt »Die Gartenlaube«, in der mit dem Russisch-Türkischen Krieg 1877/1878 mehr und mehr die Bulgaren in den Vordergrund rückten, was zahlreiche Beiträge zum Rosenanbau in Bulgarien, zu bulgarischen Herrschern oder Reisebeschreibungen belegen (siehe Dietmar Endler: Was man im vorigen Jahrhundert in der »Gartenlaube« über Bulgarien und die Bulgaren lesen konnte. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 22ff.). – Edmund Veckenstedt begründete und leitete die »Zeitschrift für Volkskunde«, die seit etwa 1887 in Leipzig erschien (siehe Frido Mětsk: Edmund Veckenstedt. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 418).
- 20 Die zweite Nummer erschien am 20. September 1846 unter dem Namen »Bălgarski naroden izvestnik« (»Bulgarische Volkszeitung«), die dritte und letzte Nummer am 1. Januar 1847 (siehe [http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale\\_\\_Beziehungen/Chronik.html](http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale__Beziehungen/Chronik.html)). – <http://www.botschaft-bulgarien.de/BB/index.php?option=content&task=view&id=47>). – Von 1846 bis 1848 wurde in Izmir/Smyrna von Konstantin Fotinov die erste bulgarische Monatsschrift »Ljuboslovie« (Gelehrsamkeit/Philolo-

rische Grammatik, die er in Stara Zagora verfaßte und die 1844<sup>21</sup> in Bukarest unter dem Titel »Pärvička bălgarska gramatika« gedruckt wurde. In Leipzig studierte Ivan Bogorov Chemie (1845–1847) und hatte auch Kontakt mit Jan Petr Jordan, der sich seinerseits auch für die Verbreitung des »Bulgarischen Adlers« engagierte, zumal er auch selbst seit 1842 eine sorbische Zeitung leitete. Als es im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert um die Lösung der Sprachenfrage ging, war Ivan Bogorov fast der einzige, der für den konsequenten Ausbau des Bulgarischen mit eigenen Mitteln und gegen die Russifizierung kämpfte.<sup>22</sup> Er war ein eifriger Verfechter des Sprachpurismus.

Im Zuge des Russisch-türkischen Krieges 1853–1856 wächst das Interesse der westlichen Länder an Bulgarien. In diesem Zusammenhang ist auch die Tätigkeit des österreichisch-ungarischen Historikers, Publizisten und Ethnografen Felix Kanitz (1829–1903)<sup>23</sup> zu erwähnen. Er bereiste den Balkan und hielt seine Eindrücke in Werken wie »Donau-Bulgarien und der Balkan« (Leipzig 1882) oder »Reisen in Südserbien und Nord-

gie) herausgegeben (siehe Hilmar Walter: Die erste bulgarische Zeitung erschien in Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 33f.), um nach Siegfried Tornow (siehe Siegfried Tornow: Was ist Osteuropa? Handbuch zur osteuropäischen Text- und Sozialgeschichte von der Spätantike bis zum Nationalstaat. Wiesbaden 2005 S. 603) der Auffassung, daß das Kirchenlawische die schriftliche Variante der bulgarischen Volkssprache sei, zum Durchbruch zu verhelfen. Dies ist aber wohl eher als Nebeneffekt, und nicht als das eigentliche Ziel zu betrachten. Ab 1848 gab Ivan Bogorov in Konstantinopel den »Konstantinopler Boten« (»Carigradski vestnik«) und ab 1858 die Literaturzeitschrift »Bălgarski kni: ici« (»Bulgarische Hefte«) heraus (siehe ebenda).

- 21 In dieser Grammatik setzt er sich rigoros für den Gebrauch der Volkssprache als Literatursprache ein. Davon zeugt auch sein Sammelband »Bălgarski narodni pesni i poslovice« (»Bulgarische Volkslieder und Sprichwörter«, Pest 1843). Bogorovs Grammatik war ein wesentlicher Stimulus für den Sieg der nebulgarischen Schule in der Auseinandersetzung um den Charakter der nebulgarischen Schriftsprache.
- 22 Siehe Siegfried Tornow: Was ist Osteuropa? Handbuch zur osteuropäischen Text- und Sozialgeschichte von der Spätantike bis zum Nationalstaat. Wiesbaden 2005. S. 603.
- 23 Felix Kanitz wurde in Budapest geboren, wo er das Gravurhandwerk erlernte. 1847 begann seine journalistische Tätigkeit für die »Illustrierte Zeitung« in Leipzig. Auf diese Weise hatte er die Möglichkeit, Europa zu bereisen, darunter auch den Balkan, wo er Bulgarien »entdeckte«. Auf seiner Reise südlich der Donau war er vom Reichtum der bulgarischen Natur, dem Alltagsleben und der Kultur überwältigt. In dem Buch »Donau-Bulgarien und der Balkan« wird seine Reisebeschreibung durch seine eigenen Zeichnungen und Aquarelle reich illustriert (siehe Felix Kanitz: Kurzbiographie. In: <http://www.europressbg.net/bg/calendars.htm>).

bulgarien« (1868) fest. In Leipziger Zeitungen wurden die Leser u. a. über die Aufstände der Balkanvölker informiert.<sup>24</sup> Felix Kanitz setzte sich für die nationale und politische Autonomie der Bulgaren ein.

Leipzigs Slawistik ist aber vor allem mit dem Namen ihres Begründers, August Leskien (1840–1916),<sup>25</sup> verbunden, der somit auch als Begründer der bulgaristischen Sprachwissenschaft in Leipzig gilt,<sup>26</sup> und mit seinen Werken in die Geschichte der Bulgaristik einging. Bereits 1864 verteidigt er seine Dissertation zum Digamma in Homers Werken.<sup>27</sup> Von 1864 bis 1866 ist er Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, bevor er dann zum berühmten Indoeuropäisten August Schleicher (1821–1868)<sup>28</sup>

- 24 1872 besuchte Kanitz Varna. Hier ein Ausschnitt aus seiner Reisebeschreibung: »... Je mehr wir uns Varna näherten, um so öder wurde seine Umgebung. Der gute Boden ist hier ausgetrocknet, so wie überall, wo der Türke seinen Fuß hingesezt hatte. Die weite sumpfige Gegend zwischen der Eisenbahnstrecke und der total verödeten Landstraße von Provadija sieht aus wie eine Riesenmüllhalde, auf die man schon über Generationen hinweg den Müll der Stadt gekippt hätte. In den heißen Sommermonaten steigen hier ekelerregende giftige Dämpfe auf, die ansteckende Krankheiten und Pestepidemien auslösen. So erklärt sich auch relativ einfach die große Zahl der kranken Soldaten im französisch-englischen Korps, das in Varna sein Quartier aufgeschlagen hat.« »Schon 1855 hatte sich Varna von der russischen Belagerung dermaßen erholt, daß es bereits 16.000 Einwohner zählte. Darunter befanden sich 8.300 Türken als osmanische Untertanen, 6.100 östlich-orthodoxe Christen, 1.000 Armenier und 30 Juden, die zusammen mit 150 Griechen aus Hellas übersiedelt waren. Das offizielle Register aus dem Jahre 1872 weist 1.392 muslimische, 1.154 christliche und 20 jüdische Häuser aus, wobei in jedem Haus durchschnittlich bis zu fünf Personen wohnen. Anderen Quellen zufolge, die mehr Vertrauen genießen, hat es um 1872 in Varna 1.300 griechische, 200 bulgarische, 200 armenische, 100 katholische und zehn protestantische Häuser gegeben. Wenn man auch die ungefähr 800 – 1.000 muslimischen, israelischen, Zigeuner- und anderen fremdländischen Häuser hinzurechnet, dann ergibt sich, daß Varna 1872 ca. 18.000 Einwohner gehabt haben mußte.« (siehe Felix Kanitz: *Dunavska Bălgarija i Balkanăt – prez Varna i Balčik ...* 1872 g. In: <http://varna.info.bg/kanitz.htm> [Übersetzung – U. B.]).
- 25 Zur Biographie von August Leskien siehe Gerhart Schröter: Johann Heinrich August Leskien. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 228ff. – Hilmar Walter: Vorwort zu A. Leskien: *Starobălgarska gramatika* (fototipno izdanie). Sofia 1981. S. 5ff. – *Kratka biografija na A. Leskin*. In: [http://ndt.netplusdb.bg/public\\_html/article.php?story=20050708103805367&mode=print](http://ndt.netplusdb.bg/public_html/article.php?story=20050708103805367&mode=print).
- 26 Siehe Uwe Hinrichs: *Südslavische Sprachwissenschaft und Südosteuropa-Linguistik*. In: *Zeitschrift für Balkanologie*. Jena 33(1997)1. S. 17.
- 27 »Rationem, quam I. Bekker in restituendo digamma secutus est«, Leipzig 1866.
- 28 August Schleicher war Sprachwissenschaftler. Er gilt als der Begründer der Stammbaumtheorie in der vergleichenden Sprachforschung und zusammen mit Franz Bopp als Wegbereiter der Indogermanistik. Sein Hauptwerk ist das »Compendium der verglei-

nach Jena geht, bei dem er seine slawistischen und baltistischen Kenntnisse vertieft. Nach Schleichers Tod war er 1867/1868 für kurze Zeit außerordentlicher Professor für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit an der Universität in Jena.<sup>29</sup> 1867 verteidigte er seine Habilitationsschrift.<sup>30</sup> Im Jahre 1870 wird auf Antrag des »Wendischen Predigerkollegiums« an der Leipziger Universität der Lehrstuhl für Slawistik gegründet, zu dessen Inhaber auch auf Empfehlung des slowenischen Slawisten und Sprachforschers Franz Miklošič (1813–1891) der dreißigjährige August Leskien ernannt wurde; zunächst als außerordentlicher und ab 1876 als ordentlicher Professor. Dieses Amt behielt er bis zu seinem Tode 1916 inne.<sup>31</sup>

Gemeinsam mit Bertold Delbrück (1842–1922), Eduard Sievers (1850–1932),<sup>32</sup> Hermann Paul (1846–1921), Karl Brugmann (1849 bis 1918), Wilhelm Braune (1850–1926) u. a. ist August Leskien einer der Gründer der sogenannten »Junggrammatischen Schule«, die im Zeitraum von 1876 bis 1890 den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichte.<sup>33</sup> Das

---

chenden Grammatik der indogermanischen Sprachen«, in dem er unter anderem die indogermanische Ursprache rekonstruierte und sogar eine kurze Fabel in dieser rekonstruierten Sprache verfaßte (siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/August\\_Schleicher](http://de.wikipedia.org/wiki/August_Schleicher)). – In seinem Aufsatz »Ist das Altkirchenslawische altslowenisch« (1858) führte er den Beweis für den altbulgarischen Charakter des Altkirchenslawischen und in dem Aufsatz aus dem gleichen Jahr mit dem Titel »Das Auslautgesetz des Altkirchenslawischen (Altbulgarischen) und die Behandlung ursprünglich vokalischen Anlautes in der genannten Sprache« berichtete er seine »Formenlehre der kirchenslawischen Sprache« (siehe Joachim Dietze: August Schleicher. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 338ff.).

- 29 Zuvor hatte sich August Leskien mit einer Arbeit zur vergleichenden Sprachwissenschaft in Göttingen habilitiert.
- 30 »Die Formen des Futurum und zusammengesetzten (ersten) Aorists mit óó in den Homerischen Gedichten«.
- 31 Siehe Hilmar Walter: Vorwort zu A. Leskien: *Starobálgarska gramatika* (fototipno izdanje). Sofia 1981. S. 5ff.
- 32 Eduard Sievers war ab 1892 in Leipzig tätig. In seine junggrammatischen Untersuchungen bezog er auch die slawischen Sprachen mit ein (siehe Brigitte Bartschat: Eduard Sievers. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 373).
- 33 Die Sprache wird nicht mehr im Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben betrachtet, sondern wie ein naturwissenschaftliches Gebilde (siehe Hadumod Bußmann: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 2002. S. 327f.). Die Inhalte treten zurück und die Formen, besonders die Laute, rücken in den Vordergrund der Untersuchungen. Die Sprachwissenschaft sollte durch Beschreibung von Gesetzen (siehe Lautgesetze) in eine exakte Wissenschaft verwandelt werden. Sprachliches Gesche-

Verdienst der Junggrammatiker bestand nicht zuletzt auch darin, eine riesige Menge an Sprachdaten, vor allem auf dem Gebiet der Dialekte, zusammengetragen zu haben.

Leipzig entwickelte sich somit schrittweise zu einem Zentrum der europäischen Sprachwissenschaft, das auch solche Gelehrte wie den Begründer der modernen Linguistik Ferdinand de Saussure (1857–1913) oder den Sprachtheoretiker und Indoeuropäisten Jan Baudouin de Courtenay (1845–1929) als Studenten oder zur Spezialisierung anlockte.

August Leskien war vor allem durch seine Arbeiten zum Alt- und Mittelbulgarischen berühmt geworden, die auch heute noch für jeden Slawisten und Bulgaristen von großem Interesse sind. Ihre Ergebnisse flossen in die 1871 beginnenden Vorlesungen ein, zu deren Hörern neben international anerkannten Slawisten und Indogermanisten wie Aleksander Brückner (1856–1939), Lew Wladimirowitsch Schtscherba, Arnošt Muka (1854–1932), Herman Hirt (1865–1936),<sup>34</sup> Hermann Osthoff (1847–1909) oder Olaf Broch (1867–??) auch solche berühmte bulgarische Persönlichkeiten wie Benjo Conev (1863–1926), Michail Arnaudov (1878–1978), Veliko Jordanov (1872–1944),<sup>35</sup> Aleksandăr Teodorov-Ba-

---

hen sollte nicht nur beschrieben, sondern auch erklärt werden können. Am schärfsten soll diese Forderung nach Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze wohl von dem Slawisten August Leskien formuliert worden sein, und zwar mit folgender Begründung: »Läßt man [...] beliebige zufällige, untereinander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, daß das Objekt der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist.« (zit. nach Gerhard Helbig: *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Leipzig 1986. S. 15f.).

34 Herman Hirt war von 1896 bis 1911 außerordentlicher Professor für indogermanische Sprachwissenschaft und deutsche Philologie in Leipzig und bekannte sich zur junggrammatischen Richtung (siehe Brigitte Bartschat: Herman Hirt. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 175).

35 Prof. Benjo Stefanov Conev war Sprachwissenschaftler und Slawist und einer der Begründer der bulgarischen Philologie. Er galt als Spezialist der Geschichte der bulgarischen Sprache und der Dialektologie. Zudem war er auch Paläograph und gab als erster die Handschriftensammlung der Staatsbibliothek »Hil. Kirill und Method« in Sofia heraus. Er studierte Slawistik in Wien bei Vatroslav Jagić und danach in Leipzig bei August Leskien. Er promovierte in Leipzig in Slawistik, Romanistik und Philosophie (1890). 1910/1911 war er Rektor der Sofioter Universität (siehe [http://bg.wikipedia.org/wiki/%D0%91%D0%B5%D0%BD%D1%8C%D0%BE\\_%D0%A6%D0%BE%D0%BD%D0%B5%D0%B](http://bg.wikipedia.org/wiki/%D0%91%D0%B5%D0%BD%D1%8C%D0%BE_%D0%A6%D0%BE%D0%BD%D0%B5%D0%B)). – Michail Petrov Arnaudov studierte von 1898 bis 1900 in Leipzig Indogermanistik, Philosophie und Literatur. Er war stellvertretender Direktor der Staatsbibliothek und 1935/1936 Rektor der Sofioter Uni-



lan (1859–1959),<sup>36</sup> Ivan Šišmanov (1862–1928),<sup>37</sup> Dr. Krástjo Krástev (1866–1919)<sup>38</sup> u. v. a. gehörten.<sup>39</sup>

Unter der Betreuung von Leskien entstanden 24 Dissertationen, 18 sprach- und sechs literaturwissenschaftliche.<sup>40</sup> 1871 erschien in Weimar

- 
- versität. – Zu Veliko Jordanov siehe Dietmar Endler: Leipzig und die Bulgaren. Kulturhistorische Miniaturen. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Bd. 3/1. Leipzig 2001. S. 285–324. – Bǎlgarski letopis; Kratka biografija na Veliko Jordanov. In: [http://www.eunet.bg/media/show\\_story.html?issue=254865728&media=1523776&class=220406880&story=254866368](http://www.eunet.bg/media/show_story.html?issue=254865728&media=1523776&class=220406880&story=254866368).
- 36 Dieser bulgarische Sprach- und Literaturwissenschaftler weilte von 1898 bis 1903 in Leipzig, um klassische Philologie zu studieren. In Bulgarien war er der erste Rektor der Sofioter Universität »Hl. Kliment Ochnrdski« (siehe Dietmar Endler: Alexander Balabanow in Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 54).
- 37 1888 verteidigte Ivan Šišmanov seine Habilitationsschrift. Er war ein bulgarischer Wissenschaftler und Politiker (Bildungsminister) und Mitbegründer der Hochschule in Sofia (siehe auch Wolfgang Geier: Iwan Schischmanow (1862–1928): Student in Leipzig – Gelehrter – Politiker. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Bd. 3/1(8). Leipzig 2001. S. 89–98).
- 38 Pseudonyme: V. Miroljubov, Bojan Blagomirov, S. Delispasov u. a.; Professor für Philosophie, Psychologie, Ethik und Ästhetik; habilitierte sich 1888 in Leipzig in Philosophie; Krástjo Krástev ist der erste professionelle Literaturkritiker in Bulgarien nach der Befreiung (1878); er wirkte als Literaturhistoriker und -theoretiker sowie als Übersetzer, Autor und Verleger; er ist Gründer und Chefredakteur der Zeitschrift »Misǎl« (1892–1907), der bedeutendsten bulgarischen Literaturzeitschrift bis zum Ersten Weltkrieg (siehe Krástjo Krástev: Biografični bele-ki. In: <http://www.slovo.bg/showbio.php3?ID=308>). – Von 1912 bis 1915 studierte auch der berühmte bulgarische Schriftsteller Geo Milev in Leipzig. Er reichte am 18. Juli 1915 hier seine Doktorarbeit zum Thema »Die Lyrik Richard Dehmels im Vergleich zur neuen Poesie« ein, die infolge des I. Weltkriegs nicht verteidigt werden konnte (siehe Jan Koška: Ekspresionizmat v tvorčestvoto na Geo Milev. In: Slavjanski dialozi. Spisanie za slavjanski ezici, literaturni i kulturni. Plovdiv (2005)1. S. 105).
- 39 Siehe Angela Richter: 100 Jahre deutsche Slawistik. Zum Gedenken an einen der Begründer: August Leskien 1840–1916. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Hochschule »Otto von Guericke«. Magdeburg 1970. S. 14. – Dietmar Endler: Impulse für die Erneuerung der bulgarischen Literatur – Dr. Krystjo Krystev und Pentscho Slawejkow in Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 48. – Ivan Sestrimski: Weliko Jordanow – ihn zitieren fast alle. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 64.
- 40 Siehe Gerhart Schröter: Johann Heinrich August Leskien. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 239. – Darunter Jan Baudouin de Courtenay 1870, Vatroslav Jagić 1870, Robert Scholvin 1877, Wilhelm Wollner 1878, Asmus Soerensen 1891, Erich Berncker 1895 (siehe ebenda). – Robert Scholvin ist von 1888 bis 1922 außerplanmäßiger Professor an der Leipziger Universität. Seine Dissertation »Die Declination in den pannonisch-slovenischen Denkmälern des Altkir-

sein »Handbuch der altbulgarischen (altkirchenslawischen) Sprache«, das bis 1969 insgesamt acht Mal aufgelegt wurde. 1909 wurde in Heidelberg zum ersten Mal seine »Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslawischen) Sprache« herausgegeben, durch die sich nicht zuletzt die »richtige« Bezeichnung der Sprache der altbulgarischen Literaturdenkmäler durchsetzte.<sup>41</sup> Für August Leskien begann die Entwicklungsphase des Mittelbulgarischen ab dem 12. Jahrhundert. Der ersten Auflage folgten 1919 – ebenfalls in Heidelberg – die zweite und dritte, die wiederum 1981 die Grundlage für einen Nachdruck in Bulgarien unter dem Titel »Starobălgarska gramatika« bildeten, zu der Hilmar Walter ein ausführliches Vorwort zu den Leistungen von August Leskien verfaßt hat.<sup>42</sup> August Leskien beschäftigte sich auch mit den bulgarischen Dialekten und publizierte 1899 seinen Artikel »Die Betonungstypen des Verbums im Bulgarischen«,<sup>43</sup> nach denen er die bulgarischen Dialekte in fünf

---

chenslawischen« war richtungsweisend auf diesem Gebiet. 1879 untersuchte er im British Museum in London das mittelbulgarische Tetraevangelium des Zaren Ivan Aleksandăr, woraus seine Habilitationsschrift (bei Leskien) »Einleitung in das Johann-Alexander Evangelium« (1884) erwuchs (siehe Wilhelm Zeil: Robert Scholvin. In: Ebenda. S. 353). – Wilhelm Wollner war ab 1890 außerordentlicher Professor für slawische Philologie in Leipzig und galt als einer der besten Kenner der Volksliteraturen nicht nur der slawischen Völker. Der im deutschen Kaiserreich verbreiteten Gleichgültigkeit und Überheblichkeit gegenüber der Kultur der Slawen stellte er einen auf Anerkennung des Kulturwertes des Slawischen begründete Lehr- und Forschungstätigkeit entgegen (siehe Wilhelm Zeil: Wilhelm Wollner. In: Ebenda. S. 447). – Asmus Soerensen, Angehöriger der dänischen Minderheit in Deutschland, war seit 1900 außerordentlicher Professor für slawische Philologie an der Leipziger Universität. Sein weit gefächertes Angebot an Lehrveranstaltungen reichte von der Polonistik über die Russistik bis hin zum Altbulgarischen. Neben dem Sprachvergleich beschäftigte er sich auch mit der Geschichte Ost- und Südosteuropas (siehe Wilhelm Zeil: Asmus Soerensen. In: Ebenda. S. 379f.).

41 Siehe Todor Bojad: *iev: Bălgaristikata – most za doverie i sătrudničestvo me du narodite*. In: <http://www.cl.bas.bg/bsc/bg/conf2001/bojadziev.bg.htm>.

42 Siehe Hilmar Walter: Vorwort zu A. Leskien: *Starobălgarska gramatika* (fototipno izdanie). Sofia 1981. S. 5ff.

43 Weitere Arbeiten von August Leskien sind: »Bemerkungen über den Vokalismus der mittelbulgarischen Denkmäler«; »Die Unterschrift des Evangeliums von Tărnovo«; »Zur Kritik der kürzeren Legende vom Hl. Clemens«; »Balkanmärchen« (darunter auch bulgarische); »Die Vokale ъ und ѣ in den sogenannten altslovenischen Denkmälern«; »Die Vokale ъ und ѣ in den Codices Suprasliensis und Marianus«; »Noch einmal ъ und ѣ in den altkirchenslawischen Denkmälern«; »Die Vokale ъ und ѣ im Codex Suprasliensis«; »Die Übersetzungskunst des Exarchen Johannes«; »Zum Šestodnev des Exarchen Johannes«; »Der aristotelische Abschnitt im Hexameron des Exar-

Gruppen unterteilte. August Leskien soll auch das erste gedruckte bulgarische Buch mit dem Titel »Abagar«<sup>44</sup> aus dem 17. Jahrhundert in der Leipziger Universitätsbibliothek entdeckt haben.

August Leskien war Mitherausgeber der »Beiträge zur vergleichenden Sprachwissenschaft auf dem Gebiete der arischen, keltischen und slavischen Sprachen« (ab Bd. 6, 1870), des »Archivs für slavische Philologie« (1876–1907) sowie der »Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft« (1884–1890). Von den großen Verdiensten, die sich August Leskien um die Bulgaristik erworben hatte, zeugte auch seine Wahl – gemeinsam mit dem kroatischen Sprachwissenschaftler Vatroslav Jagić (1838–1923)<sup>45</sup> – zum Ehrenmitglied der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1884,<sup>46</sup> so daß er insgesamt Mitglied von

chen Johannes«; »Zur Kritik des altkirchenslavischen Codex Suprasliensis«; »Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen« (ausgezeichnet von der 1768 in Leipzig gegründeten »Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft [Societas Jablonoviana]«); »Grammatik der serbokroatischen Sprache«; »Untersuchungen über Quantität und Betonung in den slavischen Sprachen. I. Die Quantität im Serbischen«.

- 44 August Leskien: *Abagar – ein neubulgarischer Druck aus dem XVII Jahrhundert*. In: *Archiv für slavische Philologie*. Bd. 3. Berlin 1879. S. 518f. – Ebenda. Bd. 4. Berlin 1880. S. 349 (nach Hilmar Walter: Vorwort zu A. Leskien: *Starobălgarska gramatika* (fototipno izdanje). Sofia 1981. S. 9). – Bei diesem Buch handelt es sich um ein Gebetbuch und das erste im Neubulgarischen gedruckte Buch. Es ist in kyrillischer Sprache 1651 in Rom von Filip Stanislavov verfaßt und gedruckt worden. Der Name stammt von der abgedruckten Apokryphe des Zaren Abagar, dem König von Edessa. Ein Exemplar befindet sich in der Staatsbibliothek »Hil. Kyrill und Method« in Sofia, fünf weitere außerhalb Bulgariens, eines davon in Leipzig (siehe <http://www.encyclopedia.bg/en1/demo/abagar.html>).
- 45 Vatroslav Jagić klärte in der »Entstehungsgeschichte der kirchenslavischen Sprache« endgültig das Problem der Herkunft der Sprache Konstantins (Kyrills) und Methods aus der bulgarisch-makedonischen Umgebung Thessalonikis und widerlegte die »pannonische Theorie« Jerney Kopitars und Franz Miklošičs. Nach wie vor sind seine Editionen altkirchenslawischer kanonischer Denkmäler und zur Geschichte der älteren südslawischen Literaturen von grundlegender Bedeutung. Er begründete 1875 in Berlin das erste internationale Organ der Slawistik, das »Archiv für slavische Philologie« (siehe Karl Gutschmidt: Vatroslav Jagić. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 186ff.).
- 46 Die »Bulgarische Akademie der Wissenschaften« (Bălgarska akademija na naukite) entstand erst am 6. März 1911, nachdem ihr Vorgänger, die 1869 in Brăila gegründete »Bulgarische literarische Gesellschaft« (Bălgarsko kni: ovno dru: estvo) umbenannt worden war. Organ dieser Gesellschaft war die Zeitschrift »Periodičesko spisanie«, die erstmalig 1870 erschien. Vorsitzende der Gesellschaft waren Marin Drinov, Vasil Drumev, Ljubomir Miletič, Todor Pavlov, Angel Balevski u. a. (siehe

elf europäischen Akademien und der »Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig« war. August Leskien bekleidete zahlreiche akademische und gesellschaftliche Funktionen (Dekan, Institutsdirektor, Stadtverordneter, Schulausschußmitglied)<sup>47</sup> und übernahm 1891 die wissenschaftliche Oberleitung des Konversationslexikons von Friedrich Arnold Brockhaus und leitete somit auch die dortige Abteilung für Bulgarien.<sup>48</sup>

Von 1892 bis 1898 studierte in Leipzig auch der berühmte bulgarische Poet Penčo Slavejkov (1866–1912), der ebenfalls Mitglied der »Bulgarischen literarischen Gesellschaft« war und den Maria Todorova als den »leidenschaftlichsten Troubadour des Balkans« bezeichnet.<sup>49</sup> Er übersetzte u. a. auch deutsche Lyrik (siehe Sammlung »Deutsche Dichter«, 1911). Leider ist er vor der Verleihung des Nobelpreises gestorben. Penčo Slavejkov ist einer von insgesamt 25 Studenten, die in das Buch »Berühmte Leipziger Studenten« Aufnahme fanden und dort von Dietmar Endler gewürdigt wurde.<sup>50</sup>

Die Leipziger junggrammatische Schule und die Arbeiten August Leskiens beeinflussten auch später noch international bekannte bulgarische

Istorija na BAN. In: <http://www.bas.bg/index.php?pat=bashistory&glaven=history&ezik-bg>. – <http://bg.wikipedia.org/wiki/%D0%91%D0%9A%D0%94>). – Von 1878 bis 1898 existierte an der Leipziger Universität die »Slawische akademische Gesellschaft«, die ab 1887 auch eine eigene »Bulgarische Sektion« hatte, die am Ende als einzige von der Gesellschaft übrig geblieben war. Zu deren Mitgliedern gehörten Penčo Slavejkov, Ivan Šišmanov, Krästjo Krästev, Stefan Vatev, Benjo Conev, Krāstan Karakašev, Anastas Iširkov, Ivan Parlapanov, Michail Arnaudov, Aleksandār Balabanov u. a. (siehe Doris Stefanowa: Bulgarische Gesellschaften in Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 103).

47 August Leskien leitete auch die slawische Abteilung des Indogermanischen Instituts, dessen Direktor ab 1898 der Indogermanist Karl Brugmann war, mit dem er gemeinsam eine Studienreise nach Litauen machte und 1882 eine Sammlung litauischer Volkslieder und Märchen herausgab (siehe Brigitte Bartschat: Karl Brugmann. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland .... S. 73).

48 Siehe Kratka biografija na A. Leskin. In: [http://ndt.netplusdb.bg/public\\_html/article.php?story=20050708103805367&mode=print](http://ndt.netplusdb.bg/public_html/article.php?story=20050708103805367&mode=print).

49 Siehe Dietmar Endler: Pentscho Slawejkov 1866–1912. Humanistisches Suchen in Balladen, Gedichten und Poemen. In: Hans Piazza (Hg.): Berühmte Leipziger Studenten. Leipzig, Jena, Berlin 1984. S. 135ff. – Maria Todorova: Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Aus dem Englischen übersetzt von Uli Twelker. Darmstadt 1999. S. 85.

50 Siehe Dietmar Endler: Pentscho Slawejkov 1866–1912. Humanistisches Suchen in Balladen, Gedichten und Poemen. In: Hans Piazza (Hg.): Berühmte Leipziger Studenten. Leipzig, Jena, Berlin 1984. S. 135ff. – 1937 wurde im Leipziger »Haus der Nationen« eine Gedenktafel für Penčo Slavejkov angebracht.

Slawisten wie z. B. Ljubomir Andrejčin (1910–1975), Vladimir Georgiev (1908–1986) und Kiril Mirčev (1910–1975).<sup>51</sup>

Fortsetzer der (bulgaristischen) Tätigkeit von August Leskien ist der Sprachwissenschaftler, Romanist, Slawist, Balkanologe und Ethnologe Gustav Weigand (1860–1930),<sup>52</sup> der von 1896 bis 1926 eine außerplanmäßige Professur für romanische und balkanische Sprachwissenschaft und Ethnographie innehatte. Mit ihm wurde der Grundstein für eine systematisch betriebene Bulgarienkunde und Rumänistik, Albanologie,<sup>53</sup> Makedonienforschung und Vergleichende Erforschung der Balkansprachen in Leipzig gelegt. Zusammen mit Jernej Kopitar (1780–1844),<sup>54</sup> Franz Miklošič und August Schleicher ist Gustav Weigand einer der Väter der Balkanlinguistik<sup>55</sup> resp. Südosteuropa-Linguistik, und mit August

- 51 Siehe Hilmar Walter: Schüler Leskiens aus dem südslawischen Bereich. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin (1981)26. S. 197. – Ljubomir Andrejčin war einer der hervorragendsten bulgarischen Linguisten und korrespondierendes Mitglied der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften. Er wird als Begründer der bulgarischen deskriptiven Grammatik bezeichnet (siehe Lilija Manolova: Profesor doktor Ljubomir Andrejčin – stroitel i revnitel na rodnija ezik. Sofia 1996. S. 45). – Vladimir Georgiev war Indoeuropäist und Slawist. 1968 wurde er Ehrendoktor der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Er war Chefredakteur bei der Herausgabe verschiedener Enzyklopädien sowie der Zeitschriften »Bälgarski ezik« und »Balkansko ezikoznanie« (siehe Bibliotheca Slavica: Vladimir Georgiev. In: [http://www.libsu.uni-sofia.bg/slavica/Georgiev\\_V.html](http://www.libsu.uni-sofia.bg/slavica/Georgiev_V.html)). – Kiril Mirčev war Slawist und Bulgarist (vor allem Sprachgeschichte) sowie korrespondierendes Mitglied der BAN. Er war langjähriger Redakteur der Zeitschrift »Bälgarski ezik« und der Reihen »Izvestija na Institutata za bälgarski ezik«, »Trudove po bälgarska dialektologija« und »Bälgarska dialektologija. Materiali i proučvanija«. – Siehe auch – Uwe Hinrichs: Südslawische Sprachwissenschaft und Südosteuropa-Linguistik. In: Zeitschrift für Balkanologie. Jena 33(1997)1. S. 17.
- 52 Siehe auch die Dissertation zu Leben und Werk von Gustav Weigand von Maja Petkova Aleksandrova aus Sofia unter dem Titel »Gustav Weigand und die Balkansprachwissenschaft« und Helmut Schaller: Gustav Weigand (1860–1930). Sein Beitrag zur Balkanphilologie und zur Bulgaristik. München 1992.
- 53 Siehe »Albanesische Grammatik im südgegischen Dialekt« (Leipzig 1913) (siehe Robert Elsie: Rezeption albanischer Literatur im deutschen Sprachraum. In: <http://www.elsie.de/pdf/articles/A1991Rezeption.pdf>).
- 54 Wiener Bibliothekar und Philologe slowenischer Herkunft.
- 55 Siehe Uwe Hinrichs: Aufgaben und Ziele der Südosteuropa-Linguistik. In: Uwe Hinrichs (Hg.): Handbuch der Südosteuropa-Linguistik. Wiesbaden 1999. S. 1f. – 1904 schrieb Gustav Weigand in diesem Zusammenhang: »Wir werden unsere Aufmerksamkeit auf die vergleichende Untersuchung der Balkansprachen richten. Wir sehen zwischen dem Albanischen, Rumänischen und Bulgarischen eine Reihe gemeinsamer

Leskien und August Schlözer (1735–1809)<sup>56</sup> auch der Südslavistik.<sup>57</sup> 1884 nahm er das Studium der Neueren Sprachen bei Adolf Ebert, dem Inhaber des ersten romanistischen Lehrstuhls an der Universität Leipzig, und bei August Leskien auf, das er 1888 mit der Dissertation über »Die Sprache der Olympo-Walachen« abschloß. Hohe Anerkennung erwarb er sich auch mit seiner Habilitationsschrift »Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung« (Leipzig 1892). Das Neue bei seinen wissenschaftlichen Beschreibungen der in den Ländern des Balkans südlich der Donau gesprochenen rumänischen Dialekte bestand nicht zuletzt darin, daß er diese sprachlichen Varietäten an Ort und Stelle und nicht nur anhand von schriftlichen Quellen studiert hatte, wie dies bisher nahezu die Regel gewesen war.<sup>58</sup> Seine Reisen waren natürlich

---

Züge, die diesen Sprachen einen besonderen Charakter verleihen, den ich den »balkanischen« nenne. Deswegen denke ich, wenn ich von Balkansprachen spreche, in erster Linie gerade an diese.« (Wilhelm Zeil: Gustav Weigand und sein Beitrag zur Entwicklung der Slawistik in Deutschland. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin (1980)5. S. 714). – Ab 1922 war K. G. Dieterich Professor für mittel- und neugriechische Philologie, der seine gräzistischen Forschungen auch zu vergleichenden balkanologischen und slawistischen Studien erweiterte (siehe Wilhelm Zeil: Karl Gustav Dieterich. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 93). – Von 1922 bis 1933 war Georg Gerullis (1888–1945) Professor für Baltistik in Leipzig und Mitherausgeber des »Archiv für slavische Philologie« (1925–1929) (siehe Gertrud Bense: Georg Gerullis. In: Ebenda. S. 132f.). – Von 1926 bis 1945 war Heinrich Franz Josef Junker Direktor des Indogermanischen Instituts der Universität Leipzig und führte von 1941 bis 1943 Russischkurse für Anfänger und Fortgeschrittene in Leipzig durch. Er konnte auch Bulgarisch, da er von 1915 bis 1919 an der Universität Gießen neben Russisch auch Kurse für Polnisch, Ukrainisch und Bulgarisch angeboten hatte (siehe Gerhart Schröter: Heinrich Franz Josef Junker. In: Ebenda. S. 198f.).

- 56 August Schlözer wird in der Slawistik als derjenige angesehen, der der Entstehung der wissenschaftlichen Bulgaristik den Weg gebahnt hatte, so daß dadurch auch Leipzig an der Wiege der modernen Bulgarienkunde gestanden hat (siehe Hilmar Walter: Der Beitrag der Universität Leipzig und Leipziger Verlage zur Bulgarienforschung bis 1930. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 38f.). – Siehe auch Helmut Keipert: August Ludwig Schlözer und die Begründung der slawischen Sprachwissenschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts. In: <http://www.slavistentag2005.lmu.de/Abstracts/Keipert.pdf>.
- 57 Siehe Uwe Hinrichs: Südosteuropa und Leipzig. In: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.): Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert. Wiesbaden 2000. S. IX.
- 58 Siehe Klaus Bochmann: Gustav Weigand. Zum 75. Todestag am 8. Juli 2005. In: <http://www.uni-leipzig.de/campus2009/jubilaeen/2005/weigand.htm>. – Gustav Weigand unternimmt ausgedehnte Forschungsreisen durch Mazedonien, Albanien, Griechenland und Bulgarien (1897, 1898, 1907). Bis zum Ersten Weltkrieg durchwanderte er mit seinem zum Wohnen ausgestatteten Pferdewagen so gut wie alle Verbreitungs-

nicht nur mit linguistischen Zielen verbunden. So heißt es z. B. in einer seiner Reisebeschreibungen: »Wie oft habe ich mich darüber gewundert, daß ich nicht nur in den Großstädten, sondern auch in den Kleinstädten auf dem Lande und in den Gemeinden Lesestuben (»tschitalischta«) vorfinde, die rege besucht werden und die vom lebhaften Interesse der Bevölkerung am politischen Leben im Lande zeugen.«<sup>59</sup>

Daß Gustav Weigand sicherlich auch ein guter Kenner der Balkansprachen war, zeigen seine Grammatiken des Bulgarischen (1907),<sup>60</sup> Albanischen und Rumänischen sowie verschiedene Wörterbücher, darunter auch ein bulgarisch-deutsches (Leipzig 1913, sieben Auflagen) und ein deutsch-bulgarisches (1918, acht Auflagen), die in Zusammenarbeit mit Aleksandăr Dorič<sup>61</sup> entstanden sind.

Anläßlich des 500jährigen Jubiläums der Gründung der Leipziger Universität kommt es 1909 zu einer ersten größeren Präsentation bulgarischer Volkskunst, indem auf Initiative von Gustav Weigand 30 bulgarische Volkstrachten zum Festzug nach Leipzig geschickt werden.<sup>62</sup>

Gustav Weigand gilt auch als Vorbild in der Wissenschaftsorganisation und für die Durchsetzung wissenschaftlicher Interessen. Nach dem Rumänischen Institut (1902) gründete und leitete er ab 1906 an der Leipziger Universität auch das Institut für bulgarische Sprache, das nicht zuletzt mit finanzieller Unterstützung des ehemaligen Studenten in Leipzig Ivan Šišmanov zustande kam, der zur damaligen Zeit Bildungsminister in Bulgarien war. Zu den weiteren von ihm gegründeten Balkanforschungseinrichtungen gehörte 1917 das interdisziplinäre »Südosteuropa- und Islam-Institut«,<sup>63</sup> das bis 1932 bestand. Während des Ersten Weltkrieges

gebiete der rumänischen Sprache und veröffentlichte die Ergebnisse in zahlreichen Einzelstudien in den von ihm herausgegebenen »Jahresberichten des Instituts für rumänische Sprache«, die von 1894 an in neunundzwanzig Folgen erschienen. 1908 erschien der bereits 1897 fertiggestellte »Linguistische Atlas des dacorumänischen Sprachgebiets« (siehe ebenda).

59 Wilhelm Zeil: Gustav Weigand und sein Beitrag zur Entwicklung der Slawistik in Deutschland. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin (1980)5. S. 721.

60 Die Grammatik entstand unter Mitwirkung von Stojan Romanski und D. Michov.

61 Aleksandăr Dorič wurde Nachfolger von Stojan Romanski, der 1908 bei August Leskien und Gustav Weigand promovierte und als Assistent am Bulgarischen Institut tätig war.

62 Siehe [http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale\\_\\_Beziehungen/Chronik.html](http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale__Beziehungen/Chronik.html). – <http://www.botschaft-bulgarien.de/BB/index.php?option=content&task=view&id=47>.

63 In München entstand 1915 ein Balkan- und Vorderasien-Institut. Gemeinsam mit dem Südosteuropa- und Islam-Institut in Leipzig bildeten diese Einrichtungen die Vor-

war Gustav Weigand maßgeblich an dem von Wilhelm II. finanzierten Feldforschungsunternehmen »Makedonische Landeskommission« im bulgarisch besetzten Vardar-Makedonien beteiligt.<sup>64</sup> 1925 folgte die Gründung des Albanischen Instituts, während das Projekt, das erste Balkan-Institut in Deutschland zu gründen, am Widerstand der Obrigkeit zerbrach. Immerhin konnte er aber im gleichen Jahr noch die Schaffung des Südost-Instituts durchsetzen.

1915 gibt Gustav Weigand im Verlag des Bulgaren Ivan Parlapanov in Leipzig unter Mitwirkung von Georg Adam (1874–1948)<sup>65</sup> die »Bulgarische Bibliothek« heraus. Im Laufe von vier Jahren erscheinen acht Bände mit Artikeln anerkannter Wissenschaftler, die über Bulgarien informieren, z. B. Anastas Iširkov: »Bulgaren – Land und Leute«, 1916 und 1917; Ivan Dančov: »Das Eisenbahnwesen in Bulgarien«, 1917; Michail Arnaudov: »Die bulgarischen Festbräuche«, 1917; Vasil Nikolov Zlatarski: »Die Geschichte der Bulgaren«, Teil I und II 1918; u. a.

---

läufer der ab Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts in den beiden Städten etablierten deutschen Südosteuropainstitute, die die deutsche Südostexpansion wissenschaftlich (z. B. durch geologische und ökonomische Studien) vorbereiteten und sie durch ideologische Legitimationsschriften unterstützten (siehe Der deutsche Griff nach Südosteuropa im Ersten Weltkrieg. In: <http://docserv.berlin.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/2000/thogan00/pdf/kap05.pdf>).

- 64 Siehe Klaus Bochmann: Ein Leipziger Blick auf den Balkan. In: [http://www.interconnections.de/id\\_30871.html](http://www.interconnections.de/id_30871.html).
- 65 Georg Adam gehörte zu den bedeutenden deutschen Vermittlern slawischer Kultur, um deren Erschließung er sich mit wertvollen Übersetzungen aus slawischen Literaturen und mit literaturkritischen Arbeiten zu bulgarischen, serbischen, ukrainischen und sorbischen Literatur verdient gemacht hat. Unter anderem gab es Veröffentlichungen zu Ivan Vazov und Christo Botev (siehe Wilhelm Zeil: Georg Adam. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 24f.). – 1919 erschienen im Verlag von Ivan Parlapanoff die »Bulgarischen Volkslieder« von Penčo Slavejkov in der Übersetzung von Georg Adam, zusammen mit einem von Slavejkov verfaßten Essay über das bulgarische Volkslied. Im gleichen Jahr übersetzte und publizierte Georg Adam beim gleichen Verleger Skizzen und Idyllen von Petko Todorov, einem weiteren Mitglied des Kreises »Misál« (siehe Usvojavanija na bálgarskata literatura na Zapad: ot Penčo Slavejkov do Jovkov. Broj 12 (2362), 01 april 2005 g. In: <http://www.kultura.bg/article.php?id=10840>). – Zu Georg Adam siehe auch Norbert Randow: Der Slawenfreund Georg Adam und sein Verhältnis zur bulgarischen Literatur. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Berlin (1962)1. S. 81 ff. – Horst Rohling: Georg Adam und das »Literarische Echo« als Vermittler von *Bulgaria*. In: Horst Rohling, Drei Bulgaro-Germanica. Frankfurt am Main 1983. S. 9ff.



Die »Bulgarische Bibliothek« machte den Leser auch mit der bulgarischen Literatur vertraut. So wurde u. a. »Pod igoto« (»Unter dem Joch«) von Ivan Vazov in deutscher Übersetzung herausgegeben.<sup>66</sup> Gustav Weigand begründete auch das »Balkan-Archiv«, von dem zwischen 1925 und 1928 29 Bände erschienen sind. Zu Lehrzwecken hatte er auch einen Teil von »Baj Ganjo« von Aleko Konstantinov übersetzt und ihm den Titel »Der Rosenöhlhändler« gegeben. Insgesamt zeigte er jedoch weniger Interesse an literarischen Fragen, wenn er auch 1921 die Idee hatte, eine vollständige Bibliothek der zeitgenössischen bulgarischen Poeten und Schriftsteller zu schaffen.

Das Bulgarische lernt Gustav Weigand durch seine Studien der rumänischen und aromunischen Dialekte in Bulgarien kennen. Er vertritt die Meinung, daß ein Rumänist auch des Bulgarischen mächtig sein sollte. So nimmt es nicht wunder, daß er im Wintersemester 1895/1896 mit einer Vorlesung zum Thema »Die bulgarische Grammatik und ihr Vergleich mit dem Rumänischen« beginnt, und im Sommersemester 1896 sogar mit einer selbständigen Veranstaltung zum Neubulgarischen.

Seine besondere Verbundenheit mit dem bulgarischen Volk kam in seiner Schrift »Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker« (Plovdiv 1898) zum Ausdruck, in der er sich für das Selbstbestimmungsrecht der Balkanvölker einsetzte.<sup>67</sup> Weitere Arbeiten von Gustav Weigand, die auch seine Bedeutung für die Entwicklung der Bulgaristik unterstreichen, sind: »Beiträge zur Kenntnis der bulgarischen Dialekte« (1909), »Die bulgarischen Rufnamen, ihre Herkunft, Kürzungen und Neubildungen« (1921), »Ethnographie von Makedonien« (Leipzig 1924), »Die Ortsnamen im Ompoly- und Arányos Gebiet« (1925) und »Der Admirativ im Bulgarischen« (1925).

Das Bulgarische Institut wurde ein Opfer des I. Weltkrieges. Von 1917 bis 1922 war es dann ein Privatinstitut, das an das Slawische Institut angegliedert war. Erst 1922 wurde es als selbständige Einrichtung wiedereröffnet, nachdem erneut Mittel vom bulgarischen Bildungsminister Stojan Omarčevski zugeflossen waren.

---

66 Siehe Dietmar Endler: Dr. Iwan Parlapanoff – ein Mittler zwischen Leipzig und Bulgarien. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 68.

67 Siehe Wilhelm Zeil: Gustav Weigand. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 430.

1923 ließ sich in Leipzig auch Kiril Christov<sup>68</sup> nieder, der mit Gustav Weigand, Max Vasmer<sup>69</sup> und anderen Gelehrten der Universität Kontakte unterhielt. Er trug vor bulgarischen Studenten Ausschnitte aus seinen Werken vor und gab auch Bulgarischstunden.

Bis zu seiner Schließung im Jahre 1925 – infolge der Emeritierung Gustav Weigands – hieß das Bulgarisch-Institut auch »Neubulgarisches Seminar« oder »Bulgarisches Seminar«. Mit Gustav Weigands Tod hörte die Bulgaristik institutionell an der Leipziger Universität zunächst faktisch auf zu existieren.<sup>70</sup>

Für seine hervorragenden Verdienste wurde Gustav Weigand früh korrespondierendes Mitglied der Rumänischen Akademie der Wissenschaften. Außerdem berief man ihn auch in die Bulgarische literarische Gesellschaft resp. Bulgarische Akademie der Wissenschaften.<sup>71</sup>

Während der Weimarer Republik (1918–1933) und danach sind die Leiter des Slawischen Instituts der Slowene Matija Murko (1917–1920)<sup>72</sup>

---

68 Er schrieb in Leipzig auch Romane und Dramen, z. B. »Beli djavoli« (1926), »Mečtateli« (1927), »Četa na balkana« (1928) (siehe Dietmar Endler: Kiril Christovs Leipziger Jahre. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 59f.). – Zu Christovs Wirken in Deutschland siehe auch Dietmar Endler: Zwischen Apologie und Kritik. Kiril Christov in Deutschland. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher, Band 3(2). Leipzig 2001. S. 285–301.

69 Max Vasmer war 1921 in Leipzig neben vielen anderen Städten ordentlicher Professor für indogermanische Sprachwissenschaft und slawische Philologie. Er begründete u. a. die »Zeitschrift für slavische Philologie« (siehe Wilhelm Zeil: Max Vasmer. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 413).

70 Siehe Hilmar Walter: Zu den Traditionen der Bulgaristik an der Karl-Marx-Universität Leipzig (unter besonderer Berücksichtigung der Sprachwissenschaft). In: Linguistische Arbeiterberichte 15. Leipzig 1976. S. 37ff.

71 Seiner gesamten Tätigkeit wurde das »Handbuch der Südosteuropa-Linguistik« gewidmet (siehe Uwe Hinrichs: Aufgaben und Ziele der Südosteuropa-Linguistik. In: Uwe Hinrichs (Hg.): Handbuch der Südosteuropa-Linguistik. Wiesbaden 1999, unter Mitarbeit von Uwe Büttner). – Anlässlich seines 75. Todestages veranstaltete das KOMOEL (Kompetenzzentrum Mittel- und Osteuropa Leipzig e. V.) gemeinsam mit dem Zentrum für Höhere Studien und dem GWZO (Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas) unter der Leitung von Klaus Bochmann und Stefan Troebst am 7. Oktober 2005 im Neuen Senatssaal der Universität Leipzig die Tagung »Ein Leipziger Blick auf den Balkan«, in deren Mittelpunkt die Bedeutung von Gustav Weigand für die Südosteuropaforschung aus interdisziplinärer Perspektive stand.

72 In Leipzig war er Mitbegründer des Osteuropa- und Islam-Instituts. Matija Murko wurde zum Bahnbrecher der folkloristischen Terrainforschung; er sammelte 1910 bis 1931 unschätzbare soziographisches Material zur südslawischen Volksepiik. Er ist

und die Deutschen Max Vasmer (1921–1926) und Reinhold Trautmann (1926–1948).<sup>73</sup> Letzterer gab zusammen mit Heinrich Felix Schmid das Buch »Wesen und Aufgaben der deutschen Slawistik« (Leipzig 1927) heraus. Beide Autoren beklagen in ihrem vieldiskutierten Buch die fast vollständige Ausblendung der slawischen Sprachen und Kulturen aus dem Gesichtskreis der deutschen wie westeuropäischen Öffentlichkeit und entwerfen der vernachlässigten und unterentwickelten deutschen Slawistik »ein Programm« (so der Untertitel) zur Abhilfe.<sup>74</sup> Die Misere der Slawistik war nach Schmid/Trautmann aber nicht nur der »Gleichgültigkeit der deutschen Öffentlichkeit« gegenüber den slawischen Kulturen geschuldet, sondern sie hatte auch schwerwiegende fachimmanente Gründe: Einen guten Teil der Schuld trüge in diesem Zusammenhang die einseitig linguistische Einstellung der meisten bisherigen deutschen Slavisten »philologischer« Richtung. So distanzieren sich beide auch terminologisch von der im Zuge der junggrammatischen Sprachwissenschaft entstandenen »Slavischen Philologie« und zogen statt dessen die umfassendere Bezeichnung »Slawistik« vor. Unter Slawistik verstanden sie die Pflege der Kenntnis von den slawischen Völkern, der Erkenntnis der slawischen Kulturen, ihres Wesens und ihrer geschichtlichen Entwicklung in allen ihrer Lebensäußerungen: in Sprache und Literatur, in Kunst und Musik, in Glaube und Sitte, in Recht und Wirtschaft, im sozialen und

---

Initiator des I. Internationalen Slawistenkongresses 1929 in Prag und der Zeitschrift »Slavia« (siehe Ilse Sechase: Matija Murko. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 279ff.). – Siehe auch die Materialien zur Murko-Konferenz in der WZ KMU. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe. Leipzig 36(1987)1.

73 Reinhold Trautmann ist bis 1948 Nachfolger von Max Vasmer. – Von 1920 bis 1927 war Karl Heinrich Meyer Privatdozent für Slawistik in Leipzig. Seine Habilitationsschrift (bei Matija Murko) trug den Titel »Der Untergang der Deklination im Bulgarischen« (Heidelberg 1920). Seine »Altkirchenslawischen Studien« (2 Bände, Halle/Saale 1939–1944) sind zu einem Standardwerk für Slawisten geworden (siehe Wilhelm Zeil: Karl Heinrich Meyer. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 267ff.). – Der Philologe und Historiker Friedrich Braun wurde 1924 zum Begründer und ersten Leiter des Lektorats für Russisch und 1926 zum außerordentlichen Professor für osteuropäische Geschichte und zum Mitdirektor des Osteuropa-Instituts der Leipziger Universität (siehe Gerhart Schröter: Friedrich Braun. In: Ebenda. S. 65). – Sein Adoptivsohn, Maximilian Braun, war nach dem Studium (Slawistik und Geschichte) in Leipzig von 1932 bis 1936 Privatdozent, Assistent und Lektor am Slawischen Institut der Leipziger Universität (siehe ebenda. S. 66).

74 Siehe Klaas-Hinrich Ehlers: Zeit der Zirkel. Deutsche slawistische Forschung nach dem organisatorischen Modell des Moskauer und Prager Linguistik-Zirkels. In: <http://www.kuwi.cuv-frankfurt-o.de/~swlwww/doc/Publikationen%20Ehlers/Leuven.htm>.

staatlichen Leben.<sup>75</sup> Nach Schmid/Trautmann kann das Studium fremder Sprachen und Literaturen nur auf Sympathie für ihre Träger begründet sein. So ist es verständlich, daß sie sich für eine solide Kulturvermittlung und eine grundlegende Verbesserung der deutsch-slawischen Beziehungen einsetzten.<sup>76</sup>

Viel größere Aufmerksamkeit als die deutsche Slawistik erregte – speziell für Bulgaren – der Reichstagsbrandprozeß gegen Georgi Dimitroff, Blagoj Popov und Vasil Tanev, der vom 21. September bis 23. Dezember 1933 in Leipzig stattfand.<sup>77</sup>

Ende 1918 wird in Leipzig ein Zweig der am 15. Februar 1916 in Berlin gegründeten Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft<sup>78</sup> geschaffen. Vorsitzender dieser Gesellschaft in Leipzig wird der Generalkonsul Bulgariens in der Messestadt. Motor dieser Gesellschaft war mit seinen

75 Siehe ebenda.

76 Siehe Ernst Eichler: Heinrich Felix Schmid. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... 346. – Wilhelm Zeil: Reinhold Trautmann. In: Ebenda. S. 403ff.

77 Siehe Heinz Halbach: Dimitroff und der Reichstagsbrand-Prozeß in Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 61ff. – Ernstgert Kalbe: Freiheit für Dimitroff. Berlin 1963. – Ernstgert Kalbe: Zum Bericht des Leipziger US-amerikanischen Konsols Ralph C. Busser über den Reichstagsbrandprozeß 1933 und zu Dimitroffs »Dnevnik«. Nachtrag zu Georgi Dimitroffs Rolle für den Antifaschismus. In: Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher. Bd. 3/1. Leipzig 2001. S. 217–248. – Political Report: The Riddle of the Revolution. Political Aspects of the Reichstag Fire Trial (from Ralph C. Busser). In: Ebenda. S. 249 bis 283.

78 Dieser Verein muß gemeinsam mit anderen im Ersten Weltkrieg gegründeter Vereine im Kontext der verstärkten »Kulturpropaganda« für die deutschen Kriegsziele in Ost- und Südosteuropa seit 1916 gesehen werden. Präsident wurde Herzog Ernst Günther zu Schleswig Holstein, gleichzeitig Präsident des mitteldeutschen Wirtschaftsvereins. Stellvertretender Präsident war Gustav Stresemann (siehe Der deutsche Griff nach Südosteuropa im Ersten Weltkrieg. In: <http://docserv01.ub.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/2000/thogan00/pdf/kap05.pdf>). – Die Gesellschaft gab die in Sofia erscheinende »Deutsche Balkanzeitung« (Nemski balkanski vestnik) heraus. In Berlin werden Informationsämter für Bulgaren gegründet (siehe Deutsche Botschaft in Sofia: In: [http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale\\_Beziehungen/Chronik.html](http://www.sofia.diplo.de/de/03/Bilaterale_Beziehungen/Chronik.html)). Nach Kyrill Haralampiev wäre diese Gesellschaft 1915 in München ins Leben gerufen worden (siehe Kyrill Haralampiev: Bulgarische Studenten in München. Zur Geschichte des Bulgarischen Akademischen Vereins »Schipka«. München o. J. In: <http://www.schipka.de/index.php?subMenuID=0&itemID=2>). 1921 wurde in Frankfurt am Main von Wolfgang Gesemann, Hermann Lommel und Hermann Wendel die Deutsch-Südslawische Gesellschaft gegründet (siehe Wilhelm Zeil: Hermann Wendel. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 435).

Aktivitäten Ivan Parlapanov. Die Jahrbücher der Gesellschaft sind zwar auch mit nazistischer Propaganda durchtränkt, man findet darin aber auch interessante wissenschaftliche Artikel über verschiedene Bereiche des bulgarischen Lebens.<sup>79</sup>

1928 erschien auf Initiative von Ivan Parlapanov in Leipzig der Sammelband »Königreich Bulgarien. Jubiläums-Almanach«. Wissenschaftler wie Matija Murko, Stefan Mladenov, Gustav Weigand und Andrej Protič hatten Artikel zur Geschichte und aktuellen Lage der Bulgaren, zu ihrer Kultur, Literatur und Sprache sowie zu den deutsch-bulgarischen Beziehungen verfaßt. Der Band enthält auch Werke bulgarischer Schriftsteller wie Ćemorizec Chrabär, Ivan Vazov, Elin Pelin, Jordan Jovkov, Kiril Christov, Angel Karalijčev und Petko Todorov in deutscher Übersetzung.<sup>80</sup>

1938 übernahm der Historiker Georg Stadtmüller<sup>81</sup> das Erste Extraordinariat für Südosteuropäische Geschichte in Leipzig. Seine Vorlesungen von 1938 bis 1942 gingen in sein Werk »Geschichte Südosteuropas« ein, was noch heute ein Klassiker der Geschichtsforschung ist.<sup>82</sup>

Mit der Machtergreifung durch die Faschisten wurden die Sprachwissenschaft und die Slawistik, obwohl sie als Aushängeschild für die deutschen Traditionen auf diesen Gebieten dienten, vollkommen den faschistischen und chauvinistischen Zielen untergeordnet, die auf die politische und wirtschaftliche Unterwerfung der Länder in Südosteuropa ausgerichtet waren. Deswegen war es weder in dem 1936 eingerichteten Lehrstuhl für Geschichte und Kultur Südosteuropas, noch im Südost-Institut (30. September 1936) – als Südosteuropäische Arbeits- und Forschungsgruppe der Philosophischen Fakultät der Leipziger Universität – möglich, daß sich eine Bulgaristik (weiter) entwickelte, die auf der Völkerverständigung beruhte.

79 Siehe Doris Stefanova: *Bulgarische Gesellschaften in Leipzig*. In: *Bulgaren in Leipzig damals und heute*. Leipzig 1999. S. 104.

80 Siehe Dietmar Endler: *Dr. Iwan Parlapanoff – ein Mittler zwischen Leipzig und Bulgarien*. In: *Bulgaren in Leipzig damals und heute*. Leipzig 1999. S. 69.

81 Georg Stadtmüller war Historiker und Balkanologe. Seine Bedeutung für die Slawenkunde liegt in seinen zahlreichen Arbeiten zur ost- und südosteuropäischen Geschichte, darunter auch zur Geschichte der bulgarischen Literatur, die er separat und in zahlreichen Periodika veröffentlichte. Er war u. a. Herausgeber der »Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa« (siehe Erich Donnert: *Georg Stadtmüller*. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 384).

82 Siehe Uwe Hinrichs: *Südosteuropa und Leipzig*. In: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.): *Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert*. Wiesbaden 2000. S. XI.

Als prioritäre Aufgaben des Instituts wurden die folgenden bestimmt: a) Schaffung eines umfassenden Katalogs, der die gesamte in Leipzig präsen- te südosteuropabezogene Literatur umfassen sollte; an der Universität wurden damals 258 fremdsprachige Zeitschriften aus und über Süd- osteuropa geführt; b) Herausgabe einer wissenschaftlichen Reihe; c) Herausgabe der Zeitschrift »Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa« (von 1937 bis 1943 erscheinen 27 Hefte und fünf Beilagen); d) Durchführung von Sommerkursen und Vorlesungen durch ausländische Gäste und e) Austausch von Studenten und Dozenten zwischen Leipzig und den Ländern Südosteuropas.<sup>83</sup>

In der Struktur des Instituts gab es u. a. acht Länderabteilungen, darunter auch eine für Bulgarien sowie die Wissenschaftsbereiche »Völker und Staaten«, »Sprachen und Rassen«, »Wirtschaft und Geographie« und »Naturwissenschaften«.

Mit einem Schreiben des Reichsstatthalters in Sachsen vom 23. Februar 1937 an den Rektor der Universität wurde auch das Slawistik- Institut zur Mitarbeit verpflichtet.<sup>84</sup>

In der »Vierteljahrsschrift« beschäftigte sich eine Reihe von Autoren wie z. B. Hans Freyer oder Hermann Junker<sup>85</sup> auch mit balkanistischen resp. »innerbalkanischen« Studien, indem sie sich auf die Forschungsergebnisse des Balkanologen und Schülers von Gustav Weigand, Kristen Sandfeld, zu den phonetischen, morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Kriterien der Klassifikation der Sprachen bezogen.<sup>86</sup>

In den Artikeln der »Vierteljahrsschrift« werden alle slawischen Sprachen behandelt. Wenn es auch keine direkten Artikel zum Bulgarischen gibt und auch nur sekundäre Aussagen zum Tatarenbulgarisch [i. S. von Protobulgarisch – U. B.] gemacht werden,<sup>87</sup> so wird doch das Bulgarische als Vertreter des Balkansprachbundes mit anderen Sprachen verglichen. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Rolle des Altbulgarischen

83 Siehe Leipzig Vierteljahrsschrift. Leipzig (1937)1. S. 87.

84 Siehe Schreiben des Reichsstatthalters in Sachsen an den Rektor der Universität vom 23. März 1937. (Abschrift). Universitätsarchiv Leipzig. Phil.-Fak. B. 1/1457. Bd. 1. Bl. 140–145.

85 Siehe Hans Freyer: Grundsätzliches über Verstehen, Verständigung und wissenschaftliches Gespräch zwischen den Völkern. In: Leipzig Vierteljahrsschrift. Leipzig (1937)1. S. 5ff. – Hermann Junker: Sprachfragen. In: Ebenda. S. 3ff.

86 Siehe Kristen Sandfeld: Linguistique balkanique. Problèmes et résultats. Paris 1930.

87 Siehe Antal v. Boronkay: Die rassischen Grundlagen des Ungartums. In: Leipzig Vierteljahrsschrift (1938)3. S. 181ff.

resp. Altkirchenslawischen eingegangen.<sup>88</sup> Im Beitrag von Wolfgram wird der Leser mit den bulgarischen Heidukenliedern bekannt gemacht, wobei auch landeskundliche Aspekte erörtert werden, indem z. B. die Wörter »esnaf«, »abadan«, »čorbad'ija« u. a. erklärt werden.<sup>89</sup>

Inwieweit trotz der vorherrschenden faschistischen Ideologie die Autoren der Vierteljahrszeitschrift bemüht waren, ein realistisches Bild der Länder Südosteuropas und deren Sprachen zu zeichnen, kann nicht ohne Weiteres beurteilt werden, zumal ein Großteil der Materialien und der wertvollen Bücher des ehemaligen Bulgarisch-Instituts während des Zweiten Weltkrieges vernichtet worden ist.

Unmittelbar nach diesem Krieg gab es an der Leipziger Universität keine bulgaristischen Disziplinen.

Bulgarisch war auch nicht an der 1949<sup>90</sup> neugegründeten Staatlichen Fachschule für Fremdsprachen vertreten, die aus der 1945 ins Leben gerufenen »Fremdsprachenschule der Stadt Leipzig« hervorging. Im Rahmen der slawistischen Ausbildung war allerdings in den Lehrveranstaltungen von Reinhold Trautmann und Reinhold Olesch<sup>91</sup> das Altbulgarische berücksichtigt worden.

Die Bulgaristik beginnt erst wieder aufzuleben, als 1951 dem in Leipzig lebenden bulgarischen Übersetzer und Lehrer Peter Rankoff die Aufgabe übertragen wurde, am 1949 neu gegründeten Slawischen Institut Lehrveranstaltungen zum Bulgarischen zu halten. Von 1955 an bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1965 war er als Lektor für Bulgarisch

88 Siehe Maximilian Braun: Grundkräfte der südosteuropäischen Dichtung. In: Leipziger Vierteljahrsschrift. Leipzig (1939)3. S. 183ff. – L. Novák: Die slowakische Sprache. In: Ebenda. (1939)4. S. 235ff.

89 Siehe Eberhard Wolfgram: Die osmanische Reichskrise im Spiegel der bulgarischen Heiduckendichtung. In: Leipziger Vierteljahrsschrift. Leipzig (1942)1. S. 34ff.

90 Die Übersetzer- und Dolmetscherausbildung in Leipzig selbst hat jedoch ihre Tradition. Bereits 1937 wurde an der Handelshochschule ein Dolmetscher-Institut gegründet, das Dolmetscher für die Wirtschaft ausbildete, so daß Leipzig neben Mannheim resp. Heidelberg die einzigen akademischen Ausbildungsstätten für Übersetzer und Dolmetscher in Deutschland zu jener Zeit waren. In Leipzig gab es außerdem Ausbildungsstätten für Fremdsprachenpraktiker wie die sogenannte »Bachschule«, aus der später die »Fremdsprachenschule der Reichsmessestadt« hervorging. 1953 entstand die »Fachrichtung Dolmetscher und Übersetzer« am neugegründeten Pädagogischen Institut (siehe Eberhard Fleischmann: Übersetzungswissenschaft mit C.I.U.T.I.-Mitgliedschaft gewürdigt. <http://www.uni-leipzig.de/journal/heft698/S20.htm>).

91 Reinhold Olesch war von 1948 bis 1952 an der Leipziger Universität tätig (siehe Ernst Eichler: Reinhold Olesch. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 292f.).

tätig.<sup>92</sup> Gemeinsam mit Karlfried Leyn und Stefan Stančev – Gastprofessor an der Humboldt-Universität – gab er 1955 ein »Bulgarisches Lesebuch«<sup>93</sup> heraus. Aus dem Bulgarisch-Lektorat, das zeitweise auch durch Herrn Dimitrow aus Jena unterstützt wurde, erwuchs 1960 die Arbeitsgruppe Bulgaristik.<sup>94</sup> Zu dieser Zeit kehrten Hilmar Walter (Linguistik) und Dietmar Endler (Literaturwissenschaft/Kulturstudien) von einem mehrjährigen Studienaufenthalt in Sofia zurück und beeinflussten in der Folgezeit maßgeblich die Entwicklung der Bulgaristik in Leipzig, die ab 1964 mit einer eigenen Abteilung im Slawischen Institut integriert war. Mit zahlreichen Publikationen – wissenschaftlichen Artikeln, Lehr- und Wörterbüchern<sup>95</sup> – bereiteten sie den Weg für die Bulgarisch-Ausbildung im Rahmen des Diplom-Studienganges »Slawistik« mit drei slawischen Sprachen. Jedes zweite Jahr wurden 15–20 Studenten immatrikuliert. Schrittweise entwickelte sich auch der Studentenaustausch zwischen der Leipziger Universität und der Sofioter Universität »Hl. Kliment Ochridski«. Ende der sechziger Jahre jedoch wurde aufgrund von Problemen hinsichtlich des Berufseinsatzes der Absolventen diese Fachrichtung geschlossen. Im Zuge der Hochschulreform von 1969/1970 wurden auch die Institute aufgelöst und in eine neue Struktur überführt. Das 1956 an der Universität gegründete »Dolmetscher-Institut« und die Sprachwis-

---

92 Zu dieser Zeit (1951–1955) war Michał Nawka Dozent für Sorbisch am Slawischen Institut (siehe Franc Šen: Michał Nawka. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): Slawistik in Deutschland ... S. 281).

93 Das 240 Seiten starke Lehrwerk erschien im VEB Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale, 1955 und enthält einerseits die wichtigsten Betonungsregeln im Bulgarischen und den Text und die Melodie der damaligen Nationalhymne Bulgariens, und andererseits die Kurzbiographien von Ljuben Karavelov (1837–1879), auch Vorsitzender des 1871 gegründeten »Bulgarischen revolutionären Zentralkomitees« (»Centralen bälgarski revoljucionen komitet«), von Christo Botev (1848–1876), Bulgariens größter Poet und ebenfalls zur Spitze der Revolutionsbewegung gehörend, von Ivan Vazov (1850 bis 1921), dem Patriarchen der bulgarischen Literatur, von Aleko Konstantinov (1863–1897), dessen berühmtestes Werk die Satire des Rosenöhländlers »Baj Ganjok« sein dürfte, und von Elin Pelin (1878–1949) sowie eine Auswahl ihrer bekanntesten Werke, zu denen Glossare mit deutschen Entsprechungen mitgeliefert werden.

94 In diesem Zusammenhang mußten auch weitere Lehrmaterialien geschaffen werden. Siehe z. B. Peter Rankoff (Hg.): Taschenwörterbuch Deutsch-Bulgarisch. Leipzig 1962. – Bulgarisch-Deutsch Leipzig 1964. – Hilmar Walter (Hg.): Taschenlehrbuch Wir lernen Bulgarisch sprechen. Halle/Saale 1963.

95 Siehe Uwe Büttner: Bulgarische Philologie an der Leipziger Universität nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute. Leipzig 1999. S. 44ff.



senschaftler der fremdsprachlichen Philologien wurden in der »Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft« (TAS) zusammengefaßt. Einer ministeriellen Entscheidung ist es aber zu verdanken, daß die sogenannten Orchideenfächer weiter existieren konnten, so daß die Bulgaristik bei dieser Umstrukturierung überleben konnte, wozu auch die Bereitstellung von entsprechenden Stellen (eine Professur und eine Dozentur) gehörte. In den darauffolgenden Jahren wurden vor allem Dolmetscher und Übersetzer ausgebildet, darunter auch für Bulgarisch. Zunächst jedes zweite Jahr, später – im Wechsel mit der Berliner Humboldt-Universität – alle drei oder vier Jahre, konnten sich je fünf bis sieben Studierende mit der Kombination Russisch-Bulgarisch einschreiben. Das vierjährige Studium umfaßte eine solide Sprachausbildung mit Dolmetschtraining, das auch in der universitätseigenen Dolmetschertrainingsanlage durchgeführt wurde. Durch die anspruchsvollen Lehrveranstaltungen zur Übersetzungswissenschaft,<sup>96</sup> Literatur(geschichte) und Landeskunde und nicht zuletzt dank der Unterstützung zahlreicher bulgarischer Gastlektoren (siehe unten) wurde in der DDR in der Sprachmittlerausbildung ein sehr hohes Niveau erreicht. Hilmar Walter, Dietmar Endler und Uwe Büttner wurden bis zur Wende auch für anspruchsvolle, eine hohe Leistungsqualität erfordernde Dolmetscheinsätze für Bulgarisch herangezogen, was ihnen auch half, die Ausbildung von Bulgarischdolmetschern und -übersetzern praxisbezogen zu gestalten.

Der Besuch von Sommerkursen in Sofia oder Veliko Tärnovo sowie einjährige Auslandsteilstudien in Bulgarien waren ein fester Bestandteil des Studienprogramms. Auch der kontinuierlichen Nachwuchsförderung wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt.

Bulgarische Germanistikstudenten nutzten ebenfalls die Möglichkeit, zusätzlich zu ihrem Philologiestudium an der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft die Qualifikation eines Sprachmittlers für Bulgarisch und deutsch zu erwerben.

---

96 Inzwischen hatte sich an der Leipziger Universität auch eine eigene Übersetzerschule herausgebildet, die sich auch international einen Namen gemacht hatte. Zu ihren Hauptvertretern zählten Gert Jäger, Bernd Koenitz, Dietrich Müller, Gerd Wojtak, Albrecht Neubert und Heide Schmidt, die in ihren Arbeiten z. T. und in unterschiedlichem Maße auch bulgaristische Problemstellungen berührten. Hilmar Walter vertrat in seinen Arbeiten und in der Lehre die »Leipziger Schule« hauptsächlich auf das Sprachenpaar Deutsch-Bulgarisch bezogen. Gemeinsam mit Gert Jäger übersetzte und erweiterte er die Ausgabe des Buches von Aleksandăr Ljudskanov »preve: dat čovekăt i mašinata« (»Mensch und Maschine als Übersetzer«, Halle/Saale 1972).

Die gute Zusammenarbeit zwischen den Bulgaristen aus der DDR und Bulgarien zeigte sich auch bei den Konferenzen zum deutsch-slawischen Sprachvergleich. An den beiden Weltkongressen für Bulgaristik in Sofia 1981 und 1986 nahm auch eine größere Gruppe von Bulgaristen aus Leipzig teil. Im November 1974 wurde auf Leipziger Initiative die Bilaterale Bulgaristik-Kommission auf Ministerebene<sup>97</sup> gebildet, die ebenfalls Konferenzen und Kolloquien veranstaltete. Das Hauptziel der Kommissionstätigkeit bestand in der Förderung der Bulgaristik in der DDR und im Ausbau ihrer Kontakte zu Bulgaristen und auch Germanisten in Bulgarien.<sup>98</sup> Im Ergebnis dieser Kooperation gab Hilmar Walter gemeinsam mit Ivan Duridanov von der Sofioter Universität die Reihe »Archiv für bulgarische Philologie« heraus. (1999 erschien nach langer Unterbrechung der dritte Band unter dem Titel »Studia Linguistica in honorem Ivani Duridanov«, der von Helmut Schaller, Ivan Duridanov und Emilija Stajčeva herausgegeben wurde.)<sup>99</sup>

1986 wurde auf Initiative der Bulgaristen an der Leipziger Universität der »Klub der Bulgaristen« gegründet, der aber nur bis 1989 bestand.

Bis zur Wende haben als Lehrkräfte für Bulgarisch neben den bereits erwähnten Hilmar Walter und Dietmar Endler gewirkt: E. Mai, Ivanka Schick (Linguistik), Rumjana Riemschneider (Sprachpraxis), Rosemarie Kämmerzähl (Sprachpraxis), Doris Stefanova (Phonetik, Sprachpraxis), Birgit Jänichen (Altbulgarisch, Sprachpraxis) und Uwe Büttner (Übersetzungswissenschaft und -praxis). Als Gastlektoren bzw. Gastprofessoren für Bulgarisch weilten in Leipzig: Bojan Bajčev, Nedka Ilieva (beide aus Veliko Tärnovo), Ilija Konev, Radka Vlachova und Vasilka Radeva (alle aus Sofia). Hilmar Walter war für drei und Uwe Büttner<sup>100</sup> für zwei Jahre als Gastlektor an der Universität »Hil. Kiril und Method« in Veliko Tärnovo tätig. 1989 wurde Hilmar Walter für seine Verdienste um die

---

97 Die Kommission, der von deutscher Seite u. a. Hilmar Walter, Karl Gutschmidt, Dietmar Endler und Uwe Büttner angehörten, bestand paritätisch aus Wissenschaftlern beider Länder und war dem Ministerium für Volksbildung der Volksrepublik Bulgarien und dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen der DDR zugeordnet.

98 Siehe dazu die Arbeiten in Hilmar Walter/Karl Gutschmidt/Svetomir Ivančev (Hg.): *Ezikovedskata bälganistika v GDR*. Sofia 1982.

99 In Sofia und Berlin wurde eine Ausstellung organisiert, die den deutsch-bulgarischen Kulturbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert gewidmet war.

100 Während dieses Aufenthalts entstanden u. a. die beiden Hefte: Uve Bjutner/Ljudmila Ivanova: *Uvod v teorijata i praktikata na prevoda – Tehniki na prevoda. Pomagalo po učeben prevod za dvojkata ezici nemski-bälgarski*. Veliko Tärnovo 1989.

Slawistik und Bulgaristik mit dem Ehrendokortitel dieser Universität geehrt. Vom hohen Forschungsniveau der Leipziger Bulgaristik zeugen auch die von ihm und seinen Kollegen betreuten Diplomarbeiten und Dissertationen in- und ausländischer Studenten und Doktoranden zu soziolinguistischen, sprach- und literaturgeschichtlichen, phonetisch-phonologischen und übersetzungswissenschaftlichen Themen sowie zum deutsch-bulgarischen Sprachvergleich.

Durch die politische Wende und den damit verbundenen Personaländerungen verließen Hilmar Walter und Dietmar Endler und andere Kollegen nolens volens die Universität bzw. den Lehrstuhl.<sup>101</sup> Abermals kam es im Bereich der Bulgaristik zu einer gewissen Stagnation, und das zu einem Zeitpunkt, wo die konzeptionellen Vorstellungen zur Wiedereinrichtung eines Slawistik-Instituts bzw. eines Südosteuropa-Zentrums mit dazugehörigen Studiengängen schon sehr weit gediehen waren. In diesem Zentrum sollten die universitären Kompetenzen der Linguisten, Literatur- und Kulturwissenschaftler sowie Historiker und Wirtschaftsexperten gebündelt werden.

Infolge der fehlenden finanziellen Mittel (im In- und Ausland) gingen Anfang der 1990er Jahre leider sehr schnell auch die wertvollen Kontakte zu den ausländischen Partnern verloren, was sich auch darin äußerte, daß in Leipzig keine Gastlektoren aus Bulgarien oder den anderen südslawischen Ländern mehr präsent waren.<sup>102</sup> Der Freundschaftsvertrag zwischen der Sofioter Universität »Hl. Kliment Ochriski« und der Universität Leipzig kann schon seit Jahren im slawistischen Bereich nicht mehr mit Leben erfüllt werden.

---

101 Beide haben jedoch ihre bulgaristischen Forschungen bis dato nicht unterbrochen. So engagieren sie sich u. a. auch sehr aktiv in der am 10. Juni 1992 in Leipzig gegründeten »Deutsch-bulgarischen Gesellschaft« (siehe z. B. ihre Artikel in »Bulgaren in Leipzig. Damals und heute«. Leipzig 1999). – Hilmar Walter ist Mitautor der 2003 von Vasilka Radeva in Hamburg herausgegebenen (vergleichenden) »Bulgarischen Grammatik«, für die er die »Einführung in die bulgarische Phonetik, Phonologie und Orthographie« sowie das Kapitel über das Verb schrieb. Er nahm auch seit 1992 auf Einladung Lehraufträge auf dem Gebiet der Translationswissenschaft an bulgarischen Universitäten wahr.

102 Bulgarisch wurde im Sommersemester 2001 an 21 deutschen Universitäten gelehrt, nämlich an der Freien Universität Berlin und an der Humboldt Universität zu Berlin, an den Universitäten Bonn, Dresden, Frankfurt am Main, Freiburg, Göttingen, Halle-Wittenberg, Hamburg, Heidelberg, Jena, Magdeburg, Marburg, München, Kiel, Köln, Leipzig, Regensburg, Trier, Würzburg, wobei die Universität des Saarlandes einen Sonderfall darstellt, da dort seit sechs Jahren bereits die Einrichtung eines »Bulgaricum« in Zusammenarbeit mit der Universität Sofia besteht.

Um so erfreulicher ist es, das es gelang, die »Deutsch-Bulgarische Gesellschaft e. V.« in Leipzig zu gründen. Sie führt Deutsche, die aus beruflichen, persönlichen, familiären u. a. Gründen mit Bulgarien verbunden sind und in der Region lebende Bulgaren, die kulturelle Kontakte pflegen und Wissen verbreiten wollen, zusammen.<sup>103</sup>

1999 stand Bulgarien auf der Internationalen Buchmesse in Leipzig als Länderschwerpunkt im öffentlichen Interesse. Im Zusammenhang damit gab der »Europa-Haus Leipzig e. V.« im gleichen Jahr das Buch »Bulgaren in Leipzig – damals und heute« heraus, dessen Beiträge ein beredtes Zeugnis davon ablegen, daß Leipzig schon seit über zwei Jahrhunderten ein Bindeglied zwischen bulgarischer und deutscher Literatur, Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft ist.<sup>104</sup>

An der 1994 neugegründeten Philologischen Fakultät entstand wieder ein Institut für Slawistik mit der für Leipzig typischen Differenzierung in Ost-, West- und Südslawistik sowie Onomastik. Im gleichen Jahr übernimmt Uwe Hinrichs mit der Professur für »Südslawische Sprach- und Übersetzungswissenschaft, einschließlich Südosteuropa-Linguistik« den südslawistischen Fachbereich.<sup>105</sup> Seine wissenschaftlichen Mitarbeiter Barbara Beyer (seit 1993) und Uwe Büttner – vorübergehend auch Anke Levin-Steinmann<sup>106</sup> – führen Lehrveranstaltungen (Vorlesungen, Seminare und Übungen) zur Geschichte der südslawischen Literaturen und Kulturwissenschaft resp. zu bulgaristischen Disziplinen und zur Sprachpraxis durch.<sup>107</sup>

---

103 Siehe Doris Stefanowa: *Bulgarische Gesellschaften in Leipzig. In: Bulgaren in Leipzig damals und heute.* Leipzig 1999. S. 103ff. – Als Ergebnis einer Projektarbeit werden 2006 ca. 18 Aufsätze von 15 Autoren erscheinen (siehe Dietmar Endler (Hrsg.): *Deutsch-bulgarische Begegnungen in Kunst und Literatur während des 19. und 20. Jahrhunderts.* München 2006).

104 Siehe Vorwort der Geschäftsführerin Grazyna-Maria Peter. In: *Bulgaren in Leipzig damals und heute.* Leipzig 1999.

105 Im Wintersemester 1998/1999 wurde diese Professur durch Prof. Ruselina Nicolova von der Sofioter Universität »Hl. Kliment Ochridski« vertreten.

106 Sie beschäftigte sich nicht nur in ihrer Habilitationsschrift auch mit bulgaristischen Fragestellungen (siehe Anke Levin-Steinmann: *Die Legende vom bulgarischen Renarrativ. Bedeutung und Funktionen der kopulalosen /-Periphrase.* In: *Slawistische Beiträge.* Bd. 437. München 2004).

107 Zum Team der Südslawisten an der Leipziger Universität gehört dann nur noch MA Dušan Hajduk-Veljković als Lehrkraft für besondere Aufgaben im Bereich der Bosnistik, Kroatistik und Serbistik.

Im Sommersemester 2006 wurden zum letzten Mal am »Institut für Slawistik« resp. am »Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie« mit bulgaristischer Orientierung folgende Studiengänge angeboten:

- »Südslawistik« (Magister-Hauptfach),
- »Bakkalaureus Schwerpunkt Südslawistik«; beide mit den drei südslawischen Sprachen (Alt)Bulgarisch, Bosnisch/Kroatisch/Serbisch und Slowenisch),
- »Bulgaristik« (Magister-Nebenfach),
- »Diplomübersetzer für Bulgarisch« (Haupt- und Nebenfach), wobei hier auch Lehrveranstaltungen zum Dolmetschen integriert waren.

Der Fächerkatalog der Universität enthielt darüber hinaus auch Fachrichtungen wie »Geschichte Südosteuropas« oder »Ost- und Südosteuropaforschungen«, die sich mit den oben genannten Studiengängen kombinieren ließen.

Um die beruflichen Einsatzchancen der Absolventen zu verbessern, wurde auf Initiative der Leipziger Südslawisten der Gedanke wieder aufgegriffen, an traditioneller Stelle ein Südosteuropa-Zentrum aufzubauen, auch unter Nutzung der Kompetenzen des Universitätsverbundes, eines Zusammenschlusses der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Universität Leipzig,<sup>108</sup> ist doch die Südosteuropa-Linguistik auch eine Triebkraft zur Veränderung der kulturellen Identität.<sup>109</sup> An anderer Stelle stellt Uwe Hinrichs zurecht fest, daß die Kriege auf dem Balkan in den 1990er Jahren zu einer neuen Sicht auf die Rolle Südosteuropas in Gesamteuropa und auf seine wissenschaftliche Erforschung zwingen,<sup>110</sup> kommt es doch in dieser Region zu einer für Europa gefährlichen Restauration eines ethnisch und territorial definierten Nationalismus, für den Geschichte, Religion, Mythos und Sprache mobilisiert werden.<sup>111</sup>

Trotz größter Anstrengungen der Leipziger südslawistischen Abteilung und des Nachweises vorhandener Kapazitäten konnte der Widerstand zuständiger übergeordneter Stellen nicht gebrochen werden, wobei bis heute die Argumente für die Ablehnung nicht auf den Tisch gelegt

108 Siehe <http://www.univerbund.de/vertraege/>.

109 Siehe Uwe Hinrichs: Südslawische Sprachwissenschaft und Südosteuropa-Linguistik. In: Zeitschrift für Balkanologie. Jena 33(1997)1. S. 11.

110 Siehe Uwe Hinrichs: Südosteuropa und Leipzig. In: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hrsg.): Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert. Wiesbaden 2000. S. V.

111 Siehe ebenda. S. VI.

wurden.<sup>112</sup> Wahrscheinlich dürften aber schon damals die geplante Einrichtung des dann 2003 gegründeten KOMOEL<sup>113</sup> oder des MOEZ (»Mitteosteuropa-Zentrum der Fraunhofer-Gesellschaft«),<sup>114</sup> bei dem Leipzig 2005 die Standortwahl für sich entschieden hat, eine Rolle gespielt haben.

Die Leipziger Bulgaristik (und Slawistik) mußte aber nicht nur diese Niederlage verkraften, sondern sah sich mehrfach der Gefahr ihrer generellen Streichung ausgesetzt. Wahrscheinlich ist es den gemeinsamen Protestaktionen von Lehrkräften und Studierenden – darunter auch Streiks –, der beeindruckenden Solidaritätsbekundung seitens der Kollegen im In- und Ausland, den Leitungen der ausländischen Partneruniversitäten und dem Einsatz der entsprechenden Botschaften zu verdanken, daß die geplante Eliminierung der Bulgaristik (und der gesamten Südslawistik) buchstäblich in letzter Minute zurückgenommen wurde. Andernfalls wäre es zu einem Traditionsbruch gekommen, der vor allem im Ausland zu einem beträchtlichen Imageschaden geführt hätte.

Nach der Unterzeichnung eines Sokrates-Vertrages zwischen dem Institut für Slawistik und der Neuen bulgarischen Universität kam es seit 2003 jährlich zum Austausch von Studierenden (vier bis acht aus Sofia und zwei bis drei von Leipzig) und Dozenten.

Obwohl die weitere Absicherung der Bulgaristik viel Zeit in Anspruch nahm, konnten die Lehrverpflichtungen und die nicht geringen Aufgaben in der Forschung erfüllt werden.

Neben zahlreichen Untersuchungen zum Nonstandard der südslawischen Sprachen in der Nachwendezeit und zum (neuen) Status des Altbulgarischen im Rahmen einer Eurolinguistik<sup>115</sup> hat – wie bereits erwähnt

112 Diese an den Tag gelegte Haltung steht somit in einem gewissen Widerspruch zu der im Leitbild der Universität Leipzig erwähnten Erhaltung ihrer Traditionen (siehe Leitbild der Universität Leipzig. In: <http://www.uni-leipzig.de/campus2009/leitbild.html>). – Man denke in diesem Zusammenhang auch an den Vorschlag, den der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) der Bundesregierung unterbreitet hat, nämlich ein Sonderprogramm mit der Bezeichnung »Akademischer Neuaufbau Südosteuropa« aufzulegen, das in internationaler Kooperation einmal Spezialisten *für* und *in* Südosteuropa ausbilden soll (siehe Uwe Hinrichs: Südosteuropa und Leipzig. In: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.): Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert. Wiesbaden 2000. S. IX).

113 Auf der Gründungsversammlung wurde meine Frage, ob in diesem Kompetenzzentrum auch Südosteuropa eine Rolle spielen wird, und somit sich ein gesondertes Südosteuropa-Zentrum erübrigen würde, vom Präsidium mit »Ja« beantwortet.

114 Siehe Journal der Universität Leipzig. (2005)3. S. 1 und 16f.

115 Siehe z. B. das Textbuch zur vertexteten Umgangssprache von Uwe Hinrichs/Christian Vojtschizki/Birgit Jänichen: Bulgarische Umgangssprache. Wiesbaden 2000,

– Uwe Hinrichs 1999 unter Mitarbeit von Uwe Büttner das über 1.000 Seiten umfassende »Handbuch der Südosteuropa-Linguistik«<sup>116</sup> herausgegeben. Im gleichen Jahr wurde vom 16. bis 19. Oktober an der Leipziger Universität die vom Institut für Slawistik und dem Europa-Haus e. V. Leipzig organisierte Tagung »Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert« durchgeführt, an der 45 Linguisten, Balkanologen und Südosteuropa-Wissenschaftler aus ganz Südosteuropa, Rußland, Frankreich und Deutschland teilnahmen.<sup>117</sup> 2004 erschien der erste Band der Reihe »Eurolinguistische Arbeiten«,<sup>118</sup> die von Uwe Hinrichs herausgegeben und im Harrassowitz Verlag publiziert wird. Der Band trägt den Titel: »Die europäischen Sprachen auf dem Wege zum analytischen Sprachtyp«.<sup>119</sup>

---

in dem zwölf Stunden Originalgespräche von Sprachträgern verschiedener sozialer Schichten analysiert werden, oder Uwe Hinrichs: Können Balkanlinguistik und Kreolistik voneinander profitieren? In: *Linguistique Balkanique*. Sofia XLII(2002)2. S. 147–157. Uwe Hinrichs: Orale Kultur, Mehrsprachigkeit, radikaler Analytismus: Zur Erklärung von Sprachstrukturen auf dem Balkan und im kreolischen Raum. Ein Beitrag zur Entmystifizierung der Balkanlinguistik. In: *Zeitschrift für Balkanologie*. Jena 40(2004)2. Sonderdruck S. 141–174.

- 116 Das »Leipziger »Handbuch der Südosteuropa-Linguistik«, an dem viele Wissenschaftler aus Südosteuropa und Europa, Rußland und den USA mitgearbeitet haben, dokumentiert das moderne Wissen über die Sprachenwelt Südosteuropas im Kulturraum Balkan und berührt auch Geschichte, Ethnologie, Kirchengeschichte und Kulturwissenschaft.« (Uwe Hinrichs: Südosteuropa und Leipzig. In: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.): *Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert*. Wiesbaden 2000. S. IX).
- 117 Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.): *Die Südosteuropa-Wissenschaften im neuen Jahrhundert*. Akten der Tagung vom 16.–19. Oktober 1999. Wiesbaden 2000.
- 118 Die »Eurolinguistischen Arbeiten« verstehen sich als *ein* Organ der neuen Disziplin »Eurolinguistik« neben anderen und publizieren vorwiegend Arbeiten zur Sprachwissenschaft der Sprachen in Europa, die vorzugsweise vergleichend, typologisch oder kontaktlinguistisch ausgerichtet sind. Besonderer Akzent liegt auf dem südosteuropäischen Areal, dem »Kulturraum Balkan« und seiner in Europa einzigartigen Vielfalt von Sprachen, Sprachkontakten, Kulturen und Ethnien (siehe Uwe Hinrichs: Vorwort zu »Die europäischen Sprachen auf dem Wege zum analytischen Sprachtyp«. *Eurolinguistische Arbeiten* 1. Wiesbaden 2004). – In dieser Reihe erscheinen 2006 als weitere Bände: Dieter Stern/Christian Voss (Hg.): *Marginal Linguistic Identities Studies in Slavic contact and borderland varieties*; sowie eine Dissertation zu den Modalverben in den Balkansprachen.
- 119 Im Oktober 2007 ist in Leipzig eine Tagung zur Eurolinguistik geplant, deren Initiator Uwe Hinrichs ist.

Die zahlreichen Publikationen von Barbara Beyer<sup>120</sup> zeugen von den Leistungen der literatur- und kulturwissenschaftlichen Bulgaristik in Leipzig, so daß auch hier die Fortsetzung der Arbeit von Dietmar Endler<sup>121</sup> gewährleistet ist. So ist sie z. B. im Projekt »Literarische und kulturelle Umbrüche in Ost- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert« integriert, das gemeinsam von der »Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH« resp. dem GWZO Berlin/Leipzig bearbeitet wird. Darüber hinaus übernahm sie die Leitung des Projekts »Literatur und Geschichtskultur im Staatssozialismus: Jugoslawien und Bulgarien«, das in Kooperation mit der MLU Halle-Wittenberg und durch eine Teilförderung der VW-Stiftung realisiert wird. Barbara Beyer engagiert sich auch aktiv in der »Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft zur Förderung der Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien e. V.«.<sup>122</sup>

Uwe Büttner und auch Hilmar Walter waren von 2003–2006 an einem internationalen LINGUA-II-Projekt beteiligt, als dessen Ergebnis im Jahre 2006 ein multimediales Bulgarisch-Lehrbuch erschien.<sup>123</sup> In der Erprobungsphase befindet sich auch das Hochschullehrbuch für Bulga-

120 Siehe ihre Publikationen zu Christo Botev und Aleko Konstantinov, zu Fragen der historischen Poetik sowie zur inoffiziellen bulgarischen Literatur, wie auch ihre zahlreichen Gastvorträge z. B. in Magdeburg, Göttingen und Salzburg.

121 Siehe z. B. Eduard Bayer/Dietmar Endler: *Bulgarische Literatur im Überblick*. Leipzig 1983. – Diese Literaturgeschichte ist auch als Quelle im großen Brockhaus angeführt.

122 Die »Deutsch-Bulgarische Gesellschaft zur Förderung der Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien« mit Sitz in Berlin und Geschäftsführung in Marburg wurde am 1. Dezember 1995 als gemeinnütziger Verein von Wolfgang Gesemann und Helmut Schaller begründet und führte am 31. Mai 1996 in der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz ihre erste konstituierende Sitzung durch, während der Helmut Schaller zum Präsidenten der Gesellschaft, Gabriella Schubert, Jena, zur Vizepräsidentin, Stephan Baumgarth zum Geschäftsführer gewählt wurden. Mit der Gründung des Verlages »Biblion« in Marburg durch Stephan Baumgarth waren für die Gesellschaft auch optimale Bedingungen für ihre Veröffentlichungen geschaffen worden, nämlich das »Bulgarien-Jahrbuch«, herausgegeben von Wolfgang Gesemann, Helmut Schaller, Gabriella Schubert und Rumjana Zlatanova, sowie die Reihe »Bulgarische Bibliothek. Begründet von Gustav Weigand. Neue Folge«, herausgegeben von Wolfgang Gesemann, Peter Müller, Helmut Schaller und Rumjana Zlatanova (siehe Helmut Schaller: *Der Stand der Bulgaristik in Deutschland 1975–2000*. In: [http://www.cl.bas.bg/bsc/en/conf2001/schaller\\_bg.htm](http://www.cl.bas.bg/bsc/en/conf2001/schaller_bg.htm)).

123 Das Projekt wird von Frau Nadja Fumadzieva, der Leiterin des Lettera-Verlages in Plovdiv, koordiniert. Das Sprachniveau wird der Stufe A2/B1 des Europäischen Referenzrahmens für Sprachen entsprechen.



risch von Uwe Büttner, das spätestens 2007 veröffentlicht werden soll. Auf diese Weise werden die Traditionen bei der Herausgabe von Lehrbüchern fortgesetzt.<sup>124</sup> Die erwähnten Bücher werden durch ein Handbuch zum Dolmetschen und Übersetzen für das Sprachenpaar Deutsch-Bulgarisch sowie ein bulgarisch-deutsches Wörterbuch zu reedeinleitenden und reedeabschließenden Wendungen ergänzt, das gemeinsam mit Kolleginnen von der Neuen Bulgarischen Universität in Sofia erarbeitet wird. Bereits 1980 erschien von Dietmar Endler/Hilmar Walter das bulgarisch-deutsche Wörterbuch, das bis dato mehrfach (in Bulgarien und Deutschland) neu aufgelegt wurde und »zu den bewährten Standardwerken für die sprachliche Kommunikation zwischen Deutschen und Bulgaren« gehört, wie es im Vorwort der Langenscheidt-Ausgabe heißt.<sup>125</sup> Das Pendant in der Richtung Deutsch-Bulgarisch soll in naher Zukunft erscheinen.

Von Jahr zu Jahr stieg die Zahl der Slawistik-Studenten an der Leipziger Universität kontinuierlich an, was von einem gestiegenen Interesse an den slawischen Völkern zeugt. Im Jahre 2006 lag deren Zahl (sogenannte Belegfälle) bei weit über 1.000. Auch in der Südslawistik war ein Anstieg auf ca. 70 Studenten zu verzeichnen. In zunehmendem Maße wurden die Bulgarisch-Sprachkurse auch von Hörern aller Fakultäten besucht, von denen sich viele auch auf einen Studienaufenthalt in Bulgarien vorbereitet haben.<sup>126</sup>

Trotz dieser eigentlich positiven Tendenzen besteht erneut Grund zur Sorge und diese resultiert aus der Umsetzung der Ziele des Bologna-Prozesses.<sup>127</sup> Das Kernelement des geplanten gemeinsamen europäischen

---

124 Siehe Hilmar Walter/Elga Georgieva Karvanbasieva (Hg.): *Lehrbuch der bulgarischen Sprache*. Leipzig 1987.

125 Siehe Dietmar Endler/Hilmar Walter: *Wörterbuch Bulgarisch-Deutsch*. Leipzig 1989.

126 Alarmierend sind die Worte, daß sich insgesamt die Situation des Bulgarischunterrichts und der Bulgarienforschung in Deutschland in den letzten zehn Jahren erheblich verschlechtert hat, da eben Professuren für bulgarische Sprache und Literatur nicht mehr existieren und auch die Zahl der vollausgestatteten Bulgarischlektorate nicht mehr zugenommen hat, und man sich an mehreren Universitäten mit Lehraufträgen für Bulgarisch begnügen muß (siehe Helmut Schaller: *Der Stand der Bulgaristik in Deutschland 1975–2000*. In: [http://www.cl.bas.bg/bsc/en/conf2001/schaller\\_bg.htm](http://www.cl.bas.bg/bsc/en/conf2001/schaller_bg.htm)).

127 »Studierende und Forscher sind mobiler, flexibler und internationaler als je zuvor. Wissen kennt keine Landesgrenzen. Internationalisierung ist ein Reformschrittmacher für die Entwicklung und Modernisierung des Hochschulwesens. Die Hochschulen müssen sich im internationalen Wettbewerb um die besten Köpfe bewähren.

Hochschulraums ist die Einführung eines gestuften Studiensystems aus sechssemestrigen Bachelor- und viersemestrigen Master-Studiengängen mit europaweit vergleichbaren Abschlüssen.

Nach den im Februar 2006 bei der Akkreditierungskommission eingereichten Unterlagen sind nach jetzigem Stand die südslawistischen Kompetenzen im Masterstudiengang »Slawistik« integriert, darunter auch die bulgarische Sprachpraxis innerhalb des entsprechenden Moduls »Interkulturelle Kommunikation«. Auch wenn kein eigenständiger Studiengang »Südslawistik« (trotz der eingereichten Studiengänge zur Ost- und Westslawistik) durchgesetzt werden konnte, ist ein umfangreiches bulgaristisches Angebot, eingebettet in die Südslawistik, sichergestellt worden. Inwieweit die neue Struktur und die angebotenen Lehrinhalte von den zukünftigen Studentengenerationen angenommen werden, wird die Zukunft zeigen. Nicht unproblematisch dürfte auch die geplante Reduzierung der Studentenzahlen für alle slawistischen Disziplinen sein, wenn z. B. statt 1.300 nur noch ca. 400 Studierende (für alle Studienjahre) immatrikuliert werden (können).<sup>128</sup>

Von Anfang an bestand nach dem Krieg das humanistische Ziel der Bulgaristen in Leipzig darin, die Unwissenheit bezüglich der slawischen Völker abzubauen zu helfen und zu einer besseren Verständigung zwischen Bulgarien und Deutschland beizutragen. Diesem Ziel hat sich auch das 2004 gegründete »Deutsch-bulgarische Studentenforum« verschrieben, bei dem es sich um eine Initiative der ca. 300 bulgarischen Studenten an der Leipziger Universität handelt.<sup>129</sup>

Die Integration der (südost)europäischen Staaten in die Europäische Union ist ein Prozeß, zu dem es keine Alternative gibt. Die Grenzen werden weiter schrittweise verschwinden. Die verschiedenartigen Kulturräume werden sich immer mehr vermischen und die Kontakte zwischen den Menschen weiter vertiefen. Es kann und darf nicht sein, daß der Außenwelt üblicherweise nur in Zeiten des Terrors und der Unruhen

---

Gemeinsam mit seinen europäischen Nachbarn hat sich Deutschland daher 1999 in Bologna das Ziel gesetzt, bis zum Jahre 2010 einen gemeinsamen europäischen Hochschulraum zu schaffen. Der Bologna-Prozeß ist die wohl tiefgreifendste Hochschulreform der letzten Jahre.« (<http://www.bmbf.de/de/3336.php>).

128 Nach dem neuen System erfolgen die Immatrikulationen nur noch im Wintersemester.

129 Nähere Informationen unter [http://www.eu-studenten-forum.com/php\\_BB2/index.php](http://www.eu-studenten-forum.com/php_BB2/index.php).

über den Balkan berichtet und er in der restlichen Zeit nur verächtlich ignoriert wird!<sup>130</sup> Nach Gustav Weigands Worten ist die Kenntnis einer Sprache die Brücke, durch die man in die Spezifik eines Volkes eindringen kann.<sup>131</sup>

---

130 Siehe Maria Todorova: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*. Aus dem Englischen übersetzt von Uli Twelker. Darmstadt 1999. S. 261.

131 Schon viel früher vertrat Leibniz, der auch zu den berühmten Studenten in Leipzig gehört, die Auffassung, daß die Kenntnis der Sprachen die Erschließung der Geschichte und Gegenwart der Völker erleichtern würde. Leibniz gehörte zu den vielseitigsten deutschen Kennern slawischer Sprachen, die er als einer der ersten zu gruppieren und deren Wortschatz er systematisch zu erfassen versuchte. Er war einer der bedeutendsten Initiatoren slawistischer Studien in Deutschland, die später zur Herausbildung der wissenschaftlichen Slawistik führten (siehe Conrad Grau: *Gottfried Wilhelm Leibniz*. In: Ernst Eichler u. a. (Hrsg.): *Slawistik in Deutschland ...* S. 227f.).

ERWIN LEWIN/GERD-DIETER NEHRING

## **Forschungen zur albanischen Sprache, Kultur und Geschichte. Neubeginn und Traditionen**

Die Beschäftigung mit der albanischen Sprache und Kultur konnte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und in der DDR (1949–1990) in einer anerkannten Traditionslinie erfolgen, die ihren Anfang hauptsächlich bei Johann Georg von Hahn genommen hatte und dann vor allem von Gustav Meyer, Norbert Jokl und Gustav Weigand fortgeführt worden war. Albanologische Studien deutschsprachiger Forscher trugen namentlich im 19. Jahrhundert mit dazu bei, albanische Intellektuelle, Schriftsteller und Sprachforscher anzuregen, eine eigene kulturhistorische und nationale Identität herauszubilden.

Mit dem Erscheinen erster Nachkriegspublikationen im Jahre 1948<sup>1</sup> verlief die Entwicklung der Albanistik sowie in gewissen Grenzen auch der albanischen Literatur- und im weitesten Sinne Kulturwissenschaft insgesamt kontinuierlich, jedoch keineswegs immerfort geradlinig. Im Gegenteil. Sie war den unter den gegebenen Verhältnissen der DDR üblichen politischen Entwicklungen untergeordnet. Insbesondere die Forschungen zur albanischen Geschichte waren davon geprägt, daß sie in einer konkreten gesellschaftlichen und politischen Situation entstanden. Herangehensweise, methodisch-konzeptionelle Überlegungen und nicht zuletzt wertende Aussagen trugen diesem Sachverhalt Rechnung. Nicht immer war das ein Vorteil. Es traten Schwierigkeiten auf und die Entwicklung verlief nicht frei von Widersprüchen und Rückschlägen.

Die Albanologie galt im Ganzen als »kleines« Fach, das hinsichtlich seines personellen Bestandes zahlenmäßig begrenzt war, hatten doch verschiedene Ausbildungsformen und Qualifizierungen in erster Linie auf eine spätere Beschäftigung, d. h. auf eine Arbeitsanstellung Rücksicht zu

---

1 Siehe Maximilian Lambertz: Albanisches Lesebuch. Mit Einführung in die albanische Sprache. I. Teil: Grammatik und albanische Texte. Leipzig 1948. 387 S. – Ebenda. II. Teil: Texte in deutscher Übersetzung. Leipzig 1948. 302 S.

nehmen. Trotzdem und ungeachtet des politischen Bruchs zwischen Albanien und den anderen sozialistischen Ländern zu Beginn der sechziger Jahre wurde die wissenschaftliche Beschäftigung mit der albanischen Sprache und Kultur, nicht jedoch ihre Lehre, dank auch des persönlichen Engagements von Albanologen kontinuierlich fortgeführt.

Im folgenden soll, ausgehend von Anmerkungen zur Institutionalisierung der Albanologie, die Beschäftigung mit der albanischen Sprache, Kultur und Geschichte von 1945 bis 1990 auf den folgenden Bereichen skizziert werden: Lehre und Ausbildung, wissenschaftliche Untersuchungen, Handbücher und Übersetzungen sowie internationale Kooperation.

## 1. INSTITUTIONALISIERUNG DER ALBANOLOGIE

In den ersten Jahren nach 1945 verband sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Albanischen und seinen Trägern sowie eine diesbezügliche Lehre, bedingt auch durch die Tätigkeit Gustav Weigands,<sup>2</sup> zunächst nahezu ausnahmslos mit Leipzig und mit dem Wirken seines dorthin bereits 1943 aus München und Wien übergesiedelten österreichischen Schülers Maximilian Lambertz. Er war seit 1946 Ordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig und fühlte sich in diesem Rahmen auch für die Albanologie verantwortlich.

Lambertz wirkte zudem bis 1949 als Dekan der Pädagogischen Fakultät der Leipziger Universität, in den Jahren 1952 bis 1954 als stellvertretender Direktor ihres neu gegründeten Institutes für Geschichte der europäischen Volksdemokratien, das sich – an progressive Traditionen anknüpfend – in besonderer Weise um die Erforschung und Darstellung der albanischen Geschichte verdient gemacht hat. Neben den institutio-

---

2 An der Leipziger Universität war es Gustav Weigand, Professor für Romanische Philologie, der 1925 mit der Bildung des Instituts für die albanische Sprache und seiner wissenschaftlichen Arbeit Grundlagen für die Tätigkeit späterer Albanologen wie die seines Schülers Maximilian Lambertz legte. Nach Weigands Tod 1930 wurden die Bibliotheken des »Bulgarischen« und »Albanischen Instituts« in die Leipziger Universitätsbibliothek eingegliedert, während das »Rumänische Institut« im Jahre 1929 dem nach Leipzig berufenen Romanisten Walther von Wartburg übertragen wurde (siehe Helmut Wilhelm Schaller: Gustav Weigand und die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker – sprachliche und ethnische Überlegungen zum Ende des XIX. Jahrhunderts. In: *Linguistique Balkanique*. Sofia (1996)XXXVIII. S. 11).

nellen entstanden hier, wissenschaftspolitisch gefördert, auch mit den Historikern Willy Steltner und Erwin Lewin personelle Voraussetzungen für die Bearbeitung des Fachgebietes. Nach Lambertz' Emeritierung 1957 als Leiter des Indogermanischen Instituts waren Claus Haebler, danach Georg F. Meier für die Albanologie zuständig. 1958 wurde dann das Indogermanische in Sprachwissenschaftliches Institut umbenannt.

Die Albanologie der DDR sollte sich jedoch zu Beginn der sechziger Jahre immer stärker mit Berlin verbinden, bedingt vor allem durch die Tätigkeit von Wilfried Fiedler, der sich nach Abschluß seines Slawistik-Studiums an der Humboldt-Universität 1955 als wissenschaftlicher Assistent im Institut für deutsche Volkskunde gewissermaßen eigenständig, mit dem Albanischen zu beschäftigen begann.<sup>3</sup> 1959 übernahm Eugen Seidel als Institutsdirektor und Ordinarius an der Humboldt-Universität das Indogermanische Seminar. Wilfried Fiedler hatte sich bis dahin in die Albanologie eingearbeitet; von 1960 bis 1964 war er Lehrbeauftragter für dieses Gebiet an der Humboldt-Universität Berlin. Seine und Lambertz' Studentin Gerda Uhlisch blieb 1961 unter Eugen Seidel als wissenschaftliche Assistentin für Albanologie an der Humboldt-Universität. Sie erhielt 1964 infolge der Verschlechterung der politischen Beziehungen zu Albanien eine Forschungs-Assistentenstelle für Albanisch unter Reinhard Sternemann. In der Zwischenzeit hatte sich zudem an der Akademie ab 1964 auch Oda Buchholz in der Arbeitsgruppe »Strukturelle Grammatik« unter Leitung von Aleksandr Isačenko zunehmend mit dem Albanischen beschäftigen können. Somit war das Albanische in Minimalbesetzung gegen Ende der sechziger Jahre allein zu Forschungszwecken an zwei Einrichtungen institutionalisiert – an der Humboldt-Universität und an der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

In den Jahren 1968 und 1969 kam es bekanntlich zur III. Hochschulreform der DDR. Die so genannten »kleinen« Institute wurden dann in Realisierung ihrer Beschlüsse aufgelöst und in größere Einheiten, in »Sektionen« integriert.<sup>4</sup> Dabei wurden auch die »kleinen« Philologien

---

3 Der Anlaß war eigentlich die zwecks Erkundung von Volksmusik geplante und 1957 auch durchgeführte Expedition nach Albanien. Das Institut wurde seinerzeit von Wolfgang Steinitz geleitet und gehörte zur Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die 1946 in Berlin (Ost) anstelle der Preußischen AdW entstanden war (siehe auch Albanologische und balkanologische Studien. *Festschrift für Wilfried Fiedler*. Hrsg. von Monica Genesin und Joachim Matzinger. Hamburg 2005. S. VII).

4 »Wir, Sternemann und ich«, berichtet Gerda Uhlisch, »waren vor die Alternative gestellt: in der Slawistik oder Germanistik zu arbeiten. Sternemann, er hatte ohnehin

abgeschafft, am Sprachwissenschaftlichen Institut die Indogermanistik, Albanologie und Keltologie. Gerda Uhlisch arbeitete aber weiter innerhalb des Bereiches Deutsche Sprache der damaligen Sektion Europäische Philologien in der albanologischen Forschung, weil u. a. die Arbeiten am Albanisch-Deutschen Wörterbuch, das 1977 erschien, schon relativ weit gediehen waren und bereits ein Vorvertrag mit dem Enzyklopädie-Verlag Leipzig vorlag.

An das Leipziger Institut wurde indes aus politischen Motiven der Vorwurf des Revisionismus gerichtet. Er hatte schmerzliche Folgen auch für die weitere Bearbeitung von historischen albanischen Themen. An der neu gebildeten Sektion Geschichte der Universität Leipzig wurde Länder- und Beziehungsgeschichte im Grunde abgewickelt. Das betraf nicht nur Albanien, sondern auch andere Länder. Das Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien in Leipzig wurde aufgelöst und die Mitarbeiter teilweise in fachfremden Einrichtungen eingesetzt. Nur wenige Spezialisten konnten an der Akademie der Wissenschaften weiterarbeiten. Danach bestand keine eigenständige Institution mehr, an der Themen zur albanischen Geschichte untersucht wurden. Das hatte natürlich auch mit den politischen Folgen des Anfang der sechziger Jahre vollzogenen Bruchs zwischen Albanien und den übrigen Ländern des ehemaligen Warschauer Vertrages zu tun. Waren doch die bis dahin schon geringen Möglichkeiten für einen Zugriff auf Originalquellen und eine Zusammenarbeit mit dortigen wissenschaftlichen Einrichtungen nahezu unmöglich geworden.

An der Akademie wurde derweil Ende der sechziger Jahre in Fortführung des Institutes für deutsche Sprache und Literatur das Zentralinstitut für Sprachwissenschaft gegründet, dem Wilfried Fiedler seit 1968 angehörte. Ein Jahr nach Umbenennung der Akademie 1972 wurde der Fachbereich Slawistik, Finnougristik und Balkanologie der Akademie der Wissenschaften der DDR gegründet. Hier nahm dann die fruchtbare Zusammenarbeit von Oda Buchholz und Wilfried Fiedler ihren Anfang.

Auch an der Humboldt-Universität sollten weitere institutionelle Veränderungen erfolgen, zunächst wurde die Sektion Fremdsprachliche Philologien und Germanistik, der die Albanologie angehörte, geschaffen,

---

eine Deutschlehrrausbildung abgeschlossen, entschied sich für die Germanistik, und auch ich, denn ich mußte als Universitätsangehörige ja auch lehren. Das war für mich in der Muttersprache leichter als in Russisch.« Außerdem »hatten wir gerade mit der konfrontativen Linguistik angefangen«.

später dann verschiedene kleinere Sektionen, u. a. die Sektion Germanistik mit der Abteilung Indogermanistik, in der weiterhin Gerda Uhlisch tätig war – sie wurde dann ab 1980 Dozentin für Albanologie. Dreieinhalb Jahre zuvor hatte zudem Gerd-Dieter Nehring als wissenschaftlicher Assistent an der Sektion Slawistik der Humboldt-Universität begonnen, sich in die Albanologie einzuarbeiten. Er koordinierte und leitete hier u. a. die akademische albanologische Lehre, die seit 1979 erneut aufgenommen wurde. An der Akademie für Gesellschaftswissenschaften nahm Cornelia Domaschke ein Jahr später ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Geschichte Albaniens und anderer Balkanländer auf.

## 2. LEHRE UND AUSBILDUNG

1956, d. h. 23 Jahre zuvor, hatte bereits Maximilian Lambertz einen Studiengang Albanologie in Kombination mit Indogermanistik und Gräzistik am »Indogermanischen Institut« der Karl-Marx-Universität Leipzig eingerichtet, in den sich insgesamt vier Studenten einschrieben. Zeitgleich studierten 1956–1960/1961 sechs Studenten aus der DDR in Tirana die Sprache, Literatur und Geschichte Albaniens. Sie zählen zu den ersten Studenten der 1957 gegründeten Universität Tirana. Auf diese Weise konnten junge Nachwuchskräfte für wissenschaftliche Einrichtungen an den Universitäten in Leipzig und Berlin ausgebildet werden. Der Stellenwert dieses Studiums ist nicht auf den beruflichen Lebensweg Einzelner zu beschränken, vielmehr wurde ein nicht unbedeutender Beitrag zur Grundlegung albanologischer Arbeit geleistet.

Allerdings beendeten nur zwei von den »Leipziger« Studenten, Helge Schmidt und Gerda Uhlisch, dann 1960 ihr Diplom-Studium in Berlin, nachdem sie infolge von Beschwerden der Studenten bei der Leipziger Universitätsleitung über ihre ungenügende Albanisch-Ausbildung nach Lambertz' Emeritierung 1957 und Haeblers Weggang 1959 an das Indogermanische Seminar, das an der Humboldt-Universität durch Eugen Seidel geleitet wurde, delegiert waren. Eine Ausbildung im Nebenfach Gräzistik war zur damaligen Zeit dort unmöglich, folglich hatten sich die Studenten in das Fach Rumänistik einzuarbeiten. Etwa zeitgleich kehrten indes vier Studenten aus Tirana, Karlheinz Heisig, Erwin Lewin, Jürgen Sandow und Peter Schubert, die 1956 in Tirana mit dem Albanologie-Studium begonnen hatten, in die DDR zurück. Drei von ihnen konnten in Berlin 1960 ihr Studium gemeinsam mit den beiden Studenten aus



Leipzig abschließen, Erwin Lewin aufgrund seiner längeren Diplomausbildung 1961 in Leipzig.

Im Einklang mit den aufgeführten unterschiedlichen Ausbildungswegen, erinnert sich Gerda Uhlisch<sup>5</sup> an Diskussionen mit Lambertz, demzufolge in der DDR anfangs eine »zweigleisige« Albanologie-Ausbildung geplant war, und zwar ein drei bis vier Jahre währendes Studium in Leipzig mit grundlegender theoretischer Ausbildung und abschließendem einjährigen Studienaufenthalt in Tirana zur Verbesserung sprachpraktischer Fertigkeiten. Die betreffenden Absolventen sollten in erster Linie in der Wissenschaft tätig sein. Die Studenten sollten in Tirana ihr Studium beginnen, allerdings in der DDR das Studium abschließen. Die betreffenden Absolventen, die über gute Fertigkeiten in der sprachpraktischen Beherrschung der albanischen Standardsprache verfügten, sollten deshalb eher »praktisch« arbeiten.

Den zweiten Ausbildungsweg beschritten ab 1959 noch zwei weitere Studenten, Oda Buchholz und Jutta Fingarow. Nach zweijähriger Ausbildung in Tirana mußten allerdings beide wie auch ihre Kommilitonen zuvor aufgrund der Verschlechterung der politischen Beziehungen Albanien verlassen. Sie entschieden sich für die Fortsetzung ihres Studiums in Berlin. Albanologie, einschließlich albanischer Sprachgeschichte und Literatur bildete ihr Hauptfach.<sup>6</sup>

Hernach setzte politisch begründet zunächst einmal die Ausbildung von Studenten im Fach Albanisch in der DDR aus. Sie sollte erst wieder im Studienjahr 1979/1980 an der Sektion Slawistik der Humboldt-Universität Berlin aufgenommen werden, und zwar in Form eines fünfjährigen Diplomanden-Studiums, das mit slawischen Sprachen (konkret:

---

5 Sie schrieb zur Lehre von Maximilian Lambertz, zu dessen bevorzugten Gebieten Vulgärlatein, lateinische Epigraphik, Homer und Koine-Griechisch, Neugriechisch und später auch Albanisch gehörten: »Wer je bei Lambertz an einem Homer-Seminar teilgenommen hat, der wird den kleinen untersetzten Mann mit den hellen blauen Augen hinter einer randlosen Brille nicht vergessen können, wenn er voller Inbrunst Homer deklamierte und bald mit tiefem Baß, bald mit hoher Fistelstimme Hektor oder Helena weinen, beschwören oder flehen ließ! [...] Durch sein großes Können und seine charmante Art – trotz seiner Strenge gegen Faulheit – konnte er in allen seinen Schülern die Liebe zur Sprache wecken, und die meisten von ihnen werden ihn in dankbarer Erinnerung behalten.« (Gerda Uhlisch: Maximilian Lambertz [1882 bis 1963]. In: *Bedeutende Gelehrte in Leipzig*, Bd. I. Karl-Marx-Universität. Leipzig 1965. S. 264).

6 Nebenfächer waren: Bulgarische Sprache und Literatur (bei Elena Georgieva, Karl Gutschmidt) sowie Balkanlinguistik (bei Eugen Seidel).

Russisch, Serbokroatisch und Bulgarisch) kombiniert war. Albanisch wurde ab dem dritten Studienjahr gelehrt. Für dieses Studium hatten sich anfänglich zwei Studentinnen interessiert, die 1981 ihre Spezialisierung, die Bestandteil des Studiums war, in Prishtina wegen der einsetzenden Unruhen beenden mußten. Verantwortlich für die Ausbildung zeichnete Gerd-Dieter Nehring. Lehrverpflichtungen wurden vor allem gemeinsam mit Wilfried Fiedler, Oda Buchholz, Erwin Lewin (Geschichte) und Gerda Uhlisch (u. a. auch Literatur und Literaturgeschichte) realisiert. Die sprachwissenschaftliche und sprachpraktische Ausbildung war auf die albanische Sprache der Gegenwart konzentriert.

In der Zwischenzeit spezialisierten sich an der Sektion Geschichte Cornelia Domaschke, die später auch in die Albanisch-Ausbildung an der Slawistik einbezogen wurde, und danach Christiane Jähnicke für albanische Geschichte. Ihre sprachpraktische Ausbildung wurde durch Oda Buchholz, teilweise auch durch Dieter Nehring vorgenommen. Nur an der Sektion Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin lassen sich einzelne Beleg- bzw. Diplomarbeiten zur albanischen Geschichte anführen.<sup>7</sup>

Weitere Studenten, die 1983 für Albanisch gewonnen wurden, führten ihr Studium aus persönlichen Gründen nicht zu Ende. Erst 1986 wurde Corny Pohle aus der Fachrichtung Sprachmittler Russisch/Bulgarisch gleichzeitig auch als Dolmetscher und Übersetzer für Albanisch ausgebildet. Studienfächer waren albanische Sprache, Literatur und Geschichte sowie Theorie und Praxis des Übersetzens und Dolmetschens Albanisch-Deutsch/Deutsch-Albanisch.

Für diese Studienfächer mußten neue Lehrmaterialien erarbeitet werden. Auf die Lehrmaterialien des Nestors der Albanologie, Maximilian Lambertz, konnte aufgrund der voranschreitenden Kodifizierungsprozesse der albanischen Sprache der Gegenwart nur bedingt zurückgegriffen werden.

Immerhin kommt jedoch Maximilian Lambertz das Verdienst zu, als einziger für die akademische Lehre wichtige Grundlagen veröffentlicht zu haben, und zwar mit seinem »Albanischen Lesebuch« und dem »Lehrgang des Albanischen« I–III.<sup>8</sup> Diese Publikationen sind heute auf-

---

7 Siehe Cornelia Domaschke: Probleme der Entwicklung der Arbeiterklasse in Albanien. Diplomarbeit. Humboldt-Universität zu Berlin. 1977.

8 Siehe Maximilian Lambertz: Albanisches Lesebuch. Mit Einführung in die albanische Sprache. I. Teil: Grammatik und albanische Texte. Leipzig 1948. – Ebenda. II. Teil: Texte in deutscher Übersetzung. Leipzig 1948. – Maximilian Lambertz: Lehrgang

grund der Entwicklung des Albanischen nicht nur wichtige sprachgeschichtliche Darstellungen des Albanischen und seiner wissenschaftlichen Erforschung und Beschreibung. Sie bieten auch weiterhin Hilfestellungen für die Lektüre und das Verständnis älterer Texte und der albanischen Kulturentwicklung. So stellte Lambertz' Lehrgang des Albanischen, Teil I (Albanisch-deutsches Wörterbuch) mit ca. 13.000 Stichwörtern und einer umfangreichen Phraseologie das umfangreichste der bis dahin erschienenen albanisch-deutschen Wörterbücher dar. Es berücksichtigte vorzugsweise nordgegische Texte. Teil II (Albanische Chrestomathie) enthält ausgewählte Proben der albanischen Literatur. Er beginnt mit der Taufformel 1462 und dem Wörterbuch von Harff aus dem Jahre 1496<sup>9</sup> und verfolgte »den Zweck, im akademischen Unterricht ausgewählte Proben der albanischen Literatur zu behandeln«. Kommentare wurden dabei bei leichter lesbaren Texten geboten, sprachlich schwierigere Texte versah der Autor mit Übersetzung. Er durchsetzte aber auch den deutschen Text mit Erklärungen verschiedener lexikalischer und grammatischer Natur. Bei den Texten der Volkspoesie überwiegen die nordalbanischen Sprachproben. Jedoch bringt Lambertz bereits im Teil III (Grammatik der albanischen Sprache) eine systematische Darstellung der Morphologie der damaligen albanischen »Schrift-, Amts- und Schulsprache« insbesondere auf der Grundlage toskischer Mundarten, die später das Hochalbanische prägten. Für die Darstellung der Syntax wurde dann auch gegisches und italoalbanisches Material herangezogen, das jedoch nicht mehr zum gegenwärtigen albanischen Standard gehört. Der dritte Abschnitt bringt Texte aus allen Gegenden des albanischen Sprachgebietes mit deutschen Übersetzungen und erklärenden Notizen sprachlicher Art als Muster für die Vielfalt des Albanischen und seiner Dialekte.<sup>10</sup>

---

des Albanischen. Teil I: Albanisch-deutsches Wörterbuch. Berlin 1954. 228 S. – Lehrgang des Albanischen. Teil II: Albanische Chrestomathie. Berlin 1955. 251 S. – Lehrgang des Albanischen. Teil III: Grammatik der albanischen Sprache. Halle (Saale) 1959. 267 S. – Siehe auch Wilfried Fiedler: Rezension zu: Maximilian Lambertz. Lehrgang des Albanischen. In: Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft. Berlin (1960)13. S. 91.

- 9 Siehe Eberhard von Groote: Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff, von Cöln durch Italien (...) Türkei (...) wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet. Cöln 1860. 65 S.
- 10 Einbezogen sind auch albanische linguistische Handbücher mit kodifizierendem Charakter, so u. a. von Kostag Cipo, Aleksandër Xhuvani, Justin Rrota, Mahir Domi, Lirak Dodbiba und Sterjo Spasse, sowie das Wörterbuch »Fjalor i gjuhës shqipe« (Tirana 1954).

Das »Albanische Lesebuch« von 1948 führt mit Angaben zum albanischen Sprachnamen, seinen Sprachträgern, zu Dialekten und wichtiger Literatur in die albanische Sprache ein. Neben der Formenlehre einzelner Wortarten behandelte es wichtige Satztypen, den Gebrauch der Kasus und des Infinitivs unter Einschluß von Übungssätzen. Den wohl umfangreichsten Teil nehmen in diesem Lehrbuch albanische Texte unterschiedlicher albanischer Sprachgebiete und verschiedener Entstehungszeiten ein. Sie enthalten in geringem Maße auch Übertragungen deutscher Dichter wie Schiller und Heine ins Albanische. Es fällt dabei jedoch auf, daß die albanischen Texte weder übersetzt noch kommentiert sind. Dafür enthält das Lesebuch allerdings abschließend Kurzbiographien albanischer Autoren sowie eine Zusammenschau über das Werden der albanischen Literatur.

### 3. SPRACHWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNGEN

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den verschiedenen Gegenständen der albanischen Sprach- und im weitesten Sinne Kulturwissenschaft 1948ff. zeitigte im Untersuchungsgebiet verschiedene Ergebnisformen, d. h. in der Folge ihrer Häufigkeit: vor allem Artikel (bis 1990), aber auch Rezensionen und Lexikonbeiträge (1962f., 1978, 1989f.). Ein besonderer Stellenwert kam selbständigen Buchpublikationen (1948ff., 1976f., 1985ff.) und Qualifizierungsschriften, insbesondere Dissertationen und auch Habilarbeiten, zu. Berücksichtigung fand, wie die am Ende unserer Betrachtungen als Anlage beigefügte Publikationsübersicht zeigt, forschungsmäßig insbesondere das Gebiet Sprachwissenschaft in vor allem Artikeln, kollektiven Buchpublikationen, Qualifizierungsarbeiten und Rezensionen. Nicht zuletzt sei auch auf ausgewählte Arbeiten zu Bibliographien, zur Geschichte, Musik, Statistik und der Zoologie verwiesen. Rezensionen berücksichtigten, sofern sie auf sprachwissenschaftliche Fragestellungen Bezug nehmen, in einer insgesamt überschaubaren Zahl lexikographische Arbeiten, d. h. Wörterbücher, sowie Darstellungen zur Wortbildung, Grammatik, Dialektologie, Balkanlinguistik nebst Ausführungen zum Purismus.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Im einzelnen berücksichtigten Rezensionen von: Maximilian Lambertz Wörterbücher (der Sprache der Gegenwart, der Phraseologie), die Wortbildung, den Purismus; von Wilfried Fiedler (in den Jahren 1958–1987) die Wortbildung, Grammatik, Bal-

Bei einer Einordnung und Beurteilung der vorgelegten Forschungsarbeiten und -publikationen gilt es insbesondere auch zu berücksichtigen, daß es nur wenige Indogermanisten gab und gibt, die sich des Albanischen besonders angenommen haben. Der Leipziger Indogermanist Maximilian Lambertz war ein halbes Jahrhundert der führende Albanologe Deutschlands.<sup>12</sup> Sein Werk sollte in der Breite insbesondere Wilfried Fiedler, der 1956 im Zusammenhang mit seiner bevorstehenden Albanienexpedition mit Lambertz in Kontakt trat, fortsetzen. Gemeinsam mit seiner ehemaligen Studentin Oda Buchholz konnte er die albanologische Arbeit auch auf balkanologische Fragestellungen ausdehnen.

Im Zeitraum 1952 bis 1990 erschienen von Albanologen des Untersuchungsgebietes 95 *sprachwissenschaftliche Artikel*.<sup>13</sup> Sie behandeln balkanologische und typologische Fragestellungen, die linguistische Beschreibung der albanischen Sprache der Gegenwart sowie ausgewählte Aspekte der Sprachgeschichte und auch des Sprachvergleichs im weitesten Sinne:

---

kanlinguistik und Dialektologie; von Wilfried Fiedler/Oda Buchholz (1981 f.) das einsprachige albanische Wörterbuch 1980, das griechisch-albanisches Wörterbuch von Titos P. Jochalas 1980. In: *Balkan Studies*. Thessalonike (1982)1. S. 285–288.

- 12 Neben der Fertigstellung von Lehrmaterialien beschäftigte sich Lambertz besonders auch mit Eigennamen und den Namen der Wochentage. Siehe hierzu die Rezension von Wilhelm Giese: Die Namen der Wochentage und Monate im Albanischen. In: *Südostforschungen*. München (1955)XIV. S. 508–511. – Auf dem Gebiet der Etymologie und der historischen Grammatik kommen ihm einige wichtige Entdeckungen zu. Verwiesen sei nur auf seine Arbeit über den albanischen Aorist und die Etymologie der Namen *Lekë* und *Dukagjini* (siehe Maximilian Lambertz: *Zwei Albanica*. 1. Der albanische Aorist auf -va. 2. Kanuni i Lekë Dukagjinit [Etymologie der Personennamen Lekë und Dukagjini]. In: *Zeitschrift für Indogermanische Forschungen*. Berlin (1949–1952)LX. S. 302–310). – Lambertz tätigte zudem zahlreiche etymologische Anmerkungen in seinen zahlreichen Büchern. 1959 erschien seine Arbeit zur albanischen Umgangssprache in Gjirokastra (siehe *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig* (1959–1960)9. S. 287–290). Sie geht »besonders liebevoll auf Fragen der Phrasologie und auf lexikalische Probleme, auf Lehn Elemente, Sprichwörter, Redensarten, Flüche und dergleichen« ein (Zitate nach Wilfried Fiedler: In memoriam: Maximilian Lambertz [1882–1963]. In: *Bedeutende Gelehrte in Leipzig*, Bd. I. Karl-Marx-Universität. Leipzig 1965. S. 264).
- 13 Davon mehr als fünf Artikel pro Jahr in den Jahren 1977, 1982, 1984, 1987 (zehn Artikel) und 1989 (elf).

## Artikel: Sprachwissenschaftliche Forschung

(B = Oda Buchholz, F = Wilfried Fiedler, G = Karl Gutschmidt, L = Maximilian Lambertz, N = Gerd-Dieter Nehring, U = Gerda Uhlisch).  
Nachfolgende Zahlen beziehen sich auf die Anzahl von Artikeln zu einem Gebiet; (n) = Gesamtzahl

Fachrichtung	Ebene	Bereich	Spezifizierung
<i>Balkanologie</i> (24) B (9); F (11); B/F et al. (4: 1968 bis 1990)	– GRAMMATIK (14) F, B  – GRAM.- LEXIKOLOGIE (4) B (1987–1989) – WIRKEN (2) B (1987ff.) – SPRACH- GESCHICHTE (4) F/B et al. (1974–1979)	– <i>Morphologie</i> (11)  – <i>Syntax</i> (3)  – <i>Graduierung</i>  – E. <i>Cabej</i>  – <i>Standardsprache</i> ; – <i>Wortschatz</i>	Italoalb.; Morphematik; Artikel, Verb (Kat. [6], Rektion – F), Pl. der Sub., Artikel, Komparation  Satztypen, Konnektiv  Graduierung insgesamt; Elativ
<i>Balkanologie- Typologie</i> (5) 1987–1989	– TRADITION (1) U – GRAMMATIK (4) F	– <i>Griechenland</i>  – <i>Verb</i>	Modus, Tempus
<i>Linguistische Erfassung des modernen (Hoch-) Albanischen</i> (29)	– GRAMMATIK (17) besonders 1965–1989  – GRAMMATIK- LEXIKOLOGIE (3)	– <i>Morphologie</i> (9) L (1); F (4); B (4); besonders 1965–1987 – <i>Morphosyntax</i> (3) B (1978f., 1989) – <i>Syntax</i> (3) B, U (1968–1982) – <i>Syntax-Wort- bildung</i> U (1984) – Theorie	Aorist (L); Plural, Genus, Admirativ (F); Kasus, Determination (B)  Kasus, Kollektiva, Graduierung Objektverdopplung; Attribute – Komposita, Syntagma, Attribut-Komposita  – <i>Genus verbi</i> (F et al.)

Fachrichtung	Ebene	Bereich	Spezifizierung
... <i>Linguistische Erfassung des modernen (Hoch-) Albanischen</i>	– LEXIKOLOGIE (8) 1966–1989  – STANDARDISIERUNG (1) F	– <i>Entlehnung</i> (3) 1966-1969 – <i>Determinativkomposita</i> – ausgewählte <i>Lexeme</i> – <i>Syntagmen</i> (4) 1986–1989  – <i>Normierung</i> (1988)	Neugriechisch (U: 2); Südslawisch <sup>14</sup> U (1: 1978)  Monatsnamen (B/F),  Komposita dt-alb. (U, N fig.); Funktionsverbfügung (B) Substantiv, Plural
<i>Sprachgeschichte</i> (25) besonders 1979–1989; B (3); F (9); B/F (3); N (6); U (4)	– MORPHOLOGIE, SYNTAX (6) besonders F  – ETYMOLOGIE, GRAPHIK, PHONETIK, LEXIKON (8)  – STANDARDISIERUNG (7) besonders B, F, N  – ANDERES (4)	– besonders <i>Verb</i> (F) – auch <i>Objektzeichen</i>  – <i>Entwicklungstendenz</i> im Lexikon (B), ZA (N)  – <i>Wortschatz</i> – auch <i>Grammatik</i>  <i>Periodisierung; Soziolinguistik; Translation; Typologie</i>	Diathese, Infinitiv, <i>Aspekt, Konditional</i> (Buzuku)    Termini; Adjektiv; Verb
<i>Sprachgeschichte-Gegenwartssprache</i> (1)	– SYNTAX B/F (1972)	– <i>Objektzeichen</i>	
<i>Sprachvergleich</i> (7) B/F, B, F, U (1982–1985)	– GRAMMATIK	– <i>Albanisch-Deutsch</i> (6) – <i>Litauisch-Albanisch</i>	Satzmodelle; Attribut;  Genus (F)

<sup>14</sup> Siehe Karl Gutschmidt: Albanische Tiernamen südslawischer Herkunft. In: Zeitschrift für Slawistik. Berlin (1966)XI. S. 54–60.

Fachrichtung	Ebene	Bereich	Spezifizierung
<i>Translation</i> (1) N 1983	NOMINA	<i>Adjektiv</i>	Bindestrichkomposita
<i>Varietäten- linguistik</i> (3)	– DIALEKTO- LOGIE (1)  – UMGANGS- SPRACHE (2)	– <i>Überblick</i> L (1957)  – <i>Einführung</i> L (1959f.)	

Wie die Übersicht verdeutlicht, nehmen Publikationen in Form von Artikeln und Aufsätzen hauptsächlich auf Fragen der albanischen Sprache der Gegenwart in ihrer hochsprachlichen Form Bezug, insbesondere auf ihre Grammatik, deutlich weniger indes auf ihren Wortschatz. In gleicher Zahl dargestellt werden balkanologische Sachverhalte. Auf sprachgeschichtlichem Gebiet geht es insbesondere um die Beschreibung einzelner Kategorien des Verbs, seltener um Adjektive und Objektzeichen und um Vokalquantitäten (siehe Wilfried Fiedler). Einzelne Satzmodelle und die Erscheinung Attribut bilden dann den hauptsächlichsten Gegenstand des auch quantitativ begrenzten albanisch-deutschen Sprachvergleichs.

Die balkanologischen Aufsätze und Arbeiten konzentrierten sich mit Ausnahme von Untersuchungen zur Standardisierung und zur Wortschatzentwicklung (1974–1979) und der Konstruktionen von unpersönlich gebrauchtem »haben«,<sup>15</sup> vornehmlich, und hier oftmals durch Wilfried Fiedler, auf linguistische, zumeist traditionelle grammatische Kennzeichen von Balkansprachen (d. h. auf das Verb [Tempus, Genus verbi, Infinitiv], den Artikel und die Komparation), aber auch auf die wichtige Frage von Konnektiven, auf die Erscheinung des Analytismus und Synthetismus sowie auf die Darstellung des gesamten Verbkomplexes. Die Art und Weise der Behandlung dieser Erscheinungen begründete in der Gegenwart bei Berücksichtigung von Arbeiten des dänischen Linguisten Kristian Sandfeld eine eigenständige linguistische balkanologische Schule. Ihre Grundthese ist die Erreichung eines typologischen Zieles, dem sich die Balkansprachen nähern. Hierauf nahm dann Wilfried Fiedler

---

15 Oda Buchholz: Zu Konstruktionen mit unpersönlich gebrauchtem »haben« in den Balkansprachen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung. Bd. 42. Berlin (1989)3. S. 331–340.



später noch einmal ausführlicher Bezug. Besonders hervorzuheben sind aber in diesem Zusammenhang Fiedlers Arbeiten zum Konjunktiv im Albanischen und anderen Balkansprachen. Sie stehen einigen traditionellen linguistischen Beschreibungsmethoden und -modellen, so z. B. den slawischen, entgegen.<sup>16</sup> Für die Darstellung und Beschreibung nicht verbalisierter Erscheinungen in den Balkansprachen fühlte sich insbesondere Oda Buchholz zuständig.

Sprachwissenschaftliche Buchpublikationen und Qualifizierungsschriften zählen zu den wohl bedeutendsten Arbeiten albanologischen Schaffens in der DDR. Sie erfassen in vollem Umfang die Bereiche Grammatik, d. h. gemäß der traditionellen Grammatikschreibung auch die albanische Phonetik/Phonologie, und den albanischen Wortschatz in lexikographischer Form und in Gegenüberstellung mit dem Deutschen. Nicht bearbeitet werden hingegen die Wissensgebiete Lexikologie und Wortbildung in ihrer Gesamtheit.

Hauptsächlich praktische Zielstellungen verfolgte allerdings zunächst auf dem Gebiet der Lexikographie namentlich das zweisprachige, mehrfach herausgegebene und etwa 30.000 Stichwörter enthaltende Handbuch: Wörterbuch Albanisch-Deutsch.<sup>17</sup> Die Autoren dieses Wörterbuchs Oda Buchholz, Wilfried Fiedler und Gerda Uhlisch waren bemüht, die auf dem albanischen Orthographie-Kongreß 1972 zu Tirana festgelegte Norm der albanischen Hochsprache in ihrem Handbuch weitgehend zu berücksichtigen. Sie gaben jedoch auch in beschränktem Maße Varianten an, weil die Norm nicht endgültig kodifiziert war und auch ältere Texte erschlossen werden sollten. Die Autoren verwiesen auf Fachausdrücke aus Wissenschaft und Technik sowie aus praktischen Gründen vereinzelt auf mundartliche und veraltete Wörter. Zitierform der Verben ist die

---

16 Siehe Wilfried Fiedler: Zur Arealtypologie des Konjunktivs in den Balkansprachen. In: Linguistische Studien. Reihe A. Heft 157. Berlin 1987. S. 69–100. – Der Konjunktiv Imperfekt der Balkansprachen. (Zur Frage der *Consecutio temporum* und verwandter Phänomene). In: Ebenda. S. 101–123. – Siehe auch Einführung in die Balkanphilologie. In: Einführung in die slavischen Sprachen. Hrsg. von P. Rehder. 3., verb. und erw. Aufl. Darmstadt 1991. S. 347–364. – Albanisch. In: Variationstypologie/Variation Typology – Ein sprachtypologisches Handbuch der europäischen Sprachen/A Typological Handbook of European Languages Past and Present. Herausgegeben von/Edited by Thorsten Roelcke. Berlin, New York 2003. S. 749–797.

17 Leipzig 1977. 739 S. (4. unveränderte Aufl. 1990). – Das Wörterbuch erschien ab 2000 als Sonderausgabe in der Reihe Langenscheidts Handwörterbuch Albanisch, Albanisch-Deutsch, Deutsch-Albanisch von Wilfried Fiedler und Ardian Klosi.

in einzelnen Philologien, nicht jedoch im Albanischen, bereits traditionell verwendete Wortform 3. Pers. Sg. Präsens. Es wurden des weiteren Angaben zu Syntax und Stil getätigt.

Oda Buchholz, Wilfried Fiedler und Gerda Uhlisch konnten sich bei ihrer Arbeit nur auf eine sehr geringe Anzahl anderer Handbücher und Hilfsmittel mit ein- und zweisprachigem Charakter zumeist aus den fünfziger Jahren stützen. Hervorzuheben ist vor allem die morphologische Charakterisierung einzelner flektierender Wortarten im Handbuch sowie eine sehr übersichtliche, aus fremdsprachen-didaktischer Sicht verfaßte albanische Kurzgrammatik, die dem Wörterverzeichnis folgt, in gewisser Weise aber für schnelle Hilfestellungen Grundkenntnisse im Albanischen voraussetzt. Besonders hervorzuheben sind dabei zweifelsohne die übersichtlichen Angaben zu Nomina sowie zu Kategorien und Formen des Verbs, das anhand von 53 unterschiedlichen Konjugationstypen durch Wilfried Fiedler dargestellt ist. Dem Benutzer dienlich sind des weiteren vornehmlich die Angaben zur Charakterisierung des Gegischen und auch zur Silbentrennung im Albanischen. Das Wörterbuch ist bis heute vielen, nicht nur deutschsprachigen Nutzern eine sehr willkommene und sichere Stütze.

Ein Gleiches trifft mit geringen Einschränkungen auch für die »Albanische Grammatik« von Oda Buchholz und Wilfried Fiedler, Leipzig 1987 zu.<sup>18</sup> Leider wurde diese Grammatik in albanischen Grammatikdarstellungen, vor allem sicherlich auch wegen ihrer deutschen Fassung, im Ganzen relativ wenig genutzt. Sie war die Grundlage für Habilitationen ihrer Autoren und sollte bald nach ihrem Erscheinen eine Reihe von internationalen und nationalen Rezensionen<sup>19</sup> erfahren. Zudem diente sie

---

18 Die Einschränkungen beziehen sich unseres Erachtens aus didaktisch-methodischer Sicht in erster Linie auf die sehr komprimierte Beschreibung des Albanischen. Der Anteil an der Grammatik stellt sich in Seiten wie folgt dar: Oda Buchholz: S. 198–203, 211–243, 246–249, 268–272, 274–360–384, 405, 407–497, 536–555 und 560–561. – Wilfried Fiedler: S. 27–59, 60–197, 203–211, 242, 244–246, 249–268, 272–274, 385–406, 497–536 und 549–561. – Oda Buchholz/Wilfried Fiedler: S. 5–11, 13–26, 562–570 und 571–582.

19 Siehe aus Albanien – *Studia Albanica*. Tirana XXVI(1989)1 (A. Dhrimo, R. Përnaska), aus Bulgarien – *Linguistique Balkanique*. Sofia (1988; B. Simeonov), aus Deutschland – *Südostforschungen*. München XLVII (1988, A. Hetzer). – *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*. Bd. 42. Berlin (1989)3 (Ronald Löttsch), aus Italien – *Salesianum*. Rom 51(1989)1 (R. Gottlieb), aus Rumänien – *Revue de Études Sud-Est Européennes*. Bukarest XXVI(1988)2 (C.

unter anderem als Grundlage für das Handbuch von A. Hetzer und Z. Finger, die die Grammatik als »einen Meilenstein der Forschung« würdigten.<sup>20</sup> Ähnliche positive Einschätzungen enthalten auch die zahlreichen Gutachten<sup>21</sup> für den Verlag und für das Habilverfahren. Stellvertretend sei das korrespondierende Mitglied der AdW der UdSSR Agnja Desnickaja zitiert, für die die »Albanische Grammatik« eine Kontinuität der besten Traditionen der »klassischen Sprachwissenschaft« demonstrierte. Das theoretisch Neue dieses Handbuches vom Typ einer Akademiegrammatik spiegele sich in erster Linie in der Berücksichtigung der Semantik sprachlicher Formen wider. »Zum ersten Mal wird die Möglichkeit geboten, eine vollständige und allseitige Vorstellung von der originellen Struktur einer bisher wenig bekannten, aber sehr interessanten und eigentümlichen neuindoeuropäischen Sprache, wie es das Albanische ist, zu erhalten [...] Die Grammatik ist auf die Norm der albanischen Literatursprache, die sich in der Gegenwart aktiv herausbildet und die deutlich die Tendenz zur Vereinheitlichung aufzeigt, ausgerichtet. Jedoch, und das ist sehr wertvoll, berücksichtigen die Autoren auch die historisch zustande gekommene Variabilität beim Gebrauch der grammatischen Formen, und sie versuchen in ihrer Arbeit, die Dynamik der sprachlichen Prozesse, die sich im Rahmen der albanischen Literatursprache in ihrem gegenwärtigen Zustand und in ihrer gegenwärtigen Entwicklung vollziehen, zu erfassen und widerzuspiegeln.«<sup>22</sup> Die Fülle der in der »Grammatik« betrachteten sprachlichen Fakten macht diese Arbeit zu einem unschätzbaren Hilfsmittel für historische und historisch-vergleichende Forschungen auf dem Gebiet der Albanologie.

---

Vataşescu), aus Österreich – Das kleine Ostpanorama. Linz (1989)8/5, aus den USA – Language. Vol. 64. Washington (1988)3 (G. Bevington).

20 »Noch nie ist eine Abhandlung von einem so anspruchsvollen theoretischen Niveau über die albanische Sprache in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen und Besonderheiten vorgelegt worden« (Lehrbuch der vereinheitlichten albanischen Schriftsprache. Hamburg 1989. S. V).

21 Gutachten für den Verlag seitens Agnja V. Desnickaja (AdW der UdSSR – Leningrad), Rexhep Ismajli (Universität Kosova, Prishtina) und Ronald Löttsch (AdW der DDR, ZISW Berlin).

22 Agnja V. Desnickaja: Gutachten zu Oda Buchholz/Wilfried Fiedler »Albanische Grammatik«, maschinengeschriebener Text – 347 S. Leningrad vom 17. Januar 1985, S. 1–4. – Wir danken Oda Buchholz für die freundliche Bereitstellung des Gutachtens.

Bedeutung erlangen auf dem Gebiet sprachwissenschaftlicher Publikationen zudem Abhandlungen in Form von Promotions- und Habilitationssarbeiten. Es handelt sich im einzelnen um die Arbeiten: Wilfried Fiedler: Untersuchungen zur Pluralbildung im Albanischen; Gerda Uhlisch: Die neugriechischen Lehnwörter im Albanischen; Oda Buchholz: Zur Verdoppelung der Objekte im Albanischen; Gerda Uhlisch: Untersuchungen zum adnominalen Attribut in der albanischen Sprache der Gegenwart; Gerd-Dieter Nehring: Zur semantischen und formalen Wortbildungsstruktur zwei- und mehrstämmiger Adjektive der albanischen Sprache der Gegenwart.<sup>23</sup>

Bedeutungsvoll für die interne Struktur von Wortgruppen und den albanisch-deutschen Sprachvergleich unter fremdsprachendidaktischen Gesichtspunkten ist dabei vorzugsweise die Habilarbeit von Gerda Uhlisch. Sie analysiert auf der Grenze von Syntax und Morphologie einen Sprachbereich des Albanischen, der bislang eher peripher behandelt wurde. Ein Gleiches betrifft die Promotionsschrift von Oda Buchholz. Die Verfasserin gibt einen Abriß der albanischen Syntax nach Vorbildern der strukturellen Grammatik (N. Chomsky, M. Bierwisch u. a.) und erarbeitet Regeln, nach denen die Objektverdopplung im Albanischen erfolgt. Von besonderem Interesse sind in diesem Rahmen Akkusativobjekte, die

---

23 Wilfried Fiedler: Untersuchungen zur Pluralbildung im Albanischen. Humboldt-Universität Berlin 1961. Masch.-schr. Diss. 412 S. mit zahlreichen Karten. – Gerda Uhlisch: Die neugriechischen Lehnwörter im Albanischen. Humboldt-Universität Berlin 1964. Masch.-schr. 258 S. – Oda Buchholz: Zur Verdoppelung der Objekte im Albanischen. Diss. Berlin. 1969 (siehe Oda Buchholz: Zur Verdoppelung der Objekte im Albanischen. Linguistische Studien. ZISW/A. Heft 34. Berlin 1977. 228 S.). – Gerda Uhlisch: Untersuchungen zum adnominalen Attribut in der albanischen Sprache der Gegenwart. Humboldt-Universität Berlin 1978. Masch.-schr. Diss. B. – Gerd-Dieter Nehring: Zur semantischen und formalen Wortbildungsstruktur zwei- und mehrstämmiger Adjektive der albanischen Sprache der Gegenwart (mit einem allgemein- und fachsprachlichen Wörterverzeichnis als Anhang). Humboldt-Universität Berlin. 1983. Masch.-schr. Diss. 417 S. – Sprachwissenschaftliche Qualifizierungsarbeiten in Form von Diplomarbeiten wurden 1960 durch Karlheinz Heisig, Jürgen Sandow, Helge Schmidt, Peter Schubert, Gerda Uhlisch, 1961 von Erwin Lewin, 1964 durch Oda Buchholz und Jutta Fingarow sowie 1983 durch Manuela Hirschke und Helene Walter vorgelegt. Sie berührten Diminutiva, Abstrakta, Farbzeichnungen, Entlehnungsprozesse sowie phonetisch-orthographische und morphologische Normschwankungen in der albanischen Sprache der Gegenwart und nicht zuletzt auch Fragen der Herausbildung ihres graphischen Systems im 19. und 20. Jahrhundert (Peter Schubert). Erwin Lewin behandelt das Thema der Überwindung des Analphabetentums in Albanien.

sie unter dem Gesichtspunkt der aktuellen Gliederung von Aussagen darstellt. Mit ihrem Versuch, auch die Syntax des Albanischen als Balkansprache generativ zu erfassen, betritt Oda Buchholz Neuland. Die Ergebnisse ihrer Arbeit haben auch für die Vermittlung des Albanischen als Fremdsprache Bedeutung.

Spezielle Probleme der Wortbildung wurden von Albanologen der DDR nicht behandelt. Diese Lücke schließt die Dissertation von Gerd-Dieter Nehring. Sie behandelt die Wortbildungsstruktur von adjektivischen Zusammensetzungen nach einschlägigen Methoden der Wortbildung als Tätigkeitsprozeß. Neu ist hier vor allem die Anwendung von direkten Paraphrasierungen zur Herausstellung von insges. 89 verschiedenen Wortbildungsmodellen und 78 Wortbildungsgruppen mit unterschiedlicher semantischer Wortbildungsstruktur. Die Grundlage der Arbeit bildet eine Materialsammlung von ca. 3.700 motivierten Benennungen verschiedener Wortschatzbereiche der albanischen Sprache der Gegenwart. Sie sind mit deutscher Übersetzung der Arbeit beigelegt und erfassen auch Fachwortschätze, beispielhaft vor allen Dingen die Spezielle Botanik.

Keinen geringen Wert für die Geschichte des Albanischen, für die Darstellung seiner Dialekte und aus heutiger Sicht auch für die Ausgestaltung des modernen Albanischen hat die bislang unveröffentlichte Arbeit zum Plural albanischer Substantive von Wilfried Fiedler, stellt doch der Numerus der Substantive bekanntlich wohl nicht nur für Anfänger des Erlernens von Normen der albanischen Sprache ein hinsichtlich seiner Regelmäßigkeit immer wieder verzwicktes Problem dar. Die 1961 als Ergebnis einer 1957 durchgeführten Expedition abgeschlossene Arbeit gewinnt insbesondere an Wert, berücksichtigt man den Umstand, daß das Albanische zur Zeit seiner Entstehung in seiner standardsprachlichen Form nicht unifiziert war und albanistische Beschreibungen auf diesem Gebiet insgesamt ausstanden. Das veranlaßte den Autor, Sprachmaterial in unterschiedlichen Sprachgebieten des albanischen Kernsprachareals zu sammeln und auszuwerten. Hiermit wurde er u. a. auch in die Lage versetzt, nachfolgende Entwicklungen und Standardisierungen des Albanischen kompetent und normgerecht beurteilen zu können, was insbesondere auch in Anbetracht gegenwärtiger Normdiskussionen des Albanischen<sup>24</sup> nutzbringend ist.

---

24 Siehe Gerd-Dieter Nehring: Albanisch. In: Wieser Enzyklopädie des europäischen Ostens. Bd. 10. Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens. Hrsg. von Miloš Okuka unter Mitwirkung von Gerald Krenn. Klagenfurt, Celovec 2002. S. 47–65.

#### 4. VERÖFFENTLICHUNGEN ZUR KULTUR UND LITERARISCHE ÜBERSETZUNGEN

Veröffentlichungen zur Kultur widmeten sich im Untersuchungszeitraum einerseits hauptsächlich als Artikel und Rezensionen kulturellen Fragestellungen unter eher allgemeinen Aspekten, d. h. sie machten interessierte Leser mit fachspezifischen Zeitschriften, Buchpublikationen, mit Kulturschaffenden, den Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit, mit dem Albanischen, seinen Trägern und deren Kultur an sich bekannt. Andererseits erfassen sie aber durch Lexikonbeiträge und Rezensionen bzw. als Vor- oder Nachworte von literarischen Übersetzungen ausgewählte literaturwissenschaftliche und -geschichtliche Aspekte. Sie enthalten Angaben zu literarischen Prozessen und Autoren.

Für die Beschäftigung mit diesen Fragen war wiederum die Tätigkeit von Maximilian Lambertz richtungweisend. Seine Veröffentlichungen auf kulturellem Gebiet in Form von selbständigen Publikationen zu ausgewählten kulturellen Problemen bzw. als Teile von Materialien der akademischen Lehre lassen sich inhaltlich den folgenden Bereichen zuordnen:

*Erstens:* Einführung in die albanische Literatur und Literaturgeschichte (1956, 1958, 1963),

*zweitens:* Beschreibung (von Teilen) der reichen albanischen Folkloreliteratur, der Volksepik und des Großepos, der Sagenwelt und des Reiches des albanischen Märchens, der albanischen Mythologie in Form von Artikeln, Übersetzungen mit entsprechenden Erläuterungen, d. h. selbständigen Publikationen, und Lexikonbeiträgen (1949 – 1963), sowie

*drittens:* Darstellung des albanischen Dramas der Gegenwart.<sup>25</sup>

Besonders hervorzuheben sind Lambertz' Untersuchungen zu Jul Variboba,<sup>26</sup> da seine Sprache auf Grund des geringen Grades der Bearbeitung des Italoalbanischen zur damaligen Zeit wenig bekannt war. Die Übersetzung von Fishtas großem epischen Werk,<sup>27</sup> die Lambertz ange-

---

25 In begrenzter Form durch einen Artikel 1960 (Das Drama im albanischen Theater von heute. In: Südostforschungen. München (1960)XIX. S. 316–325) und durch die Übersetzung des Theaterstücks »Toka jonë« von Kolë Jakova »Unser Boden« 1961.

26 Siehe Maximilian Lambertz: Giulio Variboba. In: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiet der Indogermanischen Sprachen. Göttingen (1956)74. S. 45–122 und 185–224.

27 Gjergj Fishta und das albanische Heldenepos Lahuta e Malcís. Laute des Hochlandes. Eine Einführung in die albanische Sagenwelt. Leipzig 1949. 76 S. – Gjergj Fishta,

fertig hatte, war die einzig volkskundlich vollständige und künstlerisch wertvollste. Maximilian Lambertz interessierte sich besonders für die Kreshniken-Lieder und die Rhapsodien, die in Nordalbanien und Montenegro gesungen werden. Ihnen kommt insofern Bedeutung zu, als sie die Grenzen der albanischen Welt überschreiten und die Balkanfolklore überhaupt betreffen.<sup>28</sup> Dieses Thema lag dem Wissenschaftler offenbar am Herzen, denn er kehrte oft zu ihm zurück, so auch in dem Essay »Die homerische Frage und das albanische Großepos«, wo Maximilian Lambertz noch einmal klassische Philologie und Albanistik zu verbinden wußte.<sup>29</sup> Gerda Uhlisch setzte mit der Vorstellung übersetzter albanischer Märchen und Sagen nebst entsprechenden Kommentaren und einem Nachwort diese Arbeit in gewisser Weise fort. »Die Schöne der Erde, Verkörperung des Zauberhaften und Wunderbaren im albanischen Volksmärchen«, gab ihrer Auswahl den Namen. Hier wurde das »festungsartige Einzelgehöft, die Kulla, zum Königsschloß, der in bäuerlicher Tradition der heimatlichen Erde verbundene Mensch zum geflügelten Helden [...] Die elfenartigen Djinn, die an Wasserquellen wohnenden Zanen [...] nehmen am Kampf zwischen Gut und Böse teil, der notwendigerweise mit dem Sieg des Guten endet.«<sup>30</sup>

Die beschreibende Darstellung der gesamten albanischen Literatur und einzelner albanischer Schriftsteller und literarischer Strömungen war nach Lambertz jedoch Wilfried Fiedler und Oda Buchholz vorbehalten.<sup>31</sup>

---

Lahuta e Malcis (Die Laute des Hochlandes). Übersetzt und herausgegeben von Maximilian Lambertz. München 1958. 312 S.

- 28 Siehe Wilfried Fiedler: In memoriam: Maximilian Lambertz. In: Gjurmime albanologjike. Prishtinë [1965]2. S. 334f. – Zur gleichen Zeit erschien auch Albanische Volksmusik. Bd. 1. Gesänge der Çamen. Berlin 1965. 302 S. von Wilfried Fiedler zusammen mit Doris und Erich Stockmann.
- 29 Siehe Gerda Uhlisch: Maximilian Lambertz [1882–1963]. In: Bedeutende Gelehrte in Leipzig, Bd. I. Karl-Marx-Universität. Leipzig 1965. S. 265.
- 30 Zitiert von der Einbandseite. – Siehe auch Oda Buchholz: Rezension zu: »Die Schöne der Erde«. Albanische Märchen und Sagen, Leipzig 1985. In: »Neues Deutschland«. Berlin vom 12./13. Juli 1986 (Kulturbeilage). S. 14.
- 31 Siehe Oda Buchholz/Wilfried Fiedler: 20 Lexikonartikel zu Werken der albanischen Literatur. In: Encyklopedia literárných děl. Bratislava 1989. – Oda Buchholz/Wilfried Fiedler: Lexikonartikel zur albanischen Literatur. In: BI-Lexikon »Literaturen Ost- und Südosteuropas«. Leipzig 1990. – Wilfried Fiedler: 12 Artikel zur albanischen Literatur. In: Lexikon der Weltliteratur. Hrsg. von Gerhard Steiner. Weimar 1963. – Wilfried Fiedler: Albanien. Literatur. In: Meyers neues Lexikon. Zweite, völlig neu erarbeitete Auflage in achtzehn Bänden. Bd. I. Leipzig 1972. S. 181–182

Ihre Arbeit ergänzte in der DDR in gewisser Weise auch die Beschreibung jugoslawischer Literaturen. Gemeinsam gaben sie 1976 auch in Übersetzung den Erzählband »Erkundungen«, dem ein Nachwort zu den Erzählern folgt, heraus. In dieser Auswahl kamen in der DDR erstmals acht der bedeutendsten albanischen Erzähler der Gegenwart zu Wort. Sie geben Auskunft über einen literarischen Prozeß, dessen steile Aufwärtsentwicklung unübersehbar ist. Oda Buchholz und Wilfried Fiedler übersetzten zudem von Ismail Kadare den Roman »General der toten Armee« und die Erzählungen »Die Schleierkarawane« (Berlin 1977, 1988, Kiel 1988 bzw. Berlin 1987, Kiel 1989). 1979 erschien in Prishtina eine Auswahl albanischer Poesie in Jugoslawien unter dem Titel »Der bekümmerte Zweig« (übertragen von Oda Buchholz und Wilfried Fiedler). Diese Auswahl verfolgte »eher das Ziel, einen informativen Überblick über diese Dichtung, eine Aufforderung zum Lesen, als eine zusammenfassende Darstellung zu geben« (S. 5). Oda Buchholz veröffentlichte auch selbständig in mitverfaßten Büchern Poesie (1982, 1985) und albanische Erzähler (1987, 1989).<sup>32</sup> Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang auch dem nach einem Gedicht von Ali Podrimja bezeichneten Poesieband »Zieh Dich zurück in den Vers Homers« (Prishtina 1988) zu, eine Übertragung moderner albanischer, serbischer und türkischer Dichtung aus Kosova.<sup>33</sup> Gewissermaßen zeichnet diese Übertragung vorausahnend auf ihre eigene, originelle, nahezu melancholische Weise am Vorabend blutiger Auseinandersetzungen und Kriege den Ausklang der Symbiose eines möglichen friedlichen Neben- und Miteinander unterschiedlicher Völker und Kulturen: »geh dorthin wo du kamst/dies ist doch nicht deine Zeit kehr um/befrei die Menschen von sich selbst/

---

(Albanische Sprache. S. 183. – Albanistik. S. 183). – Wilfried Fiedler: 22 Artikel zu albanischen Dichtern. In: Lexikon fremdsprachiger Schriftsteller von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. I–III. Leipzig 1977, 1979, 1980. – Wilfried Fiedler: 10 Artikel zur albanischen Literatur. In: BI Schriftsteller-Lexikon. Autoren aus aller Welt. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Hannelore Gärtner. Leipzig 1988. Siehe auch Anm. 28.

- 32 Siehe Oda Buchholz: Auswahl und literarische Übersetzung zu »Die Schwalben« (Dhimitër Shuteriqi), »Der Wieting« (Dh. Shuteriqi). In: Der Tanz der Fledermäuse. Berlin 1985. S. 311–324. – Ebenda. Berlin 1987. S. 311–324. – »Porträt eines groben Mannes« (Dritëro Agolli). In: Ad libitum. Berlin (1987)7. S. 258–269. – »Lebe wohl, mein Hauptmann!« (Dritëro Agolli). In: Der letzte Hügel. Berlin 1989. S. 206 bis 237.
- 33 Die Übertragung albanischer Dichtung besorgte Oda Buchholz, die Übertragung serbischer und türkischer Poesie Gerd-Dieter Nehring.



und den Schatten befrei sie von Masken/ und Fluchten [...] /zieh dich zurück in den Vers Homers/Troja ist gefallen und die Marseillaise/singen die Menschen seit langem nicht mehr.«

## 5. HISTORISCHE FORSCHUNGEN

Eine Bestandsaufnahme historischer Forschungen macht deutlich, daß für die Beschäftigung mit albanischer Geschichte im Vergleich zur Linguistik ein Neuanfang unumgänglich war. Die in der Vergangenheit, namentlich während der faschistischen Herrschaft in Deutschland, in deutschsprachigen Arbeiten zur Geschichte vermittelten Traditionen waren oft durch Vorurteile gegenüber einem »wildem«, mit einem »anarchistischen« Geist ausgestalteten Volk geprägt. Im Vordergrund standen der patriarchalische Charakter des albanischen Volkstums und die angebliche politische Unmündigkeit des Volkes; teilweise wurden romantisierende Maßstäbe angelegt und Historiker oder Publizisten befaßten sich vorrangig mit den im mittelalterlichen Kanon des Lekë Dukagjini überlieferten Bräuchen wie der Blutrache, die mehr als jeder andere Faktor auf Lebensweise und politische Einstellungen der Albaner eingewirkt hätten. Albanische Nationalgeschichte erschien, wenn auch in unterschiedlichem Maße und in differenzierter Weise, oftmals als ein mehr oder minder zufälliges Konglomerat religiöser, ethnographischer und kulturgeographischer Komponenten.<sup>34</sup>

Die zweifellos vorhandene Rückständigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung und das noch durch zahlreiche Fäden mit der patriarchalischen Vergangenheit verknüpfte Leben wurden einseitig erfaßt und bewertet, so daß die Haupttendenz der Entwicklung im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert – der eigenständige Weg des Volkes zur Formierung der Nation und die Bildung eines selbständigen albanischen Staates – kaum thematisiert wurde. Vielmehr seien Emanzipationsbestrebungen und nationale Eigenständigkeit nicht »aus eigenem Willen«, sondern durch äußere Einflüsse erreicht worden.<sup>35</sup>

---

34 Siehe Georg Stadtmüller: Die albanische Volkstumsgeschichte als Forschungsproblem. In: Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa. Leipzig (1941)5. – Georg Stadtmüller: Altheidnischer Volksglauben und Christianisierung in Albanien. In: *Orientalia Christiana Periodica*. Wien XX(1954).

35 Siehe Georg Stadtmüller: *Geschichte Südosteuropas*. München 1950. S. 366f.

Wichtige Impulse gingen wiederum von der Leipziger Universität aus. Am neugeschaffenen Institut für Geschichte der europäischen Volksdemokratien wurde in der von Ernstgert Kalbe geleiteten Abteilung für Geschichte Südosteuropas schon frühzeitig das Augenmerk auf den Nachholbedarf hinsichtlich innerer Entwicklungsprozesse der Länder, darunter Albaniens, gelenkt. Entschiedenenes Engagement für Neues und den Nachwuchs gehörten in der Abteilung zum Selbstverständlichen. Die ursprünglichen Intentionen, mit einer Arbeit über den albanischen Nationalhelden Gjergj Kastrioti Skënderbeu<sup>36</sup> Zugang zur albanischen Geschichte zu erlangen, gingen wegen eines durch Krankheit bedingten frühen Ausscheidens Willy Steltners aus der wissenschaftlichen Arbeit leider nicht auf. Dagegen reichten die vom Institut initiierten und geförderten Untersuchungen zur albanischen Volks- und Nationalbewegung im 19./20. Jahrhundert über die seinerzeit üblichen Beziehungsthemen zur Geschichte ost- und südosteuropäischer Völker hinaus und beschränkten wissenschaftliches Neuland. In einer relativ kurzen Zeit entstanden am Institut eine Dissertation sowie mehrere wissenschaftliche Arbeiten zur nationalen Unabhängigkeitsbewegung des albanischen Volkes am Ende des Ersten Weltkrieges, die sich auf einen wichtigen, in der neueren deutschen historischen Literatur bis dahin zusammenhängend noch wenig bearbeiteten Abschnitt der Nationalbewegung in Südosteuropa konzentrierten.<sup>37</sup> Obwohl der Aufschwung der Massenbewegung in dem

---

36 Siehe Willy Steltner: Zum Geschichtsbild des albanischen Nationalhelden Georg Kastrotro, genannt Skanderbeg. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin. (1956)5. S. 1033–1044.

37 Siehe Erwin Lewin: Die nationale Unabhängigkeitsbewegung des albanischen Volkes von 1917–1920. Phil. Diss. Karl-Marx-Universität Leipzig. 1965. 260 S. – Erwin Lewin: Das Ringen der »Albanischen Liga« um territoriale Integrität und nationale Autonomie. In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas. Bd. 9. Berlin 1965. S. 316–331. – Erwin Lewin: Die Große Sozialistische Oktoberrevolution und die albanische Unabhängigkeitsbewegung von 1917 bis 1920. In: Ebenda. Bd. 11. Berlin 1967. S. 107–123. – Erwin Lewin: Die internationalen Auswirkungen der sowjetischen Friedenspolitik und das Scheitern der imperialistischen Teilungspläne gegenüber Albanien in den Jahren 1919/1920. In: Ebenda. Bd. 12. Berlin 1968. S. 225–246. – Erwin Lewin: Die historischen Voraussetzungen der nationalen Unabhängigkeitsbewegung in Albanien. In: Études balkaniques. Sofia (1970)2. S. 24–38. – Erwin Lewin: Die antiimperialistische Bewegung des albanischen Volkes im Jahre 1920. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 15/2. Berlin 1971. S. 99–121. – Erwin Lewin: Das Scheitern der imperialistischen Teilungspläne gegenüber Albanien in den Jahren 1919/

kleinen Land an der Adria ein Ereignis von weit reichender innen- und außenpolitischer Bedeutung für Albanien war, hatten diese Vorgänge auch in der DDR-Geschichtsschreibung bislang wenig Beachtung gefunden.

Die Veröffentlichung vorliegender Forschungsergebnisse Erwin Lewins und ihre Vorstellung auf internationaler Ebene<sup>38</sup> – ergänzt durch Beiträge zur Geschichte Albanien in Lexika, wie »Meyers Neues Lexikon« und »Kleine Enzyklopädie Weltgeschichte«, sowie eine bibliographische Erschließung albanischer Literatur und rege Rezensionstätigkeit über Quelleneditionen und aktuelle historische Arbeiten in Albanien<sup>39</sup> – befruchtete nicht nur die Debatte im Kollegenkreis sowie eine vergleichende Betrachtungsweise, sondern fand Eingang in Lehre und Ausbildung der Geschichtsstudenten zur albanischen Geschichte.

Von der Aufgabenstellung und Anlage der Arbeiten machte es sich erforderlich, die albanische Unabhängigkeitsbewegung aus ihren inneren Bedingungen heraus und in ihrer widersprüchlichen Entwicklung darzustellen. Es ging als Neubeginn um die Fixierung des historisch Konkretes, um die Synthese realer Tatbestände zu einem objektiven, sachlich geprägten Bild.<sup>40</sup>

Der Autor ist den dabei aufgetretenen schwierigen Aufgaben vollständig, korrekt und unvoreingenommen, aber auch mit einem hohen

1920. In: III-e Congres International d'Études du Sud-Est Européen. *Resumés des Communications*. Tome I. Histoire. Bukarest 1974. S. 374–375.

38 Siehe Erwin Lewin: Forschungen zur albanischen Nationalbewegung im 19./20. Jahrhundert. In: Beiträge zur Balkanzivilisation. Zum I. Internationalen Kongreß der Association Internationale d'Études du Sud-Est Européen in Sofia 1966. Red. Dr. Ernstgert Kalbe. Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Leipzig (1966)3. S. 463–470.

39 Siehe u. a. Erwin Lewin/Willy Steltner: Bibliographie albanischer Literatur zur Geschichte Albanien (1944–1958). In: Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas. Bd. 5. Berlin 1961. S. 457–475. – Erwin Lewin: Dokumenta e materiale historike nga lufta e popullit shqiptar për liri e demokraci 1917–1941, Tirana 1959. In: Ebenda. Bd. 9. Berlin 1966. S. 365–368. – Erwin Lewin: Ligor K. Mile: Kryengritjet popullore në fillim të Rilindjes sonë, Tirana 1962. In: Ebenda. Bd. 10. Berlin 1967. S. 374–375. – Erwin Lewin: Qeveria e përkohëshme e Vlorës dhe veprimtaria e saj, Tirana 1963. In: Ebenda. Bd. 11. Berlin 1967. S. 369–370. – Erwin Lewin: Studime Historike, Tirana (1964) Jg. I. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 13/1. Berlin 1969. S. 186–192. – Erwin Lewin: Studime Historike. Tirana (1965) Jg. II. In: Ebenda. Bd. 13/2. Berlin 1969. S. 233–238.

40 Siehe Universitätsarchiv Leipzig (im weiteren UAL). Phil. Fak. Prom. 13110. Bl. 4.

Maß an Sympathie für die progressiven Kräfte in der historischen Entwicklung entgegengetreten.<sup>41</sup> Im Ablauf des Geschehens legte der Verfasser auf verschiedene einander folgende Momente in ihrem inneren und äußeren Zusammenhang besonderen Wert: auf die historischen Voraussetzungen der albanischen Nationalbewegung, die Rilindja Kombëtare, deren Wurzeln auch auf das Ideengut der westeuropäischen Aufklärung zurückreichen; auf den Widerstand des Volkes gegen den geheimen, von imperialen Interessen geprägten Aufteilungsvertrag von London aus dem Jahre 1915; auf das verfängliche und skrupellose Spiel mit der albanischen Frage während der Pariser Friedenskonferenz 1919/1920 und schließlich als Höhepunkt auf das starke Aufbraten der albanischen Nationalbewegung im Jahre 1920. Hierdurch wurden fremde Streitkräfte der Krieg führenden Blöcke aus dem Lande vertrieben und die Unabhängigkeit Albaniens mußte von den Großmächten und dem Völkerbund anerkannt werden.

Wenngleich für die Bearbeitung der Thematik Primärquellen nur bedingt zur Verfügung standen, konnten gedruckte Quellensammlungen verschiedener Herkunft genutzt werden, deren Aussagewert in der Forschung bei weitem nicht ausgeschöpft war.<sup>42</sup> Hervorzuheben ist, daß es mit Hilfe albanischer Kollegen gelungen ist, die zeitgenössische albanische Presse auszuwerten, die unmittelbaren Quellenwert besitzt und Zeitkolorit vermittelte.

Die Aussagekraft der vorgelegten Arbeiten erwächst wesentlich daraus, daß der Verfasser nicht nur den Verlauf der Nationalbewegung nachzeichnete, wozu dem deutschen Leser viele unbekannte Fakten erschlossen wurden, sondern er bestimmte zugleich deren Wesen. Die Einordnung der albanischen Unabhängigkeitsbewegung von 1917 bis 1920 interpretierte er mit Blick auf die Wirkungen der russischen Revolutionen von 1905 und 1917 als Volksbewegung, die sich verspätet in einem fortgeschrittenen Stadium der weltgeschichtlichen Entwicklung vollzog, gewissermaßen am Schnittpunkt zweier historischer Epochen beim

---

41 Siehe ebenda. Bl. 5.

42 Es handelte sich um albanische Dokumentenpublikationen zur Geschichte der nationalen und demokratischen Volksbewegung sowie um Quelleneditionen italienischer, österreichischer, englischer, deutscher und russischer Provenienz zur internationalen Politik während des Ersten Weltkrieges und in der Nachkriegsperiode, die die internationale Stellung der albanischen Frage mit einbezogen.

Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert.<sup>43</sup> Infolge der gesellschaftlichen Rückständigkeit Albaniens und der historischen Verspätung seiner Nationalbewegung ging es einerseits noch um die Überwindung halbfeudaler Verhältnisse und um die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft, während die Massenbewegung für nationale Souveränität andererseits bereits bürgerlich-demokratischen Charakter annahm und sich gegen ausländische imperiale Interessen richtete. So erwies sich der albanische Befreiungskampf am Ende des Ersten Weltkrieges als Testamentsvollstrecker der so genannten Nationalen Wiedergeburt. Er mündete aber zugleich in den sich weltweit vollziehenden Aufbruch rückständiger Agrarländer während des 20. Jahrhunderts ein.<sup>44</sup> Die albanische Entwicklung stellte in ihrer zweifachen Ausrichtung – im Hinblick auf die nationale Befreiungsbewegung der kolonial unterdrückten außereuropäischen Völker, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, – ein Bindeglied dar von der letzten Phase der nationalen Emanzipation in Europa hin zu gleichartigen Vorgängen auf den übrigen Kontinenten. Dem entsprach auch die soziale Strukturierung Albaniens, in welcher sich das bäuerliche Element als ausschlaggebend erwies.

Die Untersuchung erlaubte den Schluß, daß in dieser durch den Einfluß der revolutionären Ereignisse in Rußland und anderen Ländern beförderten Volksbewegung mit fortschreitendem Verlauf immer stärker auch die demokratischen Kräfte des sich entwickelnden Bürgertums an die Spitze drängten, während die feudalen Elemente zunehmend an Einfluß verloren. Der Verfasser spürte zu diesem Zweck den verschiedenen Strömungen der Nationalbewegung und ihren programmatischen Forderungen nach, so beispielsweise dem Kongreß von Durrës Ende 1918 und jenem von Lushnja im Januar 1920 sowie dem im April 1920 gebildeten Rat der Nationalen Verteidigung. Als instruktiv erwies sich hierbei, daß Erwin Lewin die Zusammensetzung der Delegierten einerseits der Zusammenkunft in Durrës und der daraus hervorgegangenen proitalienischen Regierung Turhan Pasha und andererseits des Kongresses von Lushnja vergleicht, auf dem die gegen die imperialen Interessen Italiens gerichtete Regierung unter Sulejman Delvina gebildet worden war. Herausgestellt wurden die Potenzen der nationalen bürgerlichen Kräfte, und

---

43 Siehe Erwin Lewin: Wesen und Triebkräfte der albanischen Unabhängigkeitsbewegung von 1917–1920. In: Actes du premier Congres international des études balkaniques et sud-est Européennes. Bd. V. Histoire. Sofia 1970. S. 133–136.

44 Siehe UAL. Phil. Fak. Prom. 13110. Bl. 8.

die unteren Volksschichten, insbesondere die armen Bauern wurden als vorwärts drängende Kraft der albanischen Nationalbewegung vorgestellt.

Von Interesse waren des weiteren die Darlegungen des Verfassers über die albanische Frage auf der Friedenskonferenz in Paris. Hier wurde sie nämlich – trotz der Beteuerungen des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson zum Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker – ausschließlich als Tauschobjekt zwischen den Siegerstaaten bei der Nachkriegsregelung betrachtet. Einzig der Massenprotest, der im Sommer 1920 in Vlora bis zum bewaffneten Aufstand führte, zwang die Großmächte, die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Landes zu respektieren. Das Kernproblem bestand dabei in dem seit dem Londoner Geheimvertrag von 1915 erhobenen Anspruch Italiens auf albanische Gebiete, dem die Forderungen der balkanischen Nachbarstaaten untergeordnet blieben.<sup>45</sup>

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß die Arbeiten von Erwin Lewin aus der inneren Logik der Entwicklung und einer Fülle von Tatsachen und Argumenten belegten, daß das albanische Volk seine staatliche Selbständigkeit aus eigener Kraft erringen und bewahren konnte. Wesentliche konzeptionelle Aussagen seiner in Leipzig vorgelegten Forschungen sind in der albanischen Geschichtsschreibung aufgenommen.<sup>46</sup>

1984 konnte die Diplomarbeit von Cornelia Domaschke zur Dissertation über die Formierung und Entwicklung der albanischen Arbeiterklasse weitergeführt werden.<sup>47</sup> Die Verfasserin der Dissertationsschrift vermittelte einen Überblick über wichtige Seiten der objektiven und subjektiven Bedingungen für die Entstehung der albanischen Arbeiterschaft sowie der Politik der herrschenden Partei der Arbeit Albaniens (PAA). Sie erschloß einen Bereich der neuen albanischen Geschichte, zu dem bis dahin kaum Forschungen und Publikationen erfolgt waren. Damit

45 Siehe UAL. Phil. Fak. Prom. 13110. Bl. 5.

46 Siehe *Historia e Shqipërisë. Vëllim i tretë (1912–1944)*. Hrsg. Akademia e Shkencave e RPS të Shqipërisë. Instituti i Historisë. Tirana 1984. S. 26. – Sie sind zudem nach der politischen Wende in Albanien durch die Auszeichnung des Autors gewürdigt worden (siehe *Ceremoni e organizuar me rastin e dekorimit të albanologëve të shquar, vendës e të huaj*. In: *Studime Historike*. Tirana (1995)1–4. S. 162–165).

47 Siehe Cornelia Domaschke: *Objektive Bedingungen der Formierung und Entwicklung der albanischen Arbeiterklasse. Grundlegende Tendenzen und Widersprüche in der Politik der Partei der Arbeit Albaniens (PAA) zur Durchsetzung der Rolle der Arbeiterklasse als soziale Hauptkraft der albanischen Gesellschaft*. Phil. Diss. Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Berlin. 1984.

trug sie dazu bei, das Informationsdefizit über das Land weiter abzutragen, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Arbeit selbst unter den Bedingungen dieses Defizits, auf der Basis von Quellen, die im wesentlichen Selbstdarstellungen der in Rede stehenden Partei waren, verfaßt werden mußte.

Zu den Ergebnissen gehörte eine Untersuchung der historischen Ausgangsbedingungen, von denen Verlauf und Errungenschaften der revolutionären Veränderungen in Albanien nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmt wurden. Die knappe Analyse materiell-technischer, sozialer, politischer, kultureller, historischer und schließlich geographischer Rahmenbedingungen verdeutlichte bereits den Kern des Problems: Chancen und Gefährdungen gesellschaftlicher Entwicklung nicht schlechthin unter den – für andere Länder gleichfalls zutreffenden – Bedingungen von Rückständigkeit im allgemeinen darzustellen, sondern in dem in jeder Hinsicht rückständigsten Land Europas.

Die Verfasserin stellte das rasche zahlenmäßige Wachstum der Arbeiterschaft sowie größere Veränderungen sowohl in ihrer Zweig-, als auch in ihrer Territorialstruktur als charakteristische Merkmale in der Entwicklung der albanischen Sozialstruktur heraus.<sup>48</sup> Resultierten die großen Zuwachsraten anfangs überwiegend aus der Eingliederung der Landbevölkerung in die außeragrarisches Produktion – der Anteil der Bauernschaft verringerte sich beispielsweise im genannten Zeitraum auf 58,7 Prozent – rückten danach andere Quellen für das Anwachsen der Arbeiter und Angestellten im Produktions- und Distributionsprozeß in den Vordergrund. Hinzu kam ein anhaltend hohes Wachstumstempo der Bevölkerung insgesamt, was sich spürbar auf die Zunahme der Personen im erwerbsfähigen Alter auswirkte. Die Zahl vergrößerte sich im Zeitraum von 1950 bis 1980 um das 2,2fache. Auf diese Weise entstand in Ballungsgebieten eine junge Arbeiterklasse, und es konnten bisher nicht berufstätige Teile der Bevölkerung aktiviert werden. Ebenso wurden Möglichkeiten zur Eingliederung von Frauen in den Produktionsprozeß als wesentliches Ergebnis der Wahrnehmung ihrer Gleichberechtigung genutzt. Die Haupttendenz der Entwicklung der albanischen Arbeiter-

---

48 Mit den Veränderungen der Eigentumsverhältnisse nach 1944/1945 und im Ergebnis der Industrialisierungspolitik des neuen Staates verzehnfachte sich die Zahl der Arbeiter und Angestellten bis Anfang der sechziger Jahre. Sie betrug im Jahre 1960, wie in der Arbeit belegt wird, über 202.000 und zählte bis Ende der siebziger Jahre etwa 600.000.

schaft führte auch zu einer wachsenden Aktivität und zu zunehmender gewerkschaftlicher und parteimäßiger Organisiertheit.<sup>49</sup>

Einer kritischen Betrachtung unterzog Cornelia Domaschke die Politik der PAA und ihrer Konsequenzen. Das war dem »parteiinternen« Interesse der SED nach Bewertung der Tätigkeit der albanischen Parteiführung geschuldet, die seit Beginn der sechziger Jahre das Zusammenwirken mit der UdSSR und anderen Ländern des Warschauer Vertrages aufgekündigt und sich politisch weitgehend isoliert hatte. Der von der Verfasserin gewählte methodische Ansatz war, die Ursachen für die albanische Separatentwicklung in einer Vielzahl innerer und äußerer, historischer und unmittelbarer Faktoren zu suchen. Bei allen erreichten Ergebnissen im Formierungsprozeß und der Ausprägung ihrer Eigenschaften ließ die verspätete Entwicklung wie die – an anderen Ländern gemessene – zahlenmäßige und qualitative Schwäche der albanischen Arbeiterklasse die Formierung einer wirklichen Arbeiterpartei nicht zu. Ebenso verstärkte der Umstand, daß auch eine traditionsreiche linksorientierte Intelligenz weitgehend fehlte – sie formierte sich erst im Ergebnis der oben geschilderten Prozesse –, die Labilität der sozialstrukturellen Verwurzelung der PAA. Die äußeren Konflikte, wie der Bruch mit Jugoslawien, der UdSSR und später mit China, sowie die theoretischen Defizite führender Parteifunktionäre förderten somit den Weg in die Isolation. So wurden letztlich Verhaltensweisen realisiert und fortgesetzt, die Traditionen hatten, nämlich daß jahrhundertelange Fremdherrschaft dort, wo sie die nationale Identität nicht zu zerstören vermochte, zu deren Überbetonung führte.

Die Dissertation verdiente Beachtung, weil sie die Thematik erstmalig in der Geschichtswissenschaft der DDR behandelte. Wesentliche Ergebnisse ihrer Arbeit, die sie als einen Beitrag zur Erforschung der Wachstumsprozesse der albanischen Arbeiterklasse auffaßte, veröffentlichte die Verfasserin in verschiedenen Zeitschriften und speziellen Infor-

---

49 Da diese Tendenzen im Zusammenhang mit materiell-technischen Problemen und damit verbundenen übergreifenden Prozessen der sozialstrukturellen Entwicklung dargestellt wurden, erfuhr der Leser zugleich Wissenswertes über die Entwicklung der Produktivkräfte, über das Verhältnis von Stadt und Land, über Konzepte und Schwankungen der PAA im Hinblick auf die Differenzierung in der Bauernschaft, die landwirtschaftliche Produktion und die Eigentumsverhältnisse auf dem Lande: Im Grunde genommen über jene Seiten der gesellschaftlichen Vorgänge, die auf die Entwicklung der Arbeiterklasse einwirkten oder von ihr beeinflußt wurden.



mationsbulletins.<sup>50</sup> Ergänzend kamen Rezensionen zur albanischen Entwicklung hinzu.<sup>51</sup>

Zusammenfassend bleibt festzuhalten: Zu einer Bilanz historischer albanologischer Forschungen an den genannten Einrichtungen gehört zweifellos ein kritischer Blick auf die vorgelegten Ergebnisse. Dieser beinhaltet zum einen die politischen Rahmenbedingungen, die Vorgaben für geschichtswissenschaftliche Arbeiten durch die Politik, was nicht selten zur direkten Einmischung von übergeordneten staatlichen wie parteipolitischen Gremien, Abnahmekommissionen u. ä. führte. Die Mitarbeiter des Leipziger Instituts sind Ende der sechziger Jahre mit ihren konzeptionellen Auffassungen bei der Erarbeitung von »Abrissen« zur Geschichte der jeweiligen volksdemokratischen Länder letztlich am politisch motivierten Widerspruch der zuständigen ZK-Abteilung der SED gescheitert. Der Mut zum Risiko wurde nicht belohnt.

---

50 Siehe Cornelia Domaschke: Zur Entwicklung der albanischen Arbeiterklasse. In: Informationsbulletin des Instituts für Internationale Arbeiterbewegung (IAB). Berlin (1978)3. S. 1–12. – Cornelia Domaschke: Zahlen, Fakten und Ergebnisse. Informationen zum VIII. Parteitag der Partei der Arbeit Albaniens (PAA). In: Ebenda. Berlin (1982)5. S. 68–77. – Cornelia Domaschke: Zu einigen Fragen der Periodisierung der Geschichte des sozialistischen Aufbaus in Albanien und zu historischen Wurzeln von gegenwärtigen Grundpositionen der PAA. In: Ebenda. Berlin (1984)6. S. 29–37. – Cornelia Domaschke: Zur Entwicklung der albanischen Arbeiterklasse. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität. Berlin (1985)10. S. 852–854. – Cornelia Domaschke: Grundzüge in der Entwicklung der albanischen Arbeiterklasse (1944–1984). In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Berlin (1985)5. S. 594–604. – Cornelia Domaschke: Sozialistische Umgestaltung und Arbeiterklasse in Albanien. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 33. Berlin 1989. S. 199–223.

51 Siehe u. a. Cornelia Domaschke: Rezension zu: Enver Hoxha: Imperialismus und Revolution. Tirana 1979 (deutsch). In: Informationsbulletin des Instituts für Internationale Arbeiterbewegung (IAB). Berlin (1980)4. S. 36–46. – Cornelia Domaschke/Wolfgang Ruß: Der Entwicklungsweg Albaniens. Ein Beitrag zum Konzept autozentrierter Entwicklung. Meisenheim/Glan 1979. In: Ebenda. Berlin (1981)4. S. 48–55. – Cornelia Domaschke: Enver Hoxha: Die Chruschtschowianer. Erinnerungen. Tirana 1980. In: Ebenda. Berlin (1983)1. S. 32–40. – Cornelia Domaschke: Grundzüge der Entwicklung der albanischen Arbeiterklasse und aktuelle Aspekte in der Politik der Partei der Arbeit Albaniens bei der Realisierung der führenden Rolle der Arbeiterklasse in der sozialistischen Gesellschaft. Studienheft 2. Internationale Arbeiterbewegung, Berlin 1985. 131 S. – Cornelia Domaschke: Historia e Shqipërisë (1944–1975). Vëlërim 4, Tirana 1983. In: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas. Bd. 31. Berlin 1988. S. 398–402.

Eine kritische Sicht umfaßt darüber hinaus eigene begrenzte Positionen und Verzeichnungen einzelner Autoren, die aus den historisch-theoretischen Vorgaben erwachsen und teilweise auch verinnerlicht worden sind.<sup>52</sup> Albanologische Forschungen als Bestandteil der DDR-Historiographie verstanden sich als Alternative zu bisheriger Geschichtsschreibung. Sie wurden produktiv, soweit sie dabei marxistisches Gedankengut als kritische Methode verstanden und anwendeten. Sie wurden aber behindert, wo diese zu konjunktureller »Parteilichkeit« gerieten. Grundaussagen, wie jene zum Fortschrittsbegriff mit einer unaufhörlichen gesetzmäßigen Fortentwicklung und Abfolge von Gesellschaftsformationen oder zum Epochenverständnis und zur historischen Mission der Arbeiterklasse, haben kritischen Geist beeinträchtigt und teilweise dazu geführt, daß reales historisches Geschehen mitunter schematischen Erklärungsmustern angepaßt wurde.

## 6. INTERNATIONALE ZUSAMMENARBEIT

Die internationale Zusammenarbeit der DDR-Institutionen, die sich mit albanischer Sprache, Literatur und Geschichte beschäftigten, war naturgemäß in erster Linie mit den albanologischen Zentren in den Ländern und Regionen, in denen Albanisch Muttersprache war bzw. mehrheitlich als Muttersprache gesprochen wurde, verbunden. Sie begann 1955 mit der Zeitschrift »Buletin për shkencat shoqërore«, bei der Lambertz seinen Artikel »Einige geographische Angaben in Verbindung mit dem Zyklus Muji und Halil«<sup>53</sup> veröffentlichte. Kooperationspartner wurde aber bald auch die 1957 gegründete Universität zu Tirana, erst gegen Ende des Untersuchungszeitraumes auch die albanische Akademie der Wissenschaften. Nach dem politischen Bruch mit Albanien konnte hauptsächlich<sup>54</sup> mit der Universität Kosova und dem Albanologischen Institut von Kosova,

---

52 Siehe Günter Benser: Zusammenschluß von KPD und SPD 1946. Erklärungsversuche jenseits von Jubel und Verdammnis. hefte zur ddr-geschichte 27. Berlin 2006. S. 25f.

53 Maximilian Lambertz: Disa të dhëna gjeografike në lidhje me ciklin e Mujit e të Halilit. In: Buletin për Shkencat shoqërore. Tirana 1955. S. 63–70.

54 Siehe auch Wilfried Fiedler: Maximilian Lambertz. Bibliographie der Publikationen Maximilian Lambertz'. In: Gjurmime Albanologjike. Prishtina (1965)2. S. 331–340. – Wilfried Fiedler: Disa çështje të metrikës së këngëve popullore çame. In: Ebenda. S. 319–322.

sowie mit einzelnen Redaktionen von Zeitschriften und mit Verlagshäusern in Prishtina, das sich nach politischen Veränderungen in der SFR Jugoslawien seit dem Ende der sechziger Jahre als zweites Albanologie-Zentrum herausbildete, kooperiert werden. Eine besondere Bedeutung für die Pflege von Kooperationsbeziehungen kam dem im Untersuchungszeitraum jährlich in den Sommermonaten stattfindenden Internationalen Seminar für albanische Sprache, Literatur und Kultur zu. Es wurde seit 1973 unter maßgeblicher Initiative der Universität in Prishtina organisiert<sup>55</sup> und war nicht nur ein wichtiges Weiterbildungszentrum, sondern in Hinblick auf Normentwicklungen und Kodifizierungen der albanischen Sprache und ihre wissenschaftlichen Beschreibung ein wichtiges internationales Diskussions- und Literaturforum. Diese Tatsache gewinnt insbesondere an Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß der Zugang zu Literatur- und Forschungsmaterialien aufgrund der eingefrorenen Austauschbeziehungen sehr erschwert war. Sie sollten sich z. B. durch den Austausch wissenschaftlicher Zeitschriften wie »Studime Filologjike«, »Studime Historike«, »Studia Albanica« und vereinzelt andere Publikationen<sup>56</sup> erst in den achtziger Jahren wieder beleben.

Die Zusammenarbeit konzentrierte sich vornehmlich auf die Teilnahme an Konferenzen, so auf den Kongressen der »Association Internationale d'études du Sud-Est Européen« in Sofia, Bukarest und Athen, und auf die Publikation von Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen, darüber hinaus auch auf den Austausch von Wissenschaftlern, Studenten und Postdiplom-Studenten. In Hinblick auf die verschiedenen Aspekte institutioneller Mobilität spielten insbesondere Universitätsverträge eine wichtige Rolle. So realisierte die Universität Kosova einen unterschiedliche Disziplinen und Bereiche umfassenden Vertrag mit der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena. Darüber hinaus kooperierte sie mit der Berliner Humboldt-Universität und mit der AdW der DDR. Die universitäre Zusammenarbeit war möglich, da beide Universitäten vertragsmäßig

---

55 Das Seminar trug den anfänglichen Namen *Seminari mbi kulturën shqiptare për të huaj* (»Seminar zur albanischen Kultur für Ausländer«). Seit 1978 wurde es in *Seminari Ndërkombëtar për Gjuhën, Letërsinë dhe Kulturën Shqiptare* (»Internationales Seminar für albanische Sprache, Literatur und Kultur«) umbenannt.

56 Verschiedene Schriften der Partei der Arbeit Albanien und ihrer Führer erreichten im Ganzen eher vereinzelt und wohl hauptsächlich zu Werbezwecken unterschiedliche Bibliotheken und Institutionen der DDR. Sie waren auf Albanisch bzw. oftmals auch in einer Fremdsprache (besonders in Englisch) verfaßt.

mit der Universität in Belgrad, die bereits 1908 ein albanologisches Seminar eröffnet hatte, zusammenarbeiteten. In diesem Rahmen war dann auch ein Austausch von Studenten, von Postdiplom-Studenten sowie wissenschaftlichen Mitarbeitern zwischen Berlin, Prishtina und auch Belgrad möglich.<sup>57</sup>

Vereinzelt wurden Gutachten zu wichtigen Forschungsergebnissen verfaßt, so von Agnja V. Desnickaja und Rexhep Ismajli zur »Albanischen Grammatik«.

Die internationale Zusammenarbeit ermöglichte im Ganzen die aufgezeigten Ergebnisse in Forschung, Übersetzung und Ausbildung. Insgesamt bleibt als Fazit: Das bevorstehende Jubiläum der Leipziger Universität erscheint als ein natürlicher Anlaß, die von Albanologen in der DDR erbrachten Leistungen darzulegen, um sie im öffentlichen Bewußtsein präsent zu halten und nicht vergessen zu lassen, daß – bei allen Einschränkungen – eine solide Arbeit geleistet wurde.

#### ANLAGE: FORSCHUNGSARBEITEN VON 1948 BIS 1990

In der umseitigen Anlage werden die albanologischen Forschungsarbeiten von 1948 bis 1990 in einem Schema dargestellt.

(B = O. Buchholz, D = C. Domaschke, F = W. Fiedler, G = K. Gutschmidt, L = M. Lambertz, Le = Lewin, N = G.-D. Nehring, Ste = W. Steltner, U = G. Uhlisch); unveröff. = unveröffentlicht, veröff. = veröffentlicht.

---

57 In diesem Rahmen führte z. B. Gerd-Dieter Nehring nach seinem Studium 1976 eine zweijährige Spezialisierung für Albanologie (und auch Slawistik) an der Universität Kosovo durch. Er arbeitete in den achtziger Jahren zwecks Sammlung und Verifizierung sprachlichen Materials sowie in Verbindung mit der Vorbereitung von Lehrmaterialien an der Universität Belgrad. Prof. Imri Badallaj realisierte 1983f. einen halbjährigen Studien- und Forschungsaufenthalt an der Humboldt-Universität. Oda Buchholz und Wilfried Fiedler waren 1980 zu Vorlesungen an die Universität Kosovo eingeladen. In Prishtina konnten zudem ca. 50 Arbeiten von DDR-Albanologen veröffentlicht werden (in Tirana dagegen nur drei). Prishtina folgten interessanterweise hinsichtlich der Häufigkeit der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen außerhalb der DDR München, und dann mit großem Abstand Sofia. Bis zu drei Veröffentlichungen konnten in Berlin (West), in Bratislava, Bukarest, Columbus, Innsbruck, Klagenfurt, Köln, Leningrad, Palermo, Poznań, Rom, Stuttgart, Thessaloniki, Tirana und Vilnius getätigt werden.

Publikationsart/ Wissensgebiet	Artikel (134)	Monographien (17)	Kollektive Buch- publikationen (7)	Qualifizierungs- arbeiten (18)	Lexikon- artikel (11)	Rezensionen (61)
Bibliographie (3)	F (2: 1965, 1977); Le/Stc (1: 1961)					
Geschichte (46)	23 – L (2: 1959); D (8: 1978ff.); Le (12); Stc (1: 1956)	D (1: 1985)		<i>Promotionen:</i> 2 – Le (1965); D (1984) [unveröff.]; <i>Diplomarbeiten:</i> 1 – D (1977; unveröff.)		20 – L (1: 1961); Le (14); D (5: 1980ff.)
Kultur allg. (22)	8 – L (4: 1949–59); F/B (1: 1981); F (1: 1978); U (2: 1961–65)				1 – F (1978)	13 – L (10: 1956–62); F/B (2: 1981); F (1: 1978)
Lehre (7)		L (4: 1948–59)				3 – F/B (2: 1981); F (1: 1978)
Literaturwissen- schaft (29)	5 – L (4: 1954f., 1958, 1961); F (1: 1965)	L (3: 1949, 1956–58)			10 – L (2: 1962f.); F/B (2: 1989f.); F (6: 1963–88)	11 – L (6: 1950, 1955f., 1961); F (4: 1960–75); B (1: 1986)
Musik (1)			1 – F (1965)			

Publikationsart/ Wissensgebiet	Artikel	Monographien	Kollektive Buch- publikationen	Qualifizierungs- arbeiten	Lexikon- artikel	Rezensionen
Sprachwissen- schaft (124)	95 – L (5): 1952–59); F/B (6: 1977–1986); F/B et al. (4: 1974–79); F (31: 1965–70, 1976–90); B (26: 1968, besonders 1976–88); G (1: 1966); N (10: 1982–1989); U (12: 1968f., 1976–1989)		2 – B/F/U (1977); B/F (1987)	<i>Habilitationen:</i> 2 – U (1978); B/F (1988) [teilw. veröff.] <i>Promotionen:</i> 4 – F (1961); U (1964); B (1969); N (1983; teilw. veröff.) <i>Diplomarbeiten:</i> 9 – (1960–84; unveröff.)		12 – L (6: 1953–61); F/B (2: 1981f.); F (4: 1958–87)
Statistik (1)						L (1: 1961)
Theater (1)	L (1: 1960 )					
Übersetzung von Literatur (13)		B/F (5: 1976ff., 1988f.); L (3 1952, 1958, 1961); U (1: 1985 [1988])	B (4: 1985ff.,			
Zoologie (1)						L (1: 1960)



REDAKTIONELL

## **Günter Rosenfeld zum 80. Geburtstag**

Günter Rosenfeld, namhafter Osteuropahistoriker der einstigen DDR, begeht am 2. September 2006 seinen 80. Geburtstag. Anlaß für seine Kollegen und Freunde, über den Wissenschaftler würdigend zu berichten.

Gegenüber Kollegen und Studenten hat sich der Jubilar einmal dazu geäußert, was ihn bewogen hatte, die Geschichte Rußlands/der Sowjetunion und namentlich die sowjetisch-deutschen Beziehungen zu seinem wissenschaftlichen Hauptanliegen zu machen: Es waren bittere Erfahrungen, die er als junger Mann in Krieg und Gefangenschaft hatte machen müssen. Sie drängten ihn, tiefgründig nach Ursachen und Zusammenhängen zu fragen, die die Völker der Sowjetunion und Deutschlands in fruchtbare, beiderseits nutzbringende Wechselseitigkeit zusammengeführt hatten, aber eben auch in folgenschwere, alles Positive aufhebende Konfrontation, in Krieg und millionenfaches menschliches Leid. Er wollte das scheinbar unentwirrbare Geflecht von Tatsachen, Ereignissen, menschlichem Verhalten, weittragenden Entscheidungen politisch Verantwortlicher und deren ideengeschichtliche Hintergründe offenlegen und aus der Analyse all dessen schlüssige Antworten auf geschichtliche Grundfragen versuchen.

Nach dem Studium der Geschichte und Slawistik an der Berliner Alma mater (1948–1952) zunächst ebendort auf dem Gebiet der Geschichte der UdSSR als Assistent tätig, war er ab 1956 nach erfolgreicher Verteidigung der Dissertation über die sowjetisch-deutschen Beziehungen von 1917 bis 1922 wissenschaftlicher Mitarbeiter am neugegründeten Institut für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR. 1959 kehrte Rosenfeld an die Humboldt-Universität zurück, wurde Dozent am Institut für Geschichte der Völker der UdSSR. 1965 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die sowjetisch-deutschen Beziehungen in der Zeit zwischen Rapallo-Vertrag und dem Vorabend der Errichtung der faschistischen Diktatur in Deutschland. 1966 zum ordentlichen Professor für Geschichte der UdSSR berufen, leitete er seither und bis 1979 das Institut bzw. (ab 1968) den Bereich



Geschichte der UdSSR und des sozialistischen Weltsystems, seine ständige Wirkungsstätte bis zur Emeritierung im Jahre 1991.

Im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses von Günter Rosenfeld standen und stehen also eindeutig beziehungs geschichtliche Fragen der Außenpolitik der UdSSR und Deutschlands mit den geschichtsträchtigen Schnittpunkten Frieden von Brest-Litowsk, Rapallo-Vertrag und sowjetisch-deutscher Nichtangriffsvertrag, was sich in profunden Monographien, Dokumentenveröffentlichungen, Aufsätzen, Konferenzbeiträgen u. a. widerspiegelt. 1960 erschien »Sowjetrußland und Deutschland 1917–1922«, 1984 – zusammen mit einer unveränderten Neuauflage der zuvor genannten Monographie – »Sowjetunion und Deutschland 1922–1933«. Viel zu lange hat dieser bedeutende Beitrag zur Aufhellung der sowjetisch-deutschen Beziehungen in der Weimarer Republik (die überarbeitete Habilitationsschrift von 1965) unveröffentlicht bleiben müssen, weil Rosenfeld hierin auch das Tabuthema der »marxistisch-leninistischen« Geschichtsschreibung – die Zusammenarbeit zwischen Roter Armee und Reichswehr – zur Darstellung gebracht hatte. Die diffizilen, widerspruchsvollen Prozesse im Verhältnis beider Länder, die Vorgeschichte, Geschichte und Folgen des Nichtangriffsvertrages und nachfolgender Abkommen sowie die sowjetische innenpolitische Situation am Vorabend des faschistischen Überfalls zeichnete Rosenfeld anhand unlängst zugänglich gemachten historischen Materials in einer umfangreichen Einleitung zu dem gemeinsam mit Kurt Pätzold 1990 herausgegebenen Dokumentenband »Sowjetstern und Hakenkreuz. 1938 bis 1941« akribisch nach. Diese und andere Veröffentlichungen zum genannten Problemkreis belegen nicht nur den ungebrochenen Forschersinn Rosenfelds, sein immer wieder bewiesenes Vermögen, die Geschichte gleichsam zu durchleuchten, sondern auch seinen Mut zur Korrektur früherer eigener Auffassungen, zu ausgewogener Neusicht von Vorgängen, Zusammenhängen, historischen Persönlichkeiten.

Günter Rosenfeld pflegte über Jahrzehnte reiche Arbeits- und persönliche Kontakte zu geschichtswissenschaftlichen Einrichtungen und Kollegen in der UdSSR und anderen sozialistischen Ländern. Seine Sachkenntnis war in Gremien wie der Historikerkommission DDR-UdSSR und der Internationalen Kommission zur Erforschung der Geschichte der Oktoberrevolution gefragt. 1972 war er zusammen mit UdSSR-Historikern der Moskauer Universität Initiator des Internationalen Seminars von Hochschullehrern für die Geschichte der UdSSR aus Universitäten sozialistischer Länder. Maßgeblich und engagiert trug er dazu bei, daß

sich die Zusammenarbeit mit den UdSSR-Historikern der Historischen Fakultät der Moskauer Staatlichen Lomonossow-Universität (die mit der Humboldt-Universität durch einen Freundschaftsvertrag verbunden war) seit Anfang der sechziger Jahre und bis zum Ende der DDR erfolgreich gestaltete. Die unter seiner Leitung gemeinsam mit MGU-Historikern erfolgte Ausarbeitung des Hochschullehrbuches »Geschichte der UdSSR. Von den Anfängen bis zur Gegenwart« (erschieden 1976) markierte einen bedeutenden Ertrag dieses Zusammenwirkens. 1984 wurde Günter Rosenfeld die Ehrendoktorwürde der MGU verliehen, womit insbesondere auch sein Beitrag zur Erforschung sowjetisch-deutscher Beziehungsgeschichte anerkannt wurde.

Günter Rosenfeld hat in seiner langjährigen Tätigkeit als Hochschullehrer mehrere Generationen von Geschichtsstudenten auf seinem Fachgebiet ausgebildet, die sich als Lehrer oder Diplomhistoriker im Bildungs- und Wissenschaftssystem der DDR bewährt haben. Für viele Nachwuchswissenschaftler war er ein gleichermaßen fordernder wie fördernder Doktorvater. Beispielgebend durch seinen Forscherdrang, wissenschaftliche wie menschliche Lauterkeit, politisch engagiert und dem Staat DDR verbunden (ihn aber auch – nicht zuletzt durch das Wissen um die UdSSR-Geschichte und -Gegenwart gewitzigt – kritisch betrachtend), begleitete er sie ein wichtiges Wegstück eigener wissenschaftlicher Entwicklung.

Trotz vieler gesundheitlicher Beschwerden ist der Emeritus Günter Rosenfeld wissenschaftlich nach wie vor überaus produktiv, was im vorliegenden Band nachlesbar ist. Alle, die ihn kennen und schätzen, wünschen ihm zum 80. Geburtstag das Beste und schließen darin die Zuversicht ein, daß er unser Wissen über die Geschichte unseres großen Nachbarn im Osten auch fernerhin durch interessante neue Arbeiten bereichern wird.

Berlin/Leipzig, 2. September 2006

Die Herausgeber



GÜNTER ROSENFELD

**Nachlese zu historischen und aktuellen Entwicklungen  
in der UdSSR und der Russischen Föderation.  
Nachwendeartikel aus dem »Neuen Deutschland«  
zwischen 1994 und 2005**

VORBEMERKUNG

Bei den nachfolgenden Texten handelt es sich um eine Auswahl von Artikeln und Rezensionen, die ich in den vergangenen Jahren in der Zeitung »Neues Deutschland« veröffentlicht habe. Meinen Forschungsarbeiten entsprechend, interessierten mich besonders das Phänomen des Stalinismus mit seinen Auswirkungen sowie die deutsch-sowjetischen Beziehungen in den Jahren 1933 bis 1941. Die Beschäftigung mit diesen Themenkreisen, denen die hier abgedruckten Texte vornehmlich gelten, entsprach zugleich der Notwendigkeit, sogenannte weiße Flecken der Geschichte und frühere Tabus in der Historiographie der DDR und der UdSSR aufzuarbeiten. Insofern kam ich gern der Aufforderung nach, diese Artikel und Rezensionen in dem vorliegenden Band noch einmal abdrucken zu lassen, und danke dem Herausgeber des Bandes, Prof. Dr. Ernstgert Kalbe dafür, daß er diesen Nachdruck ermöglichte.

Berlin, im Sommer 2006

Günter Rosenfeld

RUSSLANDS GEDÄCHTNIS – DAS ARCHIVWESEN RUSSLANDS\*

Die Archive eines Landes sind Speicher seiner Geschichte. Wer diese erforschen will, muß die Archive aufsuchen. Ob er dort die entsprechenden Quellen findet, hängt nicht nur davon ab, ob man ihm den freien Zugang gewährt. Denn die Arbeit im Archiv ist nur dann erfolg-

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 22./23. November 2003.

reich, wenn das Archivgut – in der Regel handelt es sich um das Schriftgut von Behörden oder um Nachlässe von Personen – erfaßt, gesichert und nach entsprechenden Registraturen gelagert wurde. So ist es späterhin auffindbar. Das alles ist nicht von vornherein selbstverständlich. Denn Aufbau und Entwicklung von Archiven waren stets eng mit der Geschichte des jeweiligen Landes verbunden und hingen davon ab, wie die politische Macht mit dem Archivgut umging.

Widersprüchlich und teilweise dramatisch verlief die Entwicklung des Archivwesens Rußlands in der Zeit des Sowjetsystems. Bemühungen um die Fortsetzung von Traditionen und Fortschritte bei der Sammlung und Aufbewahrung von Archivgut wurden von starken Deformationen und persönlichen Katastrophen überlagert. Hermann Schreyer, ehemaliger Mitarbeiter des Zentralarchivs der DDR und von 1991 bis 1998 Leiter der Abteilung DDR des Bundesarchivs, hat unter Auswertung besonders neuester russischer Publikationen und nicht zuletzt auf Grund eigener praktischer Erfahrungen die Geschichte des sowjetischen Archivwesens, in der deutschsprachigen Literatur in dieser Weise erstmalig, ausführlich von der Oktoberrevolution bis zum Untergang der UdSSR dargestellt.<sup>1</sup> Indem Schreyer in einem einleitenden Kapitel einen Überblick über die Zeit vor 1917 vermittelt, verweist er darauf, daß der Sowjetstaat auf dem Gebiet des Archivwesens ein ungelöstes Problem übernahm. Denn seit dessen Beginn, zurückgehend auf das »Generalreglement« für die Geschäftsführung der Kollegien (Ministerien) von 1720, war das russische Archivwesen im wesentlichen durch die Existenz zahlreicher Behördenarchive geprägt, deren Interessen der Bildung eines zentralen staatlichen Archivs entgegenstanden.

Insofern kam das Leninsche Dekret »Über die Reorganisation und Zentralisierung des Archivwesens der RSFSR« vom 1. Juni 1918, wie der Verfasser darlegt, den Bestrebungen vieler vorrevolutionärer Archivreformer nach. Denn es legte die Erfassung des Materials der Behördenarchive in einem »einzigsten Staatlichen Archivfonds« fest. Jedoch fehlte im Dekret eine direkte Aussage über die Nutzung der Archive durch die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Damit öffnete es den Weg zu einer Situation, in der sich Geheimhaltungsmaßnahmen und Parteidiktatur durch-

---

1 Siehe Hermann Schreyer: Die zentralen Archive Rußlands und der Sowjetunion von 1917 bis zur Gegenwart (= Schriften des Bundesarchivs. Bd. 60). Düsseldorf: Droste Verlag 2003. 302 Seiten.

setzen. Hinzu kam, daß die Behörden genügend Spielraum behielten, um die Abgabe ihres Schriftgutes an die im Dekret vorgesehene Archivhauptverwaltung und damit an den Staatlichen Archivfonds zu verhindern.

Schreyer hat die Entwicklung des sowjetischen Archivwesens sehr detailliert dargestellt und dabei seine enge Verknüpfung mit der politischen Geschichte herausgearbeitet. Ausführlich legt er Organisation und Struktur der zentralen staatlichen Archive, der Behördenarchive und der Parteiarchive in der jeweiligen Geschichtsperiode dar. Die Parteiarchive, deren Verselbständigung mit der Gründung des Zentralen Parteiarchivs beim Lenin-Institut im Jahre 1929 formell vollzogen wurde, existierten gemäß dieser Sonderstellung bis 1991 außerhalb des Staatlichen Archivfonds. Allerdings behielt das Geheimarchiv des Politbüros (zum Teil als »Archiv Stalins« bezeichnet) auch danach als »Archiv des Präsidenten der RF« diese Sonderstellung bei. Schon 1925/1926 zeichnete sich eine Struktur des russischen/sowjetischen Archivwesens ab, die sich im wesentlichen bis heute erhalten hat: das Schriftgut von den Anfängen bis einschließlich zum 18. Jahrhundert in Moskau, vom 19. Jahrhundert bis 1917 im Historischen Staatsarchiv in Petersburg, das Schriftgut der Sowjetperiode im Archiv der Oktoberrevolution in Moskau, dem heutigen Staatsarchiv der Russischen Föderation, die Sonderstellung der dem Außenministerium (damals Volkskommissariat für Äußeres) zugeordneten Akten der russischen und sowjetischen Außenpolitik, die auch heute noch gültige Trennung des militärgeschichtlichen Schriftguts in zwei Archiven für die Zeit vor und nach 1917, das Archiv der Kriegsflotte in Petersburg sowie ein Zentrales Foto- und Filmarchiv.

Auch das sowjetische Archivwesen unterlag zunehmend mit dem Übergang zu den dreißiger Jahren dem stalinistischen Terror. Schreyer verweist auf die tragische Lage der sowjetischen Archivare, indem sie einerseits den Repressionen ausgesetzt waren, andererseits »Belastungsmaterial« von verdächtigten Personen zusammenzutragen hatten. In den Jahren 1938 bis 1960 war das sowjetische Archivwesen dem NKWD/MdI, danach unmittelbar dem Ministerrat unterstellt. Auch wenn es seit der »Tauwetterperiode« unter Chruschtschow verschiedene Verbesserungen zu verzeichnen hatte, blieb das Archivwesen dennoch bis zum Eintritt in die neunziger Jahre in den Fesseln des administrativ-bürokratischen Systems. Forderungen nach einem Archivgesetz blieben noch bis zur Auflösung der UdSSR erfolglos.

Die grundsätzlich neue Situation, die mit dem Untergang der UdSSR entstand, führte zu einer Ministerratsverordnung der RSFSR vom 12.

Oktober 1991 »Über die Entwicklung des Archivwesens der RSFSR«, nachdem schon im November 1990 das »Komitee für Archivangelegenheiten beim Ministerrat der RSFSR« (»Roskomarchiv«) gebildet worden war. Die Verordnung legte fest, daß alle Archive der UdSSR, die sich am 1. September 1991 auf dem Territorium der RSFSR befanden, von »Roskomarchiv« übernommen werden sollten. In der weiteren Entwicklung stellen die 1993 beschlossenen »Grundlagen der Gesetzgebung der Russischen Föderation über den Archivfond der RF und die Archive« eine wichtige Zäsur dar. Sie sanktionierten die schon 1990/1991 begonnene Öffnung der russischen Archive, die zu einem regelrechten Benutzer- und Dokumentenboom geführt hatte, beinhalteten aber auch die mögliche Verlängerung der allgemein geltenden 30-Jahre-Schutzfrist für die Benutzung des Archivmaterials sowie die mögliche Verzögerung der Desekretierung von Akten und auch Benutzungseinschränkungen. So folgte, wie Schreyer vermerkt, den Jahren 1991–1993 »eine Zeit größerer Zurückhaltung in Benutzungsangelegenheiten und eines sich mühsam hinziehenden und bis heute nicht abgeschlossenen Prozesses der Desekretierung gesperrter Akten«. Inzwischen getroffene Maßnahmen zur finanziellen Förderung des russischen Archivwesens und weitere gesetzliche Regelungen lassen jedenfalls hoffen, daß die Neugestaltung des Archivwesens Rußlands vorankommt.

Es ist ein Vorzug des mit einem Geleitwort des Präsidenten des Bundesarchivs, Prof. Dr. Hartmut Weber, versehenen Buches, daß sich sein Verfasser um eine differenzierte, jegliche Schwarz-Weiß-Malerei vermeidende Darstellung bemüht und ihr zudem durch die Nennung und Charakteristik vieler Persönlichkeiten, die den Aufbau und die Entwicklung des russischen/sowjetischen Archivwesens gestalteten, Lebendigkeit und Farbe verleiht. Auch die im Anhang enthaltene Übersicht, die 34 zentrale Staats- und Behördenarchive der Russischen Föderation mit Angabe ihrer Adresse und ihres hauptsächlichen Inhalts aufzählt, sei hervorgehoben. Das Buch sollte jeder zur Hand nehmen, der in den Archiven Rußlands arbeiten will.

## DIE SISSON-DOKUMENTE – EINE WAHRE FÄLSCHUNG\*

Nach der Niederschlagung der Julidemonstrationen im revolutionären Petrograd 1917 erließ die Provisorische Regierung gegen Lenin und andere prominente Führer der Bolschewiki Haftbefehl. Sie seien, so die Anklage der Regierung, Agenten des deutschen Kaisers. Lenin und seine Kampfgefährten gingen erneut in die Illegalität, um schon nach wenigen Wochen den bewaffneten Aufstand vorzubereiten. Seit jenen Tagen wurde von Politikern, Journalisten und Historikern immer wieder erklärt, daß die bolschewistische Oktoberrevolution ohne »das deutsche Geld« kaum erfolgreich gewesen wäre. Allerdings fehlten für derartige Aussagen eindeutige Beweise. Bekannt war freilich, daß Lenin und andere russische Revolutionäre erst durch Unterstützung der deutschen Reichsregierung ihre Reise »im plombierten Wagen«, der sie Anfang April 1917 aus der Schweiz quer durch Deutschland zum Fährhafen Saßnitz brachte, hatten antreten können. Das veranlaßte schon damals die politischen Gegner Lenins zu mancherlei Mutmaßungen und Verdächtigungen.

Insofern kam es einer Weltsensation gleich, als in der zweiten Septemberhälfte 1918 amerikanische Zeitungen angeblich echte Dokumente aus dem deutschen Generalstab abdruckten, die den Beweis für die Finanzierung der Oktoberrevolution durch die Regierung Kaiser Wilhelms II. erbringen sollten. Edgar Sisson, der Ende Oktober 1917 als »Special Representative« des Präsidenten Wilson und zugleich Vertreter des amerikanischen »Committee on Public Information« nach Petrograd gereist war, hatte diese Dokumente im April 1918 nach Washington mitgebracht, allerdings erst vier Monate später den Präsidenten dazu bewegen können, dieselben in der Presse zu veröffentlichen. Schon damals hatten amerikanische Sachverständige Zweifel an der Echtheit der Dokumente erhoben. In der Tat hatte Sisson die »Dokumente« von einem Fälschertrio erworben, das aus ihrem geistigen Oberhaupt, dem Abenteurer und Reiseschriftsteller F. A. Ossendowski, dem Mitherausgeber des Petrograder Blattes »Wetschernoe Wremja« Jewgeni Semjonow-Kogan und dem Obersten Samsonow aus der Telegraphen-Zentrale des Smolny bestand. Daß die »Sisson-Dokumente« tatsächlich eine Fälschung waren, wurde erst viel später von dem amerikanischen Diplomaten. Historiker

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 15./16. August 1998.



und Rußlandkenner George F. Kennan nachgewiesen,<sup>1</sup> nachdem man die zunächst im Archiv des State Department vergrabenen »Dokumente« wieder aufgefunden hatte.

Nichtsdestoweniger waren die Millionenbeträge, mit denen die kaiserliche deutsche Regierung Rußland »aus den Angeln« zu heben und damit aus der Front der Feindmächte herauszubrechen suchte, durchaus real und wirkungsvoll. Daß man in der Wilhelmstraße dabei schließlich auf jene Partei im Spektrum der revolutionären Kräfte Rußlands setzte, von denen man sich die größte Wirkung versprach, ist begreiflich. Es war ebenfalls George F. Kennan, der den Journalisten Gerhard Schiesser und Jochen Traupmann, die im Rahmen ihrer Arbeiten für eine Fernsehdokumentation über die Zusammenarbeit zwischen der Reichswehr und der Roten Armee auf die »Sisson-Dokumente« gestoßen waren, riet, diesem Thema weiter nachzugehen. Wie ihr jetzt vorliegendes Buch zeigt,<sup>2</sup> erwiesen sich ihre archivalischen Nachforschungen in Bonn, Washington, Berlin, Kopenhagen, Stockholm und nicht zuletzt in dem schwedischen Grenzort Haparanda, über den zum benachbarten finnischen Torneå und dann weiter durch Finnland nach Petersburg (Petrograd) damals die Hauptroute für geheime Kuriere, Revolutionäre und Schmuggler aus dem Westen nach Rußland verlief, als sehr erfolgreich. Ihre Ausführungen mit ausführlichen Zitaten aus den von ihnen eingesehenen Akten bestätigen zunächst die zentrale Rolle, die der aus einer jüdischen Kleinbürgerfamilie in Belorußland stammende Alexander Helphand (Pseudonym Parvus) bei der Beschaffung und dem Transfer der deutschen Geldbeträge zur revolutionären Unterminierung des Zarenreiches spielte. Helphand, der nach seinem Wirken in der russischen und deutschen Sozialdemokratie schon vor dem Ersten Weltkrieg in lukrative Geld- und Handelsgeschäfte, besonders mit der Deutschen Bank, eingestiegen war, fand nach Kriegsausbruch mit seinen Plänen, die Revolutionierung Rußlands durch Bereitstellung entsprechender Geldmittel voranzubringen, sowohl im Auswärtigen Amt als auch bei anderen Regierungsstellen, ein offenes Ohr. Gehörte doch zur Durchsetzung der imperialistischen deutschen Kriegsziele gegenüber dem russischen Vielvölkerstaat nicht nur dessen Niederwerfung mit militärischen Mitteln, sondern auch, wie in

---

1 Siehe *Journal of Modern History*. Chicago XXVII(1956). S. 130f.

2 Siehe Gerhard Schiesser/Jochen Traupmann: *Russisch Roulette. Das deutsche Geld und die Oktoberrevolution*. Berlin: Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH 1998. 319 Seiten. DM 29,80.

entsprechenden Denkschriften des Alldeutschen Verbandes, der Rüstungskonzerne Krupp oder Thyssen und schließlich auch in den Strategiepapieren der Regierung dargelegt wurde, die Sprengung des Russischen Reiches von innen heraus, insbesondere die Zerlegung in seine nationalen Bestandteile.

Wie wir aus der Lektüre des Buches erfahren, hatte Helphand mehrfachen Grund, im Sommer 1915 seinen Sitz in Kopenhagen zu nehmen. Denn nicht nur die im neutralen Dänemark herrschenden Bedingungen erwiesen sich als günstig für den Ausbau seiner Handelsgeschäfte, zu denen vor allem der profitable Kauf und Verkauf von rüstungswichtigen Gütern zwischen den kriegführenden Staaten gehörten und mit denen er zugleich den Geldtransfer aus Berlin an seine Ansprechpartner in Rußland tarnte. Denn auch die Verbindung zum Grafen Brockdorff-Rantzau, dem damaligen deutschen Gesandten in Kopenhagen und späteren deutschen Botschafter in Moskau, der ebenso wie Freiherr Lucius von Stoedten, deutscher Missionschef in Stockholm, und Freiherr von Romberg, deutscher Gesandter in Bern, die »Revolutionierungsstrategie« gegenüber Rußland eifrig förderte, war für ihn äußerst wichtig. Auch viele andere Personen, Russen wie Deutsche, die damals am Transfer des Geldes von Deutschland zu den Revolutionären in Rußland beteiligt waren, werden in dem vorliegenden Buch beleuchtet. So erfahren wir manches über die Tätigkeit von Jakov Ganetzki- (Hanecki-) Fürstenberg in dem Handelsunternehmen Helphands, wo er im Auftrage Lenins den Geldtransfer mit organisierte. Nicht zufällig wurde Ganetzki nach der Oktoberrevolution Kollegiumsmitglied des Volkskommissariats für Finanzen und Direktor der sowjetrussischen Staatsbank. Ähnliches gilt für die Rolle des polnischen Revolutionärs Mieczesław Kozłowski und der Finnin Ewgenia Sumenson, die beide in Petrograd dafür sorgten, daß das transferierte deutsche Geld der bolschewistischen Partei zugeführt wurde. Schließlich sei Alexander Schljapnikow erwähnt, später in der Führung der sowjetischen Gewerkschaften tätig, den die Autoren als »Lenins rührigsten Kurier zwischen Stockholm und Petrograd« bezeichnen. Höchst interessant sind auch die Mitteilungen über den Esten Alexander Kesküla, den die Reichsregierung in ihr nach Rußland ausgeworfenes Agentennetz einbaute und mit ansehnlichen Geldbeträgen ausstattete. Von Kesküla stammte die Empfehlung, daß die Reichsregierung ihr Geld nicht den Menschewiki, sondern den Bolschewiki zuwenden sollte, da »die Fraktion Lenin den Weg zur radikalsten Opposition von allen national-russischen Revolutionsorganisationen am schnellsten durchlaufen« habe. Es

war Rudolf Nadolny, der spätere deutsche Botschafter in Moskau, den das Auswärtige Amt bei Kriegsbeginn in der Geheimdienstabteilung IIIb des Generalstabs stationiert hatte und der den Agentenbericht Keskülas am 3. Mai 1915 an das Auswärtige Amt weiterleitete. Wie sehr man in der Reichsregierung auf Lenin setzte, besagte eine Meldung des Stellvertretenden Generalstabs in Berlin, die am 17. April 1917, ein Tag nach Lenins Ankunft in Petrograd erfolgte: »Lenins Eintritt in Rußland glücklich. Er arbeitet völlig nach Wunsch.«

Helphand war nicht kleinlich, als er, »um die russische Revolution vollständig zu organisieren«, gegenüber Brockdorff-Rantzau die Summe von 20 Mill. Rubel nannte. Wieviel Millionen schließlich aus der deutschen Staatskasse nach Rußland flossen, wird wohl letztlich kaum genau festzustellen sein. Doch handelte es sich, wie aus den in dem Buch vorgelegten Quellen ersichtlich wird, um beachtliche Summen, die auch dann noch gezahlt wurden, als die kaiserliche Regierung bereits mit dem Raubfrieden von Brest-Litowsk Rußland den Stiefel auf die Brust gesetzt hatte. Eine solche Politik war widersprüchlich genug. »Während der Herrschaft der Bolschewiki werden wir, trotz der großen Belastungsproben, die durch unsere eigenen politischen Forderungen (Estland, Livland, Transkaukasien, Krim usw.) der äußeren Politik der Bolschewiki bereitet werden, versuchen müssen, alles daran zu setzen, die Bolschewiki vor einer anderen Orientierung zu bewahren. Das kostet Geld, wahrscheinlich viel Geld.« So heißt es in einer Aktennotiz für Staatssekretär (damals Außenminister) von Kühlmann zur Vorbereitung eines Gespräches mit dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes Graf Roedern vom 5. Juni 1918. Letzterer bewilligte denn auch, wie ein abgedruckter Brief zeigt, die »Bereitstellung von 40 Mill. Mark für den fraglichen Zweck«.

Wenn auch die russische Revolution letztlich aus lang herangereiften politisch-gesellschaftlichen Widersprüchen resultierte, wären zweifellos die von den Bolschewiki verfolgten Ziele ohne die deutsche Hilfe so nicht erreicht worden.

Für die deutsche kaiserliche Regierung sollte sich freilich ihre Politik, die auf die Unterstützung der Bolschewiki in Rußland abzielte, als ein Bumerang erweisen. Denn letztlich beschleunigte die Oktoberrevolution erheblich auch den Prozeß der Revolutionierung Deutschlands, der dann zum Zusammenbruch des Kaiserreiches führte. »Überall winken Gewinne und lauern Verluste gleichermaßen. Die deutsche Rußlandpolitik wird

zum Hasardspiel, im wahrsten Sinne zum Russisch Roulette.« So urteilen die Autoren.

Das mit Fotos und Faksimile-Drucken einiger der von den Autoren ausgewerteten Archivalien und mit zwei geographischen Skizzen ausgestattete Buch hat einen bisher noch immer weitestgehend im Dunkeln gebliebenen geschichtlichen Vorgang durch glückliche Aktenfunde in vieler Hinsicht aufgehellt oder neu beleuchtet. Inwieweit sich darüber noch in russischen Archiven Aussagen finden lassen – im Buch wird allerdings zu Recht auf die spätere Vernichtung entsprechender Zeugen und Beweismaterialien durch Stalin aufmerksam gemacht –, muß eine offene Frage bleiben. Zu bedauern ist freilich, daß die Autoren in ihrem in journalistischem Stil gehaltenen und spannend geschriebenen Buch, das allerdings keine durchgearbeitete historische Untersuchung bietet, sondern den Stoff gleichsam episodenhaft in 19 Abschnitten darlegt, auf exakte Quellen- und Literaturangaben, abgesehen von einer nur summarischen Aufzählung ausgewählter Archivalien und einem knappen Hinweis auf die Arbeiten von Fritz Fischer und Winfried Scharlau, verzichteten. Das erschwert zumindest jenem Leser die Orientierung, der sich mit dieser Problematik eingehender beschäftigen möchte.

## DAS POLITBÜRO – EINE STUDIE ÜBER STALINS SOWJETUNION. DIE MECHANISMEN DER MACHT UND DIE ORGIE DES SCHRECKENS\*

Als das Zentralkomitee der bolschewistischen Partei am 10.(24.) Oktober 1917 auf Vorschlag von Feliks Dzierżyński den Beschluß faßte, zur Vorbereitung des bewaffneten Aufstandes aus sieben Mitgliedern des ZK ein Politisches Büro zu bilden, ahnte von den zwölf Anwesenden wohl niemand, daß sich dieses »Büro« einmal so sehr verselbständigen sollte, daß es zur Machtausübung allenfalls nur noch der formellen Zustimmung des Zentralkomitees der Partei bedurfte. Mehr noch: Auch das Politbüro selbst, das dann freilich erst nach dem VIII. Parteitag (März 1919) eine ständige, vom ZK gewählte und diesem verantwortliche Einrichtung zur Erledigung laufender politischer, wirtschaftlicher und innerparteilicher Fragen wurde, sank schon nach anderthalb Jahrzehnten zu einem Gremium herab, in dem nur noch einer entschied, und zwar über Tod und Leben von Millionen Menschen – Josef Stalin, der »Woshd« (»Führer«).

Arbeitsweise, Auseinandersetzungen und Entscheidungsfindung in diesem höchsten Machtorgan des Sowjetstaates blieben allerdings noch bis zur Öffnung der Archive nach dem Untergang der Sowjetunion weitestgehend verborgen. Oleg W. Chlewnjuk, Mitarbeiter des Staatsarchivs der Russischen Föderation in Moskau, hat es nun unternommen, den Mechanismus der Machtausübung des Stalinschen Politbüros von Anfang bis Ende der dreißiger Jahre unter Auswertung von Sitzungsprotokollen des Politbüros, des wenn auch lückenhaften Briefwechsels der Politbüromitglieder, der von ihnen vorhandenen und zugänglichen Nachlässe sowie anderer Quellen und Nutzung der darüber schon vorhandenen Forschungsergebnisse darzustellen.<sup>1</sup> Chlewnjuk, Geburtsjahrgang 1959, wies sich bereits durch seine Bücher »Das Jahr 1937. Stalin, NKWD und die sowjetische Gesellschaft« (1992), »Stalin und Ordshonikidse« (1993) und als Mitherausgeber des Dokumentenbandes »Das Stalinsche Politbüro in den dreißiger Jahren« (1995) als vorzüglicher Kenner dieser Thematik aus. Insofern war die Hamburger Edition gut

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 27./28. März 1999.

1 Siehe Oleg W. Chlewnjuk: Das Politbüro. Mechanismen der politischen Macht in der Sowjetunion der dreißiger Jahre. Aus dem Russischen von Ruth und Heinz Deutschland. Hamburg: Hamburger Edition 1998. 422 Seiten.

beraten, dieses neue, schon 1996 in Moskau erschienene Buch, das durch die geradezu nüchterne Darstellung eines oft mit viel Sensationshascherei behandelten Themas beeindruckt, nunmehr auch in deutscher Übersetzung mit einer geringfügigen Überarbeitung herauszugeben. Der Verfasser folgt in seiner chronologisch angelegten Darstellung der üblichen Gliederung dieser Periode: die Jahre 1929–1930 mit der Zerschlagung der »Rechten« und der Stärkung der Macht Stalins; die Krisenjahre 1931–1933 mit dem Wechsel von Gewalt und »Reformen«; das »Tauwetter« des Jahres 1934; die Jahre 1935–1936, in denen der Terror sich hauptsächlich gegen Parteimitglieder richtete, während gleichzeitig Maßnahmen zur »Befriedung« der Gesellschaft ergriffen wurden; die Jahre der »großen Säuberung« 1937–1938, in denen der Terror seinen Kulminationspunkt erreichte, und schließlich die beiden Jahre vor dem Krieg (1939/1940), in denen sich mit der endgültigen Verschmelzung von Partei- und Staatsführung (Stalin übernahm am 4. Mai 1940 den Vorsitz des Rats der Volkskommissare, während fast alle Mitglieder und Kandidaten des Politbüros auch die höchsten Staatsämter wahrnahmen) die Alleinherrschaft Stalins endgültig durchsetzte.

Auf dem Hintergrund der Entwicklung der Sowjetunion dieser Jahre, wobei allerdings Außenpolitik und Kominternpolitik ausgeblendet bleiben, beleuchtet Chlewnjuk die entsprechenden Aktivitäten des Politbüros als oberstes Machtorgan des Staates, die Veränderungen seiner personellen Zusammensetzung, die Beziehungen zwischen seinen Mitgliedern, ihren Anteil an den jeweiligen Entscheidungen und damit den Mechanismus der Beschlußfassung dieses Gremiums und vor allem die auf die endgültige Durchsetzung und Behauptung seiner Alleinherrschaft abzielende Politik Stalins. Seit der ehemalige NKWD-General Alexander Orlow, der schon 1938 in die USA flüchtete, kurz nach Stalins Tod seine »Kreml-Geheimnisse« veröffentlichte, stützten sich viele Historiker auf dessen These, daß sich im Stalinschen Politbüro der dreißiger Jahre zwei Fraktionen gegenüberstanden hätten: die Vertreter eines »harten« und diejenigen eines »gemäßigten« Kurses. Die Ausführungen Chruschtschows auf dem XX. Parteitag 1956 schienen diese These zu bestätigen. Dabei darf man freilich nicht außer acht lassen, daß sich Chruschtschow einer solchen Aussage bediente, um sie gegen seine politischen Gegner ins Feld zu führen. Es gehört zu einem der wesentlichsten Ergebnisse des vorliegenden Buches, daß es eine solche These widerlegt. »Insgesamt belegen die bisher bekannt gewordenen Archivalien nicht, daß im Politbüro der dreißiger Jahre Auseinandersetzungen zwischen »Gemäßigten«

und ›Radikalen‹ stattgefunden haben. Ein und dasselbe Mitglied des Politbüros hat zu verschiedenen Zeiten (oder in verschiedenen Situationen während ein und derselben Zeit) unterschiedliche Positionen bezogen – sowohl ›gemäßigte‹ als auch ›radikale‹. Das hing von vielen Umständen ab, vor allem jedoch davon, welcher Position Stalin zuneigte, der, wie die Dokumente belegen, stets das letzte, entscheidende Wort hatte.«

In dem Maße, wie sich die Macht in der Hand Stalins konzentrierte, verringerten sich im Verlauf der dreißiger Jahre Rechte und Möglichkeiten der Mitglieder des Politbüros. Konflikte, die unter ihnen ausbrachen, hatten nach der Zerschlagung der »rechten« Opposition mit deren Führern Bucharin, Rykow und Tomski ihren politischen Hintergrund verloren. Sie resultierten vielmehr aus ressortbedingtem Kompetenzdenken, wobei die Politbüromitglieder, die zugleich mächtige Sowjetbehörden leiteten, deren Belange ins Feld führten. Stalin nutzte dies, um die Mitglieder des Politbüros gegeneinander auszuspielen, wobei es ihm gelang, die Rolle des Schiedsrichters einzunehmen. Argwöhnisch achtete Stalin auch während seiner Urlaubsaufenthalte in Sotschi darauf, daß ohne sein letztes Wort keine Entscheidungen getroffen wurden. Dabei kamen ihm Speichelleckerei und die zunehmende Methode, sachliche Kritik durch Verleumdung zu ersetzen, entgegen. Ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Alleinherrschaft Stalins waren Beschlüsse über die Umbesetzung von Partei- und Staatsfunktionen sowie über die Dezentralisation der Funktionen im ZK vom Februar und März 1935. Reguläre Sitzungen des Politbüros wurden immer seltener, wobei die Mehrzahl der Entscheidungen im Umlaufverfahren herbeigeführt wurde. Mehr und mehr traf Stalin jetzt die Entscheidungen allein unter Hinzuziehung einzelner Mitglieder des Politbüros, wobei die Zusammenkünfte entweder in seinem Arbeitszimmer im Kreml (darüber geben die inzwischen veröffentlichten Eintragungen in den Besucherbüchern Auskunft) oder auf seiner »nahen Datsche« stattfanden. Wie Chlewnjuk vermerkt, bildete sich bis Anfang 1939 eine »Fünfergruppe« (Stalin, Molotow, Woroschilow, Kaganowitsch und Mikojan) heraus, die faktisch das Politbüro darstellte und dessen Beschlüsse abzeichnete.

Bemerkenswert sind in dem vorliegenden Buch die Aussagen über die Beziehungen Stalins zu Sergej Kirow und Grigori Ordshonikidse. Danach ist die vielfach verbreitete Auffassung, daß Kirow, Erster Parteisekretär von Leningrad und seit 1930 Mitglied des Politbüros, in der Partei einen antistalinischen Kurs verfolgte, Legende. Vielmehr war auch er ein Erfolgsmann Stalins und sorgte in Leningrad für die Durchsetzung ter-

roristischer Maßnahmen. Insofern hatte Stalin keinen Grund, Kirow zu ermorden. Aus welchen Gründen aber auch immer der Schuß im Kreml am 1. Dezember 1934 erfolgte (Chlewnjuk hält sich hier mit einem Urteil zurück), nutzte Stalin diese Tat jedenfalls, um eine neue Säuberungswelle in der Partei einzuleiten und ehemalige Oppositionelle physisch zu vernichten. Anders verhielt es sich mit Ordshonikidse, ebenfalls seit 1930 Mitglied des Politbüros und Volkskommissar für Schwerindustrie, der Stalin noch aus der revolutionären Tätigkeit in Transkaukasien gut kannte. Obzwar nicht grundsätzlich gegen Stalin eingestellt, suchte er jedoch diesen wegen der höchst negativen Auswirkungen der Repressalien auf das Wirtschaftsleben, nicht zuletzt auch nach Verhaftung seines Bruders, von dem Repressionskurs abzubringen. Da ihm dies nicht gelang, beging er am 18. Februar 1937, wie Chlewnjuk urteilt, »Selbstmord aus Protest«. Damit dürfte die vielfach verbreitete Version, daß Stalin diesen Selbstmord inszenieren ließ, entfallen.

Neue Erkenntnisse gewinnen wir auch über Ursachen, Durchführung und Folgen des »großen Terrors« der Jahre 1937/1938, über den bereits viel geschrieben wurde. Die Frage, welche Rolle dabei die Stalinsche Machtzentrale spielte, blieb allerdings sehr umstritten beziehungsweise überhaupt im Dunkeln. Chlewnjuk hat jetzt diese Rolle Stalins und seines Politbüros exakt dargelegt. »Die Öffnung der Archive hat uns vielmehr eine ausreichende Zahl von Beweismitteln dafür geliefert, daß der »große Terror« ein Komplex wohlüberlegter, zielgerichteter und sorgfältig geplanter repressiver Operationen gewesen ist, die von August 1937 bis November 1938 durchgeführt wurden.« Schon das Februar/März-Plenum des ZK der KPdSU(B) 1937 hatte eine neue Terrorwelle mit dem Ziel einer »Revolution der Kader« und der Vernichtung einer potentiellen »Fünften Kolonne« »theoretisch« begründet und angekündigt. Dem Plenum folgten mehrere Aktionen der »Säuberung«, unter denen der Schlag gegen die Führung der Roten Armee Ende Mai herausragte. Die eigentliche neue Terrorwelle wurde sodann durch den Beschluß des Politbüros vom 2. Juli 1937 »Über antisowjetische Elemente« eingeleitet. Er wies an, in allen Regionen des Landes zur Durchführung der Verhaftungen und Erschießungen »Troikas« einzurichten, dem der zuständige Chef des NKWD, der Staatsanwalt und der Erste Parteisekretär angehören sollten. Am 31. Juli bestätigte das Politbüro den operativen Befehl Nr. 00447 des Volkskommissars für Innere Angelegenheiten (NKWD). Er sah als Beginn der Operation die Zeit vom 5. bis 15. August vor. Zunächst nur für die Dauer von vier Monaten vorgesehen, wurde diese



Terrorwelle von Stalin noch bis Mitte November 1938 in Gang gehalten. Sie traf alle Schichten der Bevölkerung, vor allem die einfachen Bürger, und demoralisierte das Land in großem Umfang. Die Ursachen für diese Terrorwelle waren auch diesmal vorrangig politischer Natur, während wirtschaftliche Erwägungen bei der Zuführung von Menschen in die Arbeitslager geringere Bedeutung besaßen. Der »große Terror« war in gewisser Weise der Schlußakkord einer Kette von »Säuberungen« in den dreißiger Jahren, mit denen das System seine Macht zu festigen suchte. Das Politbüro, vor allem aber Stalin selbst, überwachte und dirigierte diese Orgie des Schreckens, erteilte die entsprechenden Weisungen und bestätigte die Befehle des NKWD, darunter auch die Veranstaltung von etwa 35 Schauprozessen in allen Teilen des Landes. Dabei erhielt der NKWD in den einzelnen Regionen der UdSSR Richtzahlen mit Obergrenzen für die zu repressierenden »Volksfeinde«, die aber auch auf Vorschlag der örtlichen Funktionäre erhöht werden konnten. Diese Tätigkeit machte, wie Chlewtschuk nach Einsicht in dessen Sitzungsprotokolle urteilt, den Großteil der Arbeit des Politbüros in den Jahren 1937–1938 aus. Er vermeidet es, auf die Diskussion über Zahl der Opfer dieser Terroraktionen näher einzugehen. In jedem Fall aber habe es sich um mehrere Millionen Menschen gehandelt, die entweder in die Gefängnisse und Lager gebracht oder sofort erschossen wurden.

Der »große Terror« setzte die Alleinherrschaft Stalins endgültig durch. Mit ihm beseitigte Stalin auch im Politbüro jene Mitglieder, die ihm gefährlich oder »überflüssig« erschienen. Physisch vernichtete er in diesem Zeitraum die Kandidaten und Mitglieder des Politbüros Jan Rudsutak, Wlas Tschubar, Robert Eiche, Stanislaw Kossior und Pawel Postyschew. Erschossen wurde Anfang 1939 auch Nikolaj Jeshow, den Stalin zum Chef des NKWD (27. November 1936) und Kandidaten des Politbüros (12. Oktober 1937) gemacht hatte, damit er ihm das schmutzige Geschäft der »Säuberung« besorgte. Die alten Mitstreiter Stalins im Politbüro (Wjatscheslaw Molotow, Lasar Kaganowitsch, Kliment Woroschilow und Michail Kalinin) gerieten jetzt völlig in dessen Abhängigkeit. Zugleich umgab sich Stalin mit neuen »Aufsteigern«, unter ihnen Andrej Shdanow, Lawrenti Berija, Nikita Chruschtschow und Georgi Malenkow, von denen er annehmen konnte, daß sie ihm als dem besten Sachwalter des politischen Systems halfen, seine Machtstellung zu sichern. Das Politbüro, zu dem nach dem XVIII. Parteitag (März 1939) neun Mitglieder und zwei Kandidaten zählten, war jetzt bestenfalls noch ein Beratungsorgan und nur noch einem rechenschaftspflichtig: dem Diktator Stalin.

## MIT FURCHT UND CHARME – NEUE STALIN-BIOGRAPHIE\*

Die Zahl der biographischen Arbeiten über Stalin ist inzwischen beträchtlich angewachsen. Insofern erfordert es Mut, ein neues und aussagekräftiges Buch über Stalin zu schreiben. Es kommt der Umstand hinzu, daß die Papiere aus dem persönlichen Archiv Stalins in seiner »nahen Datsche« in Kunzewo schon kurz nach seinem Tod an einen unbekanntem Ort gebracht wurden und fortan als verschwunden gelten.<sup>1</sup> Waren doch seine engsten Vertrauten daran interessiert, die Spuren der Verbrechen zu verwischen, die sie zusammen mit Stalin begangen hatten. Allerdings wurden zahlreiche Dokumente noch zu Lebzeiten Stalins in anderen Geheimarchiven aufbewahrt, sofern nicht auch sie später von Mitstreitern Stalins vernichtet wurden. So harren jedenfalls seit 1989, als sich die ehemaligen sowjetischen Archive mehr und mehr öffneten, durchaus noch viele Quellen, die über das Wirken Stalins Auskunft geben, ihrer Erschließung.

Simon Sebag Montefiore, Jahrgang 1965, der in Cambridge studierte und jetzt in London lebt, konnte daher für seine zwei Jahre nach Veröffentlichung des englischen Originals nun auch in deutscher Übersetzung vorliegende Stalin-Biographie<sup>2</sup> auf bisher unausgewertete Quellen zurückgreifen. Er sichtete sie vornehmlich in acht russischen Archiven. Dabei handelt es sich oft um geheime Berichte, Briefwechsel oder Zettel, auf denen Stalin in Sitzungen knappe Bemerkungen aufschrieb. Darüber hinaus interviewte Montefiore zahlreiche Personen, unter ihnen oft Kinder oder Enkel der damaligen Akteure, benutzte in ihrem Besitz befindliche Tagebücher und Aufzeichnungen und unternahm zu diesem Zweck ausgedehnte Reisen in Rußland, nicht zuletzt nach Georgien, dem Geburtsland Stalins, wo Stalin am 21. Dezember 1878 geboren wurde (neuere Forschungen korrigierten das von Stalin selbst angegebene Geburtsjahr 1979). Gestützt auf dieses Material, auf veröffentlichte Dokumente und Memoiren sowie auf die schon kaum übersehbare Sekundärliteratur, gelang es ihm, ein farbiges Bild von Stalin, seiner Machtausübung und von den Menschen die ihn umgaben, zu zeichnen. Dabei geht es ihm nicht

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 29. Dezember 2005.

1 Siehe Roy Medwedjew in »Neues Deutschland«. Berlin vom 21./22. April 2001.

2 Siehe Simon Sebag Montefiore: Stalin. Am Hof des Roten Zaren. Aus dem Englischen von Hans Günter Holl. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2005. 874 Seiten. 24,90 Euro.

um eine Geschichte der Außen- und Innenpolitik Stalins. Vielmehr will er das Leben und Wirken Stalins in seiner unmittelbaren Umgebung, im Kreis seiner Familie und seiner engsten Vertrauten aufhellen. Letztere waren bei wechselhafter Gunst, die ihnen von Stalin zuteil wurde, Leute innerhalb wie auch außerhalb des Politbüros, dessen ursprüngliche Funktionen damit praktisch ausgeschaltet waren. Kaum mehr als ein halbes Dutzend Personen gehörte in den letzten Lebensjahren Stalins dazu.

Mit diesen wenigen Leuten beriet sich Stalin entweder in seinem Arbeitsraum im Kreml oder, was in seinen letzten Jahren zunehmend erfolgte, in seiner bereits erwähnten Datsche in Kunzewo. War Stalin im Urlaub, den er im Alter ausdehnte und im Kaukasus oder auf der Krim verbrachte – mindestens fünfzehn Datschen im Süden ließ er ständig bewirtschaften –, verlangte er von seinen Vertrauten regelmäßige Berichte und ließ nichts Wichtiges ohne seine Zustimmung geschehen. Er bildete »jederzeit und überall den Angelpunkt der Macht«. Höchst plastisch, indem er immer wieder die Quellen sprechen läßt, schildert Montefiore die Beratungen Stalins mit den »Magnaten«, wie er dessen Mitstreiter im Vergleich mit einem Feudalregime bezeichnet. Dem Stalinischen Tagesablauf entsprechend, arteten solche Beratungen in der »nahen Datsche« von Mitternacht bis zum frühen Morgen häufig in lange Trinkgelage aus. Nach Öffnung der Archive, so Montefiore, sei es nicht mehr angemessen, Stalin als »rätselhaft« zu bezeichnen. Denn er trete heute als leibhaftige Person zutage, als hochintelligenter, begabter Politiker, »für den vor allem die weltgeschichtliche Rolle zählte, ein Wissenshungriger, der historische und literarische Werke verschlang, aber auch ein extremer Hypochonder«. Stalin wurzelte, wie der Verfasser hervorhebt, in der russischen Geschichte und fühlte sich mit der Sowjetmacht und der bolschewistischen Partei identisch, deren Stärken und Schwächen sich in seiner Person widerspiegelten. In der Sowjetunion verteidigte er Großrußland, wenn er auch in seinem Herzen Georgier blieb.

Montefiore bestätigt, daß Stalin seit dem Ende der zwanziger Jahre als Diktator regierte, dem zu widersprechen tödlich sein konnte und von dem eine Vielzahl von Verbrechen ausging. So plante er bis ins Einzelne die Vernichtung der Leninschen Garde, die Inszenierung der Schauprozesse und den Massenterror in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre sowie das Wiederaufleben der Terrorkampagnen nach dem Krieg. »Er war weder hilflos noch geisteskrank, sondern ein brutaler Organisator des Terrors auf dem schrecklichen Höhepunkt seiner Macht.« So urteilt der Verfasser über den gealterten »Woshd«, den »Führer«. Oft verglich

sich Stalin mit den russischen Zaren und seinen Terror mit dem Massaker Iwan Grosnys an den Bojaren, der ihm gleichsam als Vorbild für die Methode zur Sicherung seiner Herrschaft diente. Das von Stalin veranlaßte Morden machte auch vor Mitgliedern der Familien seiner beiden Frauen, der Swanidses und der Allilujews, nicht halt. Doch begründete Stalin seine Macht nicht nur auf Furcht, sondern auch auf Charme und Liebenswürdigkeit. Montefiore zeichnet Stalin als einen fürsorglichen Familienvater, als einen Mann, der allerdings Freundschaften alsbald auch in tödliche Feindschaft umschlagen lassen konnte. Stalin improvisierte nie, sondern traf seine Entscheidungen nach reiflicher Überlegung. »Er konnte außergewöhnlich hart arbeiten, oft bis zu sechzehn Stunden täglich, aber die jüngst geöffneten Archive zeigen, daß sein wahres Genie verblüffenderweise darin bestand, Menschen zu betören [...] Er beherrschte meisterhaft die Kunst, Menschen für sich einzunehmen.«

Montefiore läßt die Stalin umgebenden Mitstreiter, über die erst nach dem Untergang der Sowjetunion mehr und mehr bekannt wurde, aus dem Dunkel der Geschichte heraustreten, indem er ihre Charaktere und ihr Wirken beschreibt. Wie Stalin, der zunehmend von Verfolgungswahn erfaßt wurde, waren auch sie von illegalem Kampf, von Revolution und Bürgerkrieg geprägt. Sie hatten in dieser Zeit das Töten als probates Mittel zur Durchsetzung ihrer Ziele erlernt, und der Kult der Gewalt, der sich in Stalins These von der Zunahme des Klassenkampfes im Lande ausdrückte, gehörte zu ihrem selbstverständlichen politischen Arsenal. Dies und die Furcht vor Verschwörungen führten zu der Fiktion von »Volksfeinden«, deren Vernichtung der Große Terror in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre dienen sollte. Ohne die überragende Schuld Stalins an den begangenen Verbrechen zu verharmlosen, entkräftet Montefiore mit seinem Buch »die bequeme Fiktion« seiner alleinigen Verantwortung, indem er »neben den Leiden, Opfern, Lastern und Privilegien der ganzen Führung auch ihre Eigeninitiative bei den Morden ans Licht bringt«. Einig in ihrer bedingungslosen Ergebnisheit Stalin gegenüber, herrschte unter ihnen selbst größtes Mißtrauen und die Bereitschaft, gegeneinander Bündnisse zu schließen. Obwohl Chruschtschow, Malenkov, Mechlis, Budjonny und andere in demselben Wohnblock in der Granowski-Straße lebten, besuchten sie einander nie. »Stalin sah es gerne, wenn sie einander haßten. Berija und Malenkov verachteten Schdanow und Wosnesenski; Mikojan verabscheute Berija, Bulganin und ebenso Malenkov. Ihre Wohnungen hingen inzwischen alle am Netz des NKWD ...« Nicht weniger als Stalin waren auch seine »Magnaten« an den Morden betei-

ligt, die 1937 nach den von der Stalinschen Führung vorgegebenen Quoten vorgenommen wurden. »Die meisten Todeslisten zeichneten Stalin, Molotow, Kaganowitsch und Woroschilow, viele aber auch Schdanow und Mikojan ab.« Auch Chruschtschow, dem Stalin, wie in dem Buch dargelegt wird, seine besondere Gunst erwies und der später die Entstalinisierung einleiten sollte, war in der Ukraine als dortiger Erster Parteisekretär (1938–1947) Initiator von Massenmorden und Deportationen.

Die Darstellung erfolgt chronologisch und reicht vom Eintritt in die dreißiger Jahre bis zu den letzten Tagen Stalins Anfang März 1953. Der Leser wird sowohl mit dem Familienleben Stalins als auch mit den wesentlichen politischen Ereignissen unter Mitteilung zahlreicher Einzelheiten bekannt gemacht. Manche neue Details erfahren wir über das Verhalten Stalins auch auf außenpolitischem Gebiet und während des Krieges in den Jahren 1939–1945. Auch die Mitteilungen über den gealterten Stalin nach dem Krieg und die Inszenierung der Komplotte gegen die Leningrader Parteiführung, gegen die Kremlärzte und gegen die Juden sind von großem Interesse.

Trotz aller dieser beeindruckenden Forschungsergebnisse über das »Hofleben« bei Stalin bleibt doch die Frage nach den Grundlagen der Stalinschen Herrschaft in einem bereits von Lenin geschaffenen politischen System, das dann zum Stalinismus ausartete, kaum beantwortet. Man vermißt die Analyse der stalinistischen Herrschaftsstruktur mit ihren Trägern und eine Erklärung dafür, weshalb Millionen Sowjetbürger ungeachtet vorhandener Mißstände in Stalin den Garant für ein besseres Leben sahen. Daß Anthony Eden als Außenminister der USA genannt oder die ukrainische Stadt Charkow zu »Tscharkow« gemacht wird, sind bedauerliche Irrtümer, die den Wert dieses spannend geschriebenen und gut übersetzten Buches nicht mindern.

## DER »GROSSE TERROR« IN DER STALINSCHEN SOWJETUNION. BRUCH MIT DER GESCHICHTE – ABKEHR VON DER REVOLUTION\*

Für alle, die sich den emanzipatorischen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts verbunden fühlen, bleibt nach wie vor die Auseinandersetzung mit den Ereignissen und Entwicklungen, die allgemein hin unter dem Begriff Stalinismus subsummiert werden, wichtig. Trotz einer immensen Publikationsflut zum Thema – vor allem nach der weitgehenden Öffnung der ehemaligen sowjetischen Archive zu Beginn der neunziger Jahre – bleiben viele Fragen noch offen. Vor allem: Wie konnte es dazu kommen?

Einer Antwort auf diese Frage kommt eine äußerlich eher unscheinbar wirkende Publikation nahe:<sup>1</sup> Im Ergebnis eines von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen am 25. April 1998 veranstalteten Kolloquiums haben 13 Autoren neue Forschungsergebnisse zu verschiedenen Aspekten des »Großen Terrors« vorgelegt. Einen Überblick über den derzeitigen Forschungsstand und die hierfür in Frage kommenden Aktenbestände in russischen Archiven vermittelt *Wladislaw Hedeler*. Nach seinem Urteil wurde der Terror unter Stalin »zunehmend zu einem Element der Wirtschaftsplanung« und erfüllte »eine wichtige macht- und systemstabilisierende Ventilfunktion«. Sehr aufschlußreich sind seine Aussagen über die großen Moskauer Schauprozesse, die Stalin in diesem Zeitraum vor allem mit Hilfe des NKWD-Chefs Jeshow (November 1936 – Dezember 1938) und des Generalstaatsanwalts der UdSSR Wyschinski vorbereiten und durchführen ließ. Mit ihnen vernichtete Stalin fast alle damals noch in Führungspositionen tätigen Mitkämpfer Lenins. »Es ist heute möglich, die Aufeinanderfolge der Verhaftungswellen der Angeklagten und ›Zeugen«, das Ineinandergreifen der die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung des Prozesses begleitenden Propagandakampagnen, die auf höchster Ebene abgestimmte Fabrikation der Prozeßmaterialien sowie die für Folgeprozesse in der Provinz relevante Signalfunktion der Großen Prozesse zu rekonstruieren. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben, die

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 20./21. Januar 2001.

1 Siehe Moskau 1938. Szenarien des Großen Terrors. Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. herausgegeben von Klaus Kinner in Verbindung mit Willi Beitz. Leipzig 1999.

Entstehung und Überarbeitung des im Führungszirkel der Partei erdachten, in den Gefängnissen und Folterkammern des NKWD einstudierten und mit Hilfe der Staatsanwaltschaft umgesetzten Drehbuchs aus der Innensicht der agierenden Machthaber, ihrer Gefolgsleute sowie der Opfer und nicht in erster Linie durch die Außenwahrnehmung prominenter ausländischer oder ins Ausland abgeschobener Beobachter zu untersuchen.«

Die oft gestellte Frage, weshalb der Stalinsche Terror vor allem auch gegenüber so vielen bewährten kommunistischen Revolutionären möglich war, sucht *Ulla Plener* in ihrer Studie über die »Persönlichkeitsnegation im Parteikommunismus« zu beantworten. Bürokratisch gehandhabte Disziplin und »Linientreue« machten aus einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten und Gleichberechtigten eine von oben diktatorisch beherrschte Organisation und setzten einen Mechanismus in Gang, der Parteitreue mit Mißtrauen gleichsetzte und den Terror begünstigte. »Aus Mißtrauen und Verdacht erwuchs sehr schnell der Vorwurf des Verrats.«

Fragt man nach den Ursachen des »Großen Terrors«, so muß man die historische Situation berücksichtigen, wie sie sich in Rußland (UdSSR) nach dem Oktober 1917 entwickelte. *Andreas Eichler* hat sich mit dieser Frage, insbesondere dabei mit den Auffassungen Bucharins von der »Übergangsperiode« beschäftigt. Linke Illusionen begünstigten Ende der zwanziger Jahre den Abbruch der 1921 eingeführten »Neuen Ökonomischen Politik« (NÖP), was faktisch zur Wiedereinführung der Kriegswirtschaft und zur Anwendung des Terrors selbst gegen die eigenen Mitkämpfer führte. Der von Stalin und seinen Helfern inszenierte »Große Terror« ging einher, wie *Steffen Dietz* ausführt, mit der »Großen Lüge«. Sie vollzog den Bruch mit der Geschichte und der Revolutionskultur und vermittelte neue »Wahrheiten«, die das eigene revolutionäre Herkommen umfälschten.

Unter den verschiedenen Personengruppen, die dem Stalinschen Terror anheim fielen, waren auch zahlreiche Angehörige der Institute der »Roten Professur«, worüber *Lutz-Dieter Behrendt* berichtet. Gegründet 1921 zur Heranbildung von Hochschullehrern, wurden diese Institute bereits 1938 aufgelöst, nachdem zahlreiche ihrer Lehrer und Studenten vom Terror erfaßt worden waren. Von den ersten 52 »Roten Professoren«, die 1924 die Institute verließen, wurden 42 der in der Mitte der dreißiger Jahre noch Lebenden Opfer des Terrors. Nur sieben kehrten aus Lagern und Gefängnissen zurück.

Eine Besonderheit des Stalinschen Terrors bestand darin, daß er sich nicht nur gegen Sowjetbürger richtete, sondern auch eine internationale

Dimension erreichte. Schwer wurde die Komintern getroffen, deren Angehörige der Stalinsche Terror-Apparat sowohl in der UdSSR als auch jenseits ihrer Grenzen zu erreichen suchte. *Bernhard H. Bayerlein*, der seine Forschungen dieser Thematik gewidmet hat, schenkte seine Aufmerksamkeit besonders dem Schicksal der Abteilung für Internationale Verbindungen (Otdel meshdunarodnoj swjasi – OMS) des Exekutivkomitees (EKKI) der Komintern. Sie stellte gleichsam das Nervenzentrum für die Herstellung und Sicherung der Verbindungen unter den Kommunistischen Parteien dar und wurde zunehmend zur Zielscheibe des Stalinschen Terrors, bis sie schließlich nach den großen »Säuberungen« 1937/1938 der NKWD »übernahm«. So degenerierte die Komintern, einst von Revolutionären mit hohen politisch-ethischen und moralischen Ansprüchen gegründet, zu einem von Stalin und seiner politischen Polizei dirigierten Apparat.

Besonders tragisch erwies sich das Schicksal der aus Hitlerdeutschland in die UdSSR emigrierten Mitglieder der KPD. *Carola Tischler* zitiert in ihrer darüber verfaßten Studie einen Bericht Paul Jäkels, des Beauftragten für die Betreuung der KPD-Mitglieder, an das ZK der KPD von Ende April 1938. Er besagt, daß sich die Zahl der Parteibeitrag zahlenden KPD-Mitglieder, die sich in der UdSSR aufhielten, seit Anfang April 1937 wegen Verhaftungen von 1.300 auf 378 vermindert hatte. Die Frage, inwieweit die KPD-Führung dabei den Terror gegen ihre Genossen mitrug, ist, wie sie darlegt, sehr differenziert und schwierig zu beantworten. Bei aller Verstrickung in das stalinistische System waren jedenfalls die Einflußmöglichkeiten der KPD-Führung gering. Laut Besucherlisten Stalins wurde in allen Jahren des Exils die KPD-Führung nicht ein einziges Mal direkt von Stalin empfangen.

Schlimmer noch erging es der KP Polens, worüber *Eva Seeber* eine Studie vorgelegt hat. Die Vernichtung der KP Polens erfolgte im Zusammenspiel zwischen Stalin und dem EKKI, wobei freilich der erstere die Handlungsrichtung bestimmte. Am 16. August 1938 unterzeichneten schließlich Dimitroff, Manuilski, Moskwin (Trilisser), Kuusinen, Florin und Ercoli (Togliatti) für das Präsidium des EKKI den Beschluß über die Auflösung der KPP. Von insgesamt 3.817 registrierten Mitgliedern der KPP, die sich im Januar 1936 in der UdSSR aufhielten (bei einer Gesamtzahl von 17.302 Mitgliedern) überlebten nicht mehr als hundert.

Von den ungezählten menschlichen Tragödien, die der Stalinsche Terror zur Folge hatte, künden im vorliegenden Band der Lebensbericht von *Frido Seydewitz*, der zehn Jahre (1938–1948) in den Fängen des



NKWD zubringen mußte, und die Studie von *Klaus Kinner* über das Schicksal von Willi Münzenberg. Zu den internationalen Auswirkungen des »Großen Terrors« gehörte auch, wie *Herbert Mayer* darlegt, der schwere Rückschlag, den er der Zusammenarbeit der deutschen und internationalen Sozialdemokratie mit der Sowjetunion und den Kommunistischen Parteien gegen die Bedrohung durch den Faschismus zufügte.

Die Studie von *Willi Beitz* über die Terrorisierung und Disziplinierung der sowjetischen Schriftsteller sowie diejenige von *Wolfgang Geier* über die gegensätzlichen Beurteilungen des sowjetischen Regimes in den viel Aufsehen erregenden Rußland-Reiseberichten von André Gide und Lion Feuchtwanger (1936 und 1937) schließen diesen nicht sehr umfangreichen, doch sehr lesenswerten und sich durch einen sorgfältig gearbeiteten Anmerkungsapparat auszeichnenden Band ab. Die wissenschaftliche Aufarbeitung der hier untersuchten Vorgänge, die in ihren Auswirkungen letztlich wesentlich mit zum Zusammenbruch der Sowjetunion führten, wird die Historiker zweifellos noch lange beschäftigen.

## ZWISCHEN HOFFNUNG UND VERZWEIFLUNG – DEUTSCHE IN STALINS STRAFLAGERN\*

Nachdem man in Sowjetrußland schon im Sommer 1918 damit begonnen hatte, als »Volksfeinde« bezeichnete Personen in Konzentrationslagern zu inhaftieren, entwickelten sich in den nachfolgenden Jahren die »Arbeits- und Besserungslager« zu einem Lagersystem, das wie ein weitgespanntes Netz große Teile der Sowjetunion, insbesondere den Norden, bis zum Fernen Osten hin überdeckte. Wesentlich waren in dieser Hinsicht die Auswirkungen der Zwangskollektivierung sowie die Bauten der Fünfjahrpläne, für die die Stalinsche Führung die billige Sklavenarbeit der Lagerhäftlinge mit einkalkulierte. Bereits 1930 wurde bei der Geheimpolizei (OGPU, bis 1923 Tscheka, ab 1954 KGB) eine Hauptverwaltung für die ihr unterstellten Straflager (Glawnoje Uprawlenije Lagerjami, abgekürzt GULag) geschaffen. Im Rahmen der weiteren Zentralisierung wurde sie 1934 dem Volkskommissariat des Innern (NKWD) unterstellt, in das man gleichzeitig die bisher gesondert existierende Geheimpolizei eingliederte. Der russische Historiker W. N. Semschow benennt auf Grund ausgewerteten Archivmaterials in einer 1997 veröffentlichten Arbeit die Zahl dieser Lager für Anfang 1940 mit 53, zu denen rund 600 Filialen gehörten. Hinzu kamen 475 »Arbeits- und Umerziehungskolonien« mit verschiedenen Spezialsiedlungen. Semschow gibt weiter an, daß in den Jahren 1934–1940 den Lagern 5,3 Millionen Häftlinge zugeführt wurden. Da sich die Zahl der Lagerinsassen durch Tod, Entlassung oder Flucht wiederum verminderte, wird sie für das Jahr 1940 mit 1,5 Millionen angegeben. In den Jahren des Krieges und danach stieg die Zahl der Lagerhäftlinge im Ergebnis von Terrorwellen, Deportationen und von Zuführungen aus Gefängnissen, Kriegsgefangenenlagern sowie von Zivilpersonen aus den von der Sowjetunion besetzten Ländern rasch an und belief sich Anfang 1953 auf etwa 2,75 Millionen, nicht gerechnet 2,75 Millionen Menschen in Spezialsiedlungen, in die man Einzelpersonen oder Personengruppen verbannt hatte.

Die Verhaftungen und Verurteilungen erfolgten zumeist durch die Geheimpolizei und in der Regel unter Berufung auf den Artikel 58 des sowjetischen Strafgesetzbuches von 1926, der die Bestrafung wegen sowjetfeindlicher Handlungen vorsah. Da die Verhaftungen zumeist will-

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 14./15. Juli 2001.

kürlich vorgenommen wurden und bei Fehlen eines ordentlichen Gerichtsverfahrens »Geständnisse« unter Folter erpreßt wurden, geriet so eine große Zahl von Menschen, die sich keinerlei Verbrechen schuldig gemacht hatten, in die sowjetischen Straflager. Erst nach Stalins Tod im März 1953 änderte sich diese Situation, wozu eine Rechtsreform und 1956 die Auflösung des GULag gehörten. Verfolgungen von Dissidenten blieben jedoch auch danach weiterbestehen. Und erst ein am 18. Oktober 1991 verabschiedetes Gesetz sah die Rehabilitierung der ehemals zu Unrecht Verfolgten vor. Eine Novelle vom 22. Dezember 1992 weitete dieses Gesetz auch auf ehemals unrechtmäßig verurteilte Ausländer aus.

Informationen über die Stalinschen Arbeitslager waren bereits in den dreißiger Jahren, zumeist durch Mitteilungen ehemaliger Häftlinge, innerhalb und außerhalb der Sowjetunion durchgesickert. Doch war es erst Alexander Solshenizyn, selbst in den Jahren 1945 – 1953 Lagerhäftling, der durch seine im Westen veröffentlichte dreibändige literarisch-dokumentarische Darstellung »Der Archipel GULag« (1973–1975) die internationale Öffentlichkeit ausführlicher mit den unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in den sowjetischen Straflagern bekannt machte. Nach der Öffnung der sowjetischen Archive wurde diese Thematik zu einem wichtigen Gegenstand der historischen Forschung, so daß die inzwischen darüber gewonnenen Kenntnisse nicht mehr vorrangig auf den Erlebnisschilderungen ehemaliger Häftlinge beruhen. Jedoch sind es gerade diese Berichte, die durch ihre Aussagekraft mehr, als es archivierte Behördenakten und darauf basierende Untersuchungen tun können, die Grausamkeiten der Straflager und die von den Häftlingen erlittenen Qualen deutlicher vor Augen führen.

Daher ist es verdienstvoll, daß eine von Eva Donga-Sylvester, Günter Czernetzky und Hildegard Toma herausgegebene Sammlung von Erlebnisberichten die tragischen Schicksale ehemaliger GULag-Häftlinge nachzeichnet.<sup>1</sup> Es handelt sich ausschließlich um Erinnerungen deutscher Häftlinge. Dabei wurden Berichte sowohl von »Volksdeutschen« als auch von »Reichsdeutschen« sowie ebenfalls von österreichischen Staatsangehörigen aufgenommen. Unter Bezugnahme auf eine von Günther Wagenlehner veröffentlichte Untersuchung (Bonn 1999), die auch eine

---

1 Siehe Eva Donga-Sylvester/Günter Czernetzky/Hildegard Toma (Hg.): »Ihr verreckt hier bei ehrlicher Arbeit!« Deutsche im GULAG 1936–1956. Anthologie des Erinnerns. Graz, Stuttgart: Leopold Stocker Verlag 2000. 367 Seiten.

aktuelle Mitteilung der Hauptmilitärstaatsanwaltschaft Rußlands berücksichtigt, wird von den Herausgebern erwähnt, daß während des Krieges und der Nachkriegszeit mehr als 200.000 Bürger der Länder, die gegen die UdSSR Krieg führten, von sowjetischen Justizorganen repressiert wurden. Davon waren die meisten Deutsche, auch sogenannte Volksdeutsche aus der Sowjetunion und den von ihr kontrollierten Gebieten. Wie weiter vermerkt wird, wurden etwa 30.000 in sowjetische Gefangenschaft geratene Angehörige der deutschen Wehrmacht (bei einer Gesamtzahl von 2,4 Millionen Deutschen und 156.600 Tausend Österreichern in sowjetischer Kriegsgefangenschaft) als »Kriegsverbrecher« sowie 35.000 bis 40.000 Personen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands wegen angeblich sowjetfeindlicher Tätigkeit strafrechtlich verurteilt, dabei oft, wenn nicht sogar zum Tode, mit dem Strafmaß von zehn bis zu 25 Jahren Lagerhaft. Die Repatriierung der Häftlinge, die bei einer Sterblichkeitsrate von etwa neun Prozent überlebt hatten, begann bereits nach Stalins Tod. Die letzten konnten jedoch erst nach dem Besuch Konrad Adenauers in Moskau im September 1955 nach Deutschland zurückkehren. Zu weiterer Strafverbüßung wurden zudem den Regierungen der BRD, der DDR und Österreichs 749 nichtamnestierte »Spätheimkehrer« übergeben. Die Herausgeber verweisen darauf, daß die Regierung der BRD in einem Beschluß vom 6. Oktober 1955 zwar die von der Sowjetregierung verhängten Urteile nicht anerkannte, jedoch eine erneute Strafverfolgung für die nichtamnestierten »Spätheimkehrer« vorsah, sofern ein Verdacht auf Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit vorlag. Die Regierung der DDR verkündete am 16. April 1956 eine Amnestie der in der UdSSR verurteilten Kriegsgefangenen, die allerdings die erwähnten nichtamnestierten »Spätheimkehrer« ausschloß. Wie die Herausgeber weiter mitteilen, wurden seit 1992 7.100 ehemalige deutsche Häftlinge von der russischen Generalstaatsanwaltschaft rehabilitiert, während bei 2.080 ehemaligen deutschen Häftlingen die Rehabilitation abgelehnt wurde.

Zu Wort kommen in dem Buch 50 ehemalige Lagerhäftlinge, von denen einige schon in den dreißiger Jahren als in die UdSSR geflüchtete Antifaschisten, die meisten jedoch als Kriegsgefangene oder als Zivilpersonen aus der sowjetischen Besatzungszone in die Stalinsche Strafmaschinerie gerieten. Die Herausgeber haben dabei die Texte aus bisher schon veröffentlichten, zum Teil aber auch aus noch unveröffentlichten Erinnerungen dieser ehemaligen Häftlinge ausgewählt und sie nach entsprechenden Themenkreisen geordnet: Verhaftung, Verhör – Verurteilung,

Transport – Hunger und Durst, Lagerleben – Arbeit, Kriminalität – Sexualität, Hygiene – Krankheit – Tod, Verzweiflung – Selbstverstümmelung – Flucht, Hoffnung – Kultur – Religion, verschiedene »unglaubliche Geschehnisse« und Heimkehr. Es sind durchweg erschütternde Berichte über persönliche Schicksale und menschliche Tragödien, über Leben und Sterben in den Stalinschen Straflagern unter härtesten Arbeitsbedingungen und rauen klimatischen Verhältnissen, bei fortdauernder Unterernährung und unzureichender Kleidung sowie bei Drangsalierung nicht nur durch die Bewacher, sondern oftmals auch durch Häftlinge, die wegen krimineller Vergehen verurteilt waren und vielfach in Gruppen ein Lager beherrschten. »Wir bringen keinen um. Ihr verreckt hier bei ehrlicher Arbeit.« So zitiert ein ehemaliger Häftling die Worte eines Kommandanten im Lagerkomplex Workuta. Aber auch von manchen Gesten der Menschlichkeit und des Mitfühlens sowohl bei russischen Soldaten als auch bei Zivilisten künden die Berichte.

Ergänzt wird der Band durch Kurzbiographien der Autoren und einen Anhang mit Übersichten über die sowjetische Strafgesetzgebung und die geographische Verteilung der Arbeitslager sowie über die Struktur des Lagersystems. Hervorzuheben ist die Ausstattung mit zahlreichen Fotos, Skizzen und Faksimiles von Dokumenten über Verurteilungen oder Rehabilitierungen. Nicht frei von Fehlern ist leider die Übersetzung russischer Worte und Begriffe in einem gesonderten Verzeichnis. Auch hätte man sich verschiedentlich Anmerkungen in den kommentarlos abgedruckten Erinnerungen gewünscht. So wäre z. B. darauf hinzuweisen gewesen, daß Konstantin Simonow sein populäres Gesicht »Wart' auf mich«<sup>2</sup> nicht in deutscher Kriegsgefangenschaft schrieb, sondern unmittelbar nach Kriegsbeginn als damaliger Frontberichterstatter.

Es ist gut, daß dieses Buch das Erinnern an eine von Menschen für Menschen geschaffene Hölle auf Erden wach hält.

---

2 Ebenda. S. 226.

## EINE FATALE PARTNERSCHAFT. REICHSWEHR UND ROTE ARMEE IN DEN JAHREN 1920–1933\*

»War bisher die bewährte enge Zusammenarbeit zwischen der Reichswehr und der Roten Armee gewissermaßen die Brücke, die in den letzten Jahren auch in gespannten Lagen beide Parteien unschwer zusammenführte, und schien diese Brücke auch die letzte Belastungsprobe des nationalen revolutionären Umschwungs in Deutschland (Errichtung der faschistischen Diktatur – G. R.) zu bestehen, so scheint man jetzt diese Brücke gewissermaßen »wegen Unsicherheit für den allgemeinen Verkehr gesperrt« zu haben und nur noch gelegentlich einzelnen Personen das Betreten zu gestatten.« So urteilte Oberst Otto Hartmann, in den Jahren 1933–1935 Militärattaché an der deutschen Botschaft in Moskau, in einem Bericht vom 28. Juni 1933. Rund 13 Jahre lang bestand diese enge Zusammenarbeit, in die, da sie von beiden Seiten mit Rücksicht auf die Ententemächte geheim gehalten wurde, seinerzeit viel Sensationelles hineingedeutet wurde. Der nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichte Zugang zu den deutschen Akten führte zur schrittweisen Aufhellung dieser Beziehungen, die inzwischen auch durch die erst unlängst begonnene Sichtung der entsprechenden sowjetischen Akten ergänzt werden konnte. Denn noch bis zum Ende der achtziger Jahre blieb dieses Thema in der Historiographie der UdSSR ein weißer Fleck.<sup>1</sup>

Die ersten Kontakte wurden schon im Sommer 1920 geknüpft. Auf deutscher Seite lag die Initiative bei Generaloberst von Seeckt, der als Chef der Heeresleitung (1920–1926) maßgeblichen Anteil am Aufbau der Reichswehr besaß. Noch bis Anfang 1920 hatte er geglaubt, daß man sich mit einer rigorosen antisowjetischen Politik Vorteile bei den Siegermächten einhandeln könnte. Doch sollte er schon bald, ähnlich wie angesichts der unnachgiebigen, auf dem Versailler Friedensdiktat beharrenden Haltung der Ententemächte auch andere deutsche Militärs und Politiker, seine Auffassung ändern. Diese lief darauf hinaus, wie der damalige Mitarbeiter Seeckts und seit 1935 Geschäftsführer des Rußlandausschusses der deutschen Wirtschaft, Major a. D. Fritz Tschunke, bezeichnenderweise

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 14./15. Januar 1995.

1 Siehe Manfred Zeidler: Reichswehr und Rote Armee 1920–1933. München 1993. – Olaf Groehler: Selbstmörderische Allianz. Berlin 1992. – J. L. Djakow/T. S. Buschujewa: Das faschistische Schwert wurde in der UdSSR geschmiedet. Dokumentenpublikation. Moskau 1992 (russ.).

im September 1939, kurz nach Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes, die Gedanken Seeckts wiedergab, »daß ein Krieg mit Rußland nie mehr geführt werden dürfe und es bei der von uns zu verfolgenden Ostpolitik darauf ankäme – selbstverständlich unter strikter Ablehnung aller bolschewistischen Theorien – wieder eine breite unmittelbare Berührungsfläche mit Rußland zu erlangen«. Die Fühlungnahme Seeckts mit Moskau, bei der er sich der Hilfe seines Freundes Enver Pascha, des ehemaligen türkischen Kriegsministers, bediente, wurde dort von Lenin und Trotzki positiv beantwortet. Auf beiden Seiten hatte man nicht nur eine Zusammenarbeit im engeren Sinne durch gegenseitige Hilfe in der Rüstungsproduktion und beim Aufbau der Armeen zum Ziel, sondern darüber hinaus ein gegen die Entente gerichtetes Bündnis, das auch den Krieg und insbesondere die Niederwerfung Polens einkalkulierte. Die Äußerung des damaligen Chefs für Bewaffnung der Roten Armee, I. P. Uborewitsch, während der Unterzeichnung eines Vorvertrags mit der deutschen Rüstungsfirma »Rheinmetall« am 10. Februar 1930 über die Einrichtung eines Konstruktionsbüros in Moskau und die Lieferung von 100 Geschützen, daß man »Polen doch wieder teilen« sollte, entsprach durchaus der Stimmung, wie sie sowohl unter den Offizieren der Reichswehr als auch unter den Kommandeuren der Roten Armee, hier wesentlich im Ergebnis des von Polen 1920 unternommenen Interventionsfeldzuges, herrschte.

Die zwischen den beiden Staaten eingeleitete militärische Zusammenarbeit förderte wesentlich jene Entwicklung, die zum Abschluß des Rapallo-Vertrages vom 16. April 1922 führte, wenn sie auch in dessen Text wegen der Geheimhaltung der Militärbeziehungen keine Erwähnung fand. Tatkräftig förderte Reichskanzler Wirth, im Gegensatz übrigens zum Reichspräsidenten Ebert, das von Seeckt betriebene Unternehmen, das in Anspielung auf dessen Namen und unter Verwendung der Bezeichnung einer deutschen Sekt-Marke im Reichswehrministerium zur Tarnung »Kupferberg Gold« genannt wurde. Im Dezember 1920 wurde dort die »Sondergruppe R« für die Organisation der Militärbeziehungen mit Sowjetrußland gebildet. Ende 1922 wurde sie von der Abteilung T 4 im Truppenamt des Ministeriums übernommen. Auch der deutsche Botschafter in Moskau, Graf Brockdorff-Rantzau, wurde in die Ausgestaltung dieser Beziehungen einbezogen, wenn er auch in taktischen Fragen mit Seeckt auseinander ging. Das Auswärtige Amt schaltete sich erst nach dem Abschluß der Locarno-Verträge (Oktober 1925), die die Beziehungen Deutschlands zu den Westmächten auf eine neue Grundlage stell-

ten, aktiv in die Entwicklung der militärischen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion ein.

Auf sowjetischer Seite beschäftigte sich unmittelbar der Volkskommissar für Verteidigung mit dieser Zusammenarbeit: zuerst L. Trotzki und sodann, nach der kurzen Amtszeit M. Frunses, Kliment Woroschilow, der Stalin darüber laufend berichtete. Auch im Politbüro waren die Militärbeziehungen mit Deutschland Gegenstand von Diskussionen und Beschlußfassungen. Daß Stalin später, auf der Sitzung des Obersten Militärgerichts vom 2. Juni 1937, die Verurteilung Marschall Tuchatschewskis und anderer Kommandeure der Roten Armee zum Tode mit ihren »verräterischen Beziehungen zur Reichswehr« begründete, war zynisch genug, da sowohl er als auch Woroschilow, der dort den Vorsitz führte, diese Beziehungen selbst gesteuert hatten. Insofern hätte es kaum der Dokumente bedurft, die die Gestapo nach dem Plan Himmlers aus dem Archiv des Reichswehrministeriums entwendet und Stalin in die Hände gespielt hatte, um ihn zur Enthauptung der Roten Armee zu veranlassen. Die unmittelbare, praktische Organisation der Zusammenarbeit mit der Reichswehr oblag Jan Karlowitsch Bersin, der seit November 1920 das IV. Büro des Generalstabs der Roten Armee, d. h. dessen Geheimdienst, leitete und den Stalin im Jahre 1938 ebenfalls ermorden ließ.

Die nach dem Anknüpfen der ersten Kontakte auf deutscher Seite noch bis in das Jahr der Ruhrbesetzung 1923 hinein gehegten Erwartungen, man könnte Moskau für ein groß angelegtes Militärbündnis gegen die Westmächte und Polen gewinnen, stießen jedoch dort auf Zurückhaltung. Auch die auf beiden Seiten vorhandenen Hoffnungen, man könnte in Sowjetrußland durch deutsche Finanzhilfe in größerem Maßstab Rüstungsgüter produzieren und damit zugleich die sowjetische Rüstungsindustrie aufbauen, erfüllten sich nicht. Insofern erwies sich auch die hierfür vom Reichswehrministerium im August 1923 gegründete »Gesellschaft zur Förderung gewerblicher Unternehmungen« (Gefu) letztlich als ein Fehlschlag. Ihre Zweigstelle in Moskau wurde daher 1926 aufgelöst und ihr Apparat in Berlin in das »Wirtschaftskontor« (Wiko) umorganisiert, dem jetzt der Geldverkehr mit der Sowjetunion und der für die militärische Zusammenarbeit notwendige Gütertransport oblagen. Der Gefu zugeordnet waren zwei Unternehmen, die im Rahmen der von der Sowjetregierung schon Ende 1920 eingeleiteten Konzessionspolitik Rüstungsgüter in Sowjetrußland herstellen sollten: das in Fili bei Moskau errichtete Junkers-Flugzeugwerk (1923–1925), das nach dem am 4. Dezember 1922 geschlossenen Liefervertrag 100 Flugzeuge für die sowje-



tischen Luftstreitkräfte bauen sollte, sowie das im Rahmen der hierfür gegründeten »Bersol-AG« von der Reichswehr finanzierte und von dem Hamburger Chemiker Hugo Stoltzenberg geleitete Werk für die Giftgasherstellung in Iwaschtschenko bei Samara an der Wolga (1924–1926). Obzwar das Junkers-Werk etwa 170 Flugzeuge herstellte, von denen 120 die Sowjetregierung abnahm, enttäuschte es doch wegen finanzieller Schwierigkeiten ebenso wie Stoltzenbergs Giftgaswerk, das aus ähnlichen Gründen unzureichend produzierte. Beide Werke wurden schließlich vom Sowjetstaat übernommen. Erfolgreicher verlief dagegen die von der Gefu bei der Sowjetregierung in Auftrag gegebene Produktion von Artilleriemunition, die im Umfang von 300.000 bis 400.000 Schuß schon 1924 fertig gestellt war, jedoch erst 1926 zur Auslieferung kam. Das Entladen eines Teils der Granaten in Stettin zog einen »Enthüllungsbericht« des sozialdemokratischen »Vorwärts« und dieser wiederum heftige Auseinandersetzungen im Reichstag sowie eine politische Verstimmung zwischen Berlin und Moskau nach sich.

Weniger aber diese »Enthüllungen« als vielmehr die neue Situation, die sich nach Locarno in den Beziehungen Deutschlands zu den Westmächten ergeben hatte, ließ die Führungen von Reichswehr und Roter Armee zu neuen Formen der Zusammenarbeit übergehen. Sie resultierten in der Einrichtung der von der Reichswehr finanzierten Fliegerschule in dem nördlich Woronesch gelegenen Lipezk (1925–1933), der Panzerschule bei Kasan mit der Tarnbezeichnung »Kama« (1926/1927–1933) und des 100 km nördlich von Saratow gelegenen Übungsplatzes für den Gaskampf mit der Tarnbezeichnung »Tomka« (1928–1933). Organisatorisch unterstanden diese drei »Stationen« der schon 1924 von der Reichswehr eingerichteten »Zentrale Moskau« in der Moskauer Uliza Worowskowo Nr. 48, die auch als Leitstelle für alle anderen Aktivitäten der Reichswehr in der Sowjetunion fungierte und dem Truppenamt im Reichswehrministerium zugeordnet war. Auch gegenseitige Truppen- und Manöverbesuche, die Kooperation der Generalstäbe und die gegenseitige Entsendung von Reichswehroffizieren, beziehungsweise von Kommandeuren der Roten Armee zur Weiterbildung gehörten neben rüstungswirtschaftlichen Kontakten zum Spektrum dieser neu organisierten Zusammenarbeit. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den Jahren 1928–1932. Obgleich von sowjetischer Seite mehrfach über die deutschen Leistungen Klage geführt wurde, besonders darüber, daß man ihr nicht immer die neusten Flugzeug- und Panzertypen zum Üben zur Verfügung stellte, zogen doch beide Seiten aus der Zusammenarbeit be-

trächtlichen Nutzen. Die Panzerschule »Kama« absolvierten in den Jahren 1929–1933 etwa 30 deutsche und etwa 90 sowjetische Kursanten. In Lipezk wurden in acht Jahren etwa 120 deutsche Piloten und etwa 100 Luftbeobachter ausgebildet. Aus den 43 Lipezker Kursanten des Jahres 1928 gingen 20 deutsche Luftwaffengeneräle hervor. In den Jahren 1925–1933 besuchten mehr als 190 Kommandeure der Roten Armee Manöver und Lehrgänge in Deutschland. Umgekehrt waren etwa 100 Reichswehroffiziere innerhalb von acht Jahren Gast der Roten Armee, unter ihnen mit Ausnahme des Generals Wetzell alle fünf Truppenamtschefs. Ohne die in der Sowjetunion genutzten Möglichkeiten wäre die schnelle Aufrüstung unter Hitler kaum möglich gewesen.

Es kam den Absichten Hitlers entgegen, daß Stalin im Sommer 1933 die militärische Kooperation mit Deutschland abbrach, nicht nur wegen des von Hitler eingeschlagenen antisowjetischen Kurses, sondern auch mit Rücksichtnahme auf Frankreich, dem sich die Sowjetunion jetzt annäherte. Als der französische Luftfahrtminister Pierre Cot im September 1933 in Begleitung des Inspektors der französischen Luftwaffe, General Barrès, die UdSSR besuchte, kamen auch Fragen der militärischen Zusammenarbeit zur Sprache. Unter vielen Offizieren der Reichswehr wie auch unter den Kommandeuren der Roten Armee blieb jedoch die Erinnerung an das »Kapitel der besonders vertrauensvollen Zusammenarbeit« erhalten. Dieses sei nunmehr, wie der damalige Geschäftsträger an der deutschen Botschaft in Moskau, Botschaftsrat von Twardowski, am 24. August 1933 nach einem Zusammentreffen mit Generalstabschef Jegorow urteilte, nunmehr als geschlossen anzusehen. Daß dann die »Freunde«, wie die deutschen Partner der Roten Armee in den internen sowjetischen Berichten genannt wurden, schon acht Jahre später als Feinde in die Sowjetunion eindringen, war eine der großen Katastrophen unseres Jahrhunderts.

## DAS GROSSE SPIEL DER DIKTATOREN\*

Das Thema »Stalin und Hitler« hat die Historiker nach dem Zweiten Weltkrieg immer wieder beschäftigt. Während ihnen die entsprechenden deutschen Akten infolge des Zusammenbruchs des »Dritten Reiches« weitestgehend zugänglich gemacht wurden, galt dies für die sowjetischen Akten nicht. Erst mit der Perestroika Gorbatschows und der darauffolgenden Auflösung der UdSSR öffneten sich auch die bis dahin geschlossen gewesenen ehemaligen sowjetischen, jetzt zum größten Teil russischen Archive.

Lew Besymenski, Jahrgang 1920, im Krieg 1941–1945 Dolmetscher und Aufklärungsoffizier in den Stäben der Marschälle Rokossowski und Shukow, sodann als Historiker und Journalist Autor zahlreicher Publikationen über Themen der neuesten Geschichte, besonders der sowjetischen Außen- und Militärpolitik sowie der sowjetisch-deutschen Beziehungen, nutzte diese neuen Möglichkeiten archivalischer Forschung. Es ging ihm darum, eine Thematik zu untersuchen, die ihn immer wieder besonders interessiert hatte: die Politik Stalins, vor allem seine Außenpolitik und seine Diktatorenrolle in der UdSSR zu Beginn und während des Zweiten Weltkrieges.<sup>1</sup> Vor allem den Akten der Geheimabteilung des ZK der KPdSU, die mit dem Übergang zu den dreißiger Jahren nur noch für das Politbüro arbeitete und Stalin persönlich unterstellt war – sie befinden sich heute größtenteils im Archiv des Präsidenten – , galt seine Aufmerksamkeit. Schon im Laufe der neunziger Jahre konnte so Besymenski in verschiedenen Publikationen Fragen der Stalinschen Politik beantworten, die bis dahin im Dunkeln geblieben waren. In Zusammenfassung aller dieser Forschungen und im Ergebnis einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit dieser Thematik veröffentlichte Besymenski im Jahre 2000 in Moskau sein Buch »Hitler und Stalin vor dem Kampf«. Man darf dem Aufbau-Verlag danken, daß er dieses Buch über die sowjetisch-deutschen Beziehungen der Jahre 1933–1941 mit einem kurzen Rückblick auf die Rapallo-Periode nun auch in deutscher Sprache herausgebracht hat.

»Es ist überaus verlockend, die sowjetisch-deutschen Beziehungen auf das Verhältnis von Stalin und Hitler zu reduzieren. In der Tat hängen

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 16. Oktober 2002.

<sup>1</sup> Siehe Lew Besymenski: Stalin und Hitler. Das Pokerspiel der Diktatoren. Aus dem Russischen von Hilde und Helmut Ettinger. Mit ca. 16 Abb. Berlin: Aufbau-Verlag 2002. 479 Seiten. 25 Euro.

zwischenstaatliche Beziehungen in Diktaturen entscheidend davon ab, welche Haltung der Diktator persönlich dazu einnimmt.« So schreibt der Autor über sein Thema. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt denn auch auf der Untersuchung der Ziele und Absichten Stalins. Ohne dessen Weisung oder Zustimmung konnten, wie die Darlegungen Besymenskis erhärten, auch in der sowjetischen Außenpolitik keine Entscheidungen getroffen werden. Auch auf diesem Gebiet interessierte sich Stalin für die kleinsten Details und hatte keinerlei Skrupel, Leute, die in hohen Vertrauensstellungen tätig waren, wenn ihm ihre Dienste nicht mehr notwendig erschienen, physisch zu vernichten. So berichtet Besymenski unter anderem über das tragische Schicksal Georgi Astachows, der als Geschäftsträger der sowjetischen Botschaft in Berlin maßgeblichen Anteil am Zustandekommen des Hitler-Stalin-Paktes besaß und den Stalin vier Tage vor Paktabschluß nach Moskau beorderte, um ihn wenige Monate danach verhaften und umbringen zu lassen.

Nachdem Stalin 1922 Generalsekretär des ZK geworden war, wandte er sich zunehmend auch den Fragen der Außenpolitik zu. Seit 1923, dem Jahr, als man in Moskau die Hoffnungen auf ein Sowjetdeutschland begraben mußte, war das Denken Stalins, wie Besymenski ausführt, von der Idee beherrscht, daß ein sowjetisch-deutscher Block unbesiegbar sei. Insofern mußte ihn der Machtantritt Hitlers, in dessen Folge sich die sowjetisch-deutschen Beziehungen rapide verschlechterten, zutiefst beunruhigen. Stalin habe in dieser Situation, so Besymenski, nicht nur wiederholt Versuche unternommen, sich mit Hitler zu verständigen, sondern auch die Möglichkeit der Konfrontation einkalkuliert. Die Entschlossenheit, einer Aggression Hitlerdeutschlands entschieden entgegenzutreten, signalisierte der von Marschall Tuchatschewski unter unmittelbarer Redaktion Stalins in der »Prawda« vom 31. März 1935 veröffentlichte Artikel »Deutschlands aktuelle Kriegspläne«, der Zitate aus Hitlers »Mein Kampf« enthielt. Sehr aufschlußreich ist das Kapitel über die Mission David Kandelakis, über die in der Literatur bisher vielfach gerätselt wurde. Stalin sandte seinen georgischen Landsmann, mit dem er schon vor der Revolution bekannt war, 1935 als sowjetischen Handelsvertreter nach Berlin, und zwar mit dem Ziel, durch Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen auch das politische Verhältnis zu verbessern und möglicherweise solche Leute wie Schacht oder den an der Lieferung russischer Rohstoffe interessierten Göring gegen Hitler auszuspielen. Daß Litwinow diesen neuerlichen diplomatischen Vorstoß, der wiederum scheiterte, mit Skepsis verfolgte, was der Autor ebenfalls durch bisher

unbekannte Dokumente belegt, macht in vieler Hinsicht seine Ablösung durch Molotow als Volkskommissar für Äußeres am Vorabend des Paktabschlusses begreiflich. Was Kandelaki betrifft, so wurde auch er 1938 ein Opfer der Stalinschen Repressalien.

Der größte Teil des Buches ist den Ereignissen nach der Münchener Konferenz gewidmet. Besymenski schildert sie, indem er viele bisher offen gebliebene Fragen über die Ziele und Motive des Stalinschen Denkens und Handelns in dieser Zeitspanne bis zum Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion beantwortet. Dies geschieht in den Kapiteln über den Pakt Stalins mit Hitler, über die Aufteilung Polens, über die Annexion der baltischen Staaten, über den Krieg gegen Finnland und schließlich über die Politik Stalins in den Monaten, als die Hitlerführung den Krieg gegen die Sowjetunion vorbereitete. Der Leser erhält neue Einblicke in den Verlauf des damaligen internationalen Geschehens, in die Tätigkeit der Geheimdienste, vor allem der beiden sowjetischen Auslandsspionagedienste, und zwar desjenigen des sowjetischen Generalstabs (GRU) und desjenigen des NKWD (INO), interessante Auskünfte über damalige Akteure auf der diplomatischen Bühne sowie schließlich über das Denken und die Handlungsweise der beiden Diktatoren Stalin und Hitler. Beide unterlagen, wie hier bestätigt wird, ihren Irrtümern: Stalin, weil er die Lage falsch beurteilte, Warnungen vor dem Überfall in den Wind schlug und der Illusion nachhing, daß Hitler den Krieg gegen Moskau nicht wagen werde; Hitler, weil er annahm, daß man die Sowjetunion, ähnlich wie Frankreich ein Jahr zuvor, durch einen Blitzkrieg niederwerfen könne.

Das Buch, lebendig und spannend geschrieben und in vielen Partien in journalistischem Stil gehalten, bietet keine geschlossene Darstellung der damaligen deutsch-sowjetischen Beziehungen. Und der Historiker wird im Anmerkungsapparat, der fast ausschließlich auf der Angabe von Archivsignaturen beruht – dabei leider zumeist ohne Datierung und Beschreibung des entsprechenden Dokuments –, Hinweise auf die Literatur und damit auf den Forschungsstand vermissen. Doch wird jeder, der sich mit der sowjetischen Außenpolitik und den sowjetisch-deutschen Beziehungen dieser Jahre beschäftigt, dieses Buch zur Hand nehmen müssen.

NICHTANGRIFFSVERTRAG UND GEHEIMES ZUSATZPROTOKOLL.  
PAKT ZUR NEUAUFTEILUNG POLENS\*

Als am Morgen des 22. August 1939 in Deutschland Zeitungen und Radio die Nachricht verbreiteten, daß der Reichsaußenminister von Ribbentrop nach Moskau reise, um dort einen Nichtangriffspakt abzuschließen, glaubten nicht wenige, daß damit die drohende Kriegsgefahr, die in jenen Sommerwochen über Europa lastete, gebannt sei. Auch Graf von der Schulenburg, seit Oktober 1934 deutscher Botschafter in Moskau, der alles daran gesetzt hatte, um die gefährliche, von der Hitlerführung seit 1933 aufgebaute Konfrontation gegenüber der Sowjetunion zu beseitigen, war überzeugt, daß dieser von ihm wesentlich mit vorbereitete Pakt den Frieden gesichert habe. Und doch bestärkte gerade dieser Pakt, den die beiden Diktatoren Hitler und Stalin ausgehandelt hatten und den Ribbentrop und der sowjetische Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten W. M. Molotow in der Nacht vom 23. zum 24. August 1939 im Kreml unterzeichneten, Hitler in seinem Entschluß, Polen anzugreifen, womit zugleich der Zweite Weltkrieg ausgelöst wurde. Allerdings täuschte sich Hitler, als er glaubte, mit diesem Pakt Großbritannien und Frankreich von einem militärischen Eingreifen zugunsten Polens abschrecken zu können. Dabei hätte Hitler, wie der sowjetische Botschafter in London, I. M. Maiski, noch in einem Bericht vom 26. August 1939 urteilte, bei einiger Kompromißbereitschaft von dem auf »appeasement« bedachten englischen Premierminister Neville Chamberlain, auch nicht zuletzt wegen des in London durch den Paktabschluß ausgelösten Schocks, hinsichtlich seiner Forderungen gegenüber Polen viel erreichen können. »Überhaupt liegt ein neues München in der Luft. [...] Von Hitler hängt alles ab«, so schloß Maiski den Bericht.<sup>1</sup> Für Hitler aber war der Krieg gegen Polen schon seit April beschlossene Sache, und am 22. August, als er die Befehlshaber der Wehrmacht auf dem Berghof in Berchtesgaden von dem bevorstehenden Paktabschluß mit Stalin in Kenntnis setzte, hatte er »nur Angst, daß mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt«.<sup>2</sup>

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 20./21. August 1994.

- 1 Siehe Dokumenty Vnešnej politiki SSSR (Dokumente der Außenpolitik der UdSSR). Bd. XXII, I. Moskau 1992. S. 659.
- 2 Siehe Max Domarus: Hitler. Reden und Proklamationen. Bd. 2. Würzburg 1962. S. 1236.

Was Stalin anbetrifft, so kam es seinen Absichten durchaus entgegen, daß an diesem 22. August die Zustimmung Polens und Rumäniens zu einem Durchmarschrecht für die Rote Armee im Falle des Inkrafttretens eines möglichen Beistandspaktes der UdSSR mit den Westmächten – darum war es in den am 12. August in Moskau begonnen sowjetisch-britisch-französischen Militärverhandlungen noch einmal gegangen – noch immer nicht vorlag. Marschall Woroschilow stützte sich auf diesen Umstand, indem er dem französischen Delegationsleiter, General Doumenc, als dieser ihn am Abend des 22. August aufsuchte, um ihm mitzuteilen, daß die französische Regierung mit dem Abschluß eines Beistandspaktes auch unter der Bedingung des von der Sowjetführung geforderten Durchmarschrechts einverstanden sei, eine Abfuhr erteilte. Überdies hatte Chamberlain auch jetzt noch seine Abneigung gegen ein Militärbündnis mit Stalin nicht überwunden. Am 25. August schließlich gaben Woroschilow und Molotow den Delegationsleitern der Westmächte zu verstehen, daß nunmehr »eine Fortführung der Gespräche keinen Sinn mehr« hätte. Stalin hatte diesen Militärverhandlungen ohnehin keine Bedeutung mehr beigemessen. Hatte er sich doch inzwischen davon überzeugen können, daß die Übereinkunft mit Hitler die günstigste Lösung darstellte, um die diplomatische Isolation, in der sich die Sowjetunion nach dem Münchener Abkommen befunden hatte, zu durchbrechen. Zudem bot dieses Abkommen für ihn die Chance, bei der durch Hitlerdeutschland angestrebten Zerschlagung der osteuropäischen »Randstaaten«, die mit der Zerstörung der Tschechoslowakei begonnen hatte, doch noch im Trüben fischen zu können und nicht mehr, wie während des Münchener Abkommens, abseits stehen zu müssen.

Hitler hatte denn auch einen Preis gezahlt, um seinen sowjetischen Kontrahenten für den Pakt zu gewinnen. Er bestand darin, daß Hitler in dem zum Pakt gehörenden Geheimen Zusatzprotokoll »für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung« in Osteuropa der Sowjetunion das Baltikum, Ostpolen und das zu Rumänien gehörende Bessarabien als sowjetische »Interessensphäre« zuerkannte. Schon Ende 1938 hatte eine Intensivierung der deutsch-sowjetischen Wirtschaftsbeziehungen eingesetzt, die die politische Annäherung zwischen Berlin und Moskau im Frühjahr 1939 vorbereitete. Letztere stand in einer bestimmten Wechselbeziehung mit den nach der Zerschlagung der Rest-Tschechoslowakei im März 1939 begonnenen Verhandlungen der Sowjetunion mit Großbritannien und Frankreich über einen militärischen Beistandsvertrag. Daneben sondierte Stalin auch die Möglichkeit, mit Polen zu einer Vereinbarung

über die Sicherung gegen eine mögliche Aggression seitens Deutschlands zu gelangen. Doch zeigte es sich schon bald, daß die polnische Regierung ihre Politik des Ausgleichs zwischen ihren Nachbarn im Osten und Westen, die sie wie Scylla und Charybdis empfinden mußte, fortzusetzen suchte. Neue Forschungen zeigen, daß Stalin, ebenso wie in den Verhandlungen mit den Westmächten, dabei auch von Warschau eine gemeinsame Garantie der baltischen Staaten anstrebte, was den dortigen sowjetischen Einfluß erhöht hätte. Einen solchen aber fürchtete man sowohl in Warschau als auch in London und Paris, weshalb der sowjetische Garantievorschlag auf Ablehnung stieß. So hielt Stalin gleichzeitig mehrere Eisen im Feuer.

Daß es das deutsche war, das sich würde schmieden lassen, zeigte sich für Stalin jedoch erst Ende Juli. Zwar hatte Schulenburg, nachdem Molotow am 20. Mai die Forderung nach einer »politischen Basis« der eingeleiteten gegenseitigen Annäherung erhoben hatte, die Initiative ergriffen und gegenüber seinem sowjetischen Gesprächspartner am 28. Juni die Möglichkeit des Abschlusses eines Nichtangriffspaktes ins Spiel gebracht. Doch erst in der letzten Juliwoche kamen die Verhandlungen zwischen Berlin und Moskau in Fluß, nachdem Hitler, der mehr und mehr seinen Aufmarschplan gegenüber Polen in Gefahr sah, der sowjetischen Seite das Angebot einer Aufteilung Osteuropas in Interessensphären beider Partner übermitteln ließ. Dies geschah während eines Abendessens, zu dem der Leiter des Osteuropareferats in der Wirtschaftsabteilung des Auswärtigen Amtes, Dr. Karl Schnurre, den sowjetischen Geschäftsträger G. A. Astachow am Abend des 26. Juli in das Weinrestaurant »Ewest« in der Berliner Behrenstraße eingeladen hatte. Wie Astachow antwortete, war das Angebot »so neu und ungewöhnlich«, daß er nicht mit Gewißheit sagen könne, ob man sich ihm gegenüber »in Moskau völlig ernsthaft verhalten« werde.<sup>3</sup> Hier aber wurde man sich schon bald über die sich bietende Gelegenheit klar. Paßte doch das Angebot Hitlers in das Stalinsche Konzept, Sicherheit mit territorialer Expansion zu verbinden. Die vorliegenden Quellen lassen darauf schließen, daß Stalin am 11. August, ein Tag vor Aufnahme der Militärverhandlungen mit den Westmächten, die Entscheidung traf, dem Abkommen mit Hitler Priorität zu geben. Eine am 17. August dem deutschen Botschafter überreichte

---

3 Siche Text der Aufzeichnung Astachows in: Sowjetstern und Hakenkreuz 1938 bis 1941. Dokumente zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Pätzold und Günter Rosenfeld. Berlin 1990. S. 172.



sowjetische Denkschrift schlug vor, die Übereinkunft über die Aufteilung Osteuropas in Interessensphären gesondert in einem Protokoll zu fassen, das einen »organischen Teil des Paktes« darstellen sollte. Allerdings erst am Nachmittag des 21. August, nach nochmaligem Drängen Hitlers, erteilte Stalin seine Zustimmung zur Reise Ribbentrops nach Moskau.

Der zwischen den beiden Diktatoren geschlossene Pakt wurde durch den »Deutsch-Sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag« vom 28. September 1939, ebenfalls von Ribbentrop und Molotow in Moskau unterzeichnet, bekräftigt und durch drei beigefügte Geheime Zusatzprotokolle präzisiert. Letztere betrafen sowohl die gegenseitige Abgrenzung der »Interessensphären« als auch die Abstimmung der Politik beider Partner gegenüber Polen, das nach seiner raschen Niederwerfung durch die deutsche Wehrmacht inzwischen im Osten auch durch sowjetische Truppen okkupiert worden war. Der Hitler-Stalin-Pakt besiegelte so die erneute Teilung Polens und dessen tragisches Schicksal unter faschistischer wie unter stalinistischer Herrschaft.

Der Pakt der Diktatoren erwies sich als eine Interessengemeinschaft auf Zeit. Er konnte nur solange dauerhaft sein, als beide Partner ihn jeweils für sich als vorteilhaft ansahen. Während Stalin sich gegenüber Ribbentrop während dessen erneuten Besuches für die freundschaftliche Zusammenarbeit und für »ein starkes Deutschland« aussprach<sup>4</sup> und auch in der Folgezeit bis buchstäblich zum Morgen des 22. Juni 1941 alles tat, um diese Zusammenarbeit auf politischem, wirtschaftlichem wie auch in einem bestimmten Rahmen auf militärischem Gebiet zu realisieren, nahm Hitler bereits im Juli 1940, nach der Niederwerfung Frankreichs, Kurs auf den Krieg gegen die Sowjetunion, der eine neue Mächtekonstellation herbeiführte.

---

4 Eine deutsche Aufzeichnung der am 27. und 28. September 1939 von Ribbentrop mit Stalin und Molotow geführten Gespräche wurde veröffentlicht von Ingeborg Fleischhauer in Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. München (1991)3. – Die russische Version wurde im Archiv des Außenministeriums der Russischen Föderation bisher nicht aufgefunden.

## HIELT STALIN AM 19. AUGUST 1939 WIRKLICH EINE REDE IM POLITBÜRO? – DIE LEGENDE VOM PRÄVENTIVKRIEG\*

In seinem Artikel über die Annexion des Baltikums durch die Stalinsche Führung im Jahre 1940<sup>1</sup> zitiert Karl Heinz Gräfe am Anfang aus einer Rede, die Stalin am 19. August 1939 auf einer Politbürositzung gehalten haben soll. Danach habe Stalin auf den kommenden Krieg »zwischen dem Reich und dem kapitalistischen anglo-französischen Block« verwiesen und damit die Notwendigkeit des bevorstehenden Paktabschlusses mit Deutschland begründet. Ferner müsse man, so Stalin weiter, »daran arbeiten, daß dieser Krieg [...] möglichst lange Zeit dauert ...«. Als Quelle verweist Gräfe, leider ohne Seitenangabe, auf ein Buch, das in Moskau 1999 unter dem Titel »Vojna i politika 1939–1941« im Akademie-Verlag »Nauka« erschien. Ich bedaure, daß er das angeführte Zitat aus einer – man muß sagen angeblichen – Stalin-Rede vom 19. August 1939 kritiklos übernommen hat. Der Leser, der sich mit dieser Problematik nicht beschäftigt hat, muß daher annehmen, daß Stalin am 19. August 1939 tatsächlich eine solche Rede gehalten hat. Insofern sehe ich mich zu einigen Bemerkungen veranlaßt.

Bei dem genannten Buch handelt es sich um einen Studienband, den A. O. Tschubarjan, Direktor des Instituts für Allgemeine Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften, unter Beteiligung von 32 Autoren, einschließlich der Tschubarjans, herausgegeben hat. Das Verdienst des Buches besteht darin, daß mit ihm in eine bisher von der russischen Historiographie vernachlässigte Thematik neues Licht gebracht wurde. Das obengenannte Zitat aus der »Stalin-Rede« findet sich in der Studie von D. G. Nadshafow »Der Beginn des Zweiten Weltkrieges. Über die Motive der Stalinschen Führung beim Abschluß des Molotow-Ribbentrop-Paktes« auf Seite 97. Nadshafow hat nun dieses Zitat aus der »Stalin-Rede« vom 19. August 1939 einem Text entnommen, den die Historikerin T. S. Buschujewa seinerzeit im ehemaligen »Sonderarchiv« der UdSSR, jetzt »Zentrum zur Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen« aufgefunden hat. Bei diesen »Sammlungen« handelt es sich um sowjetische Beute-Akten besonders deutscher Provenienz, u. a. auch um Dokumente, die von der Deutschen Wehrmacht in von ihr

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 22./23. Juli 2000.

1 Siehe »Neues Deutschland«. Berlin vom 24./25. Juni 2000.

okkupierten Ländern geraubt wurden. Buschujewa veröffentlichte den von ihr aufgefundenen Text der angeblichen Stalin-Rede in der Zeitschrift »Novyj mir«,<sup>2</sup> und zwar im Rahmen eines Aufsatzes, in dem sie zu Beginn auf die 1989 und 1994 veröffentlichten Bücher von Viktor Suworow (Pseudonym für Wladimir Resun) »Der Eisbrecher« und »Der Tag M. Wann begann der Zweite Weltkrieg?« aufmerksam macht. Bekanntlich führten die Bücher Suworows zu einer Wiederbelebung der am Morgen des 22. Juni 1941 von Hitler und Ribbentrop verkündeten Behauptung, daß die Deutsche Wehrmacht einem von Stalin geplanten Krieg gegen Deutschland zuvorgekommen sei. Diese Präventivkriegsthese, der sich nicht nur mehrere russische, sondern auch deutsche Historiker anschlossen, ist allerdings inzwischen durch die Forschung ad absurdum geführt worden.<sup>3</sup> Suworow schreibt nun u. a. in seinem Buch »Der Eisbrecher« von einer Sitzung des Stalinschen Politbüros am 19. August 1939, in der der Beschluß zum Pakt mit Hitler und damit zur Verwicklung Europas in einen Krieg gefaßt worden sei.<sup>4</sup> Der weitere Gedankengang der Behauptungen Suworows besteht darin, daß Stalin beabsichtigte, durch den Pakt mit Hitler eine Situation zu schaffen, die es ihm späterhin ermöglichen sollte, Hitlerdeutschland anzugreifen. Als den von Stalin geplanten Angriffstermin gibt Suworow den 6. Juli 1941 (»Tag M«) an. Buschujewa glaubte daher mit ihrem Aktenfund eine Bestätigung dieser Aussage Suworows anführen zu können.

Es geht hier nicht so sehr um die Frage, welche Absicht Stalin verfolgte, als er den Nichtangriffspakt mit Hitler schloß und sich dabei mit ihm in einem Geheimen Zusatzprotokoll über die Aufteilung Osteuropas in Interessensphären verständigte. Nach den vorliegenden Quellen war sich Stalin durchaus darüber im Klaren, daß er mit dem Pakt den Entschluß Hitlers, Polen anzugreifen, begünstigte. Ebenso mußte er die möglichen Konsequenzen einkalkulieren: die Wahrscheinlichkeit, daß Hitlerdeutschland dadurch in einen Krieg mit den Westmächten verwickelt wurde. Ferner darf man nach den vorliegenden Quellen annehmen, daß Stalin in der Tat seine endgültige Entscheidung für den Paktabschluß am 19. Au-

---

2 Siehe *Novyj mir*. Moskau (1994) 12. S. 232.

3 Siehe Gerd R. Ueberschär/Lev A. Bezymenskij (Hrsg.): *Der Deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941. Die Kontroverse um die Präventivkriegsthese*. Darmstadt 1998. – Bianka Pietrow-Ennker (Hrsg.): *Präventivkrieg? Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion*. Frankfurt am Main 2000.

4 Siehe Wiktor Suworow: *Der Eisbrecher*. Stuttgart 1989. S. 62.

gust traf, allerdings nicht in einer Sitzung des Politbüros und begründet durch eine dortige Rede. Schließlich ist inzwischen von verschiedenen Historikern, die die Tagebuchaufzeichnungen Georgi Dimitroffs ausgewertet haben, über die Zusammenkunft Stalins mit Dimitroff am 7. September 1939, bei der auch W. Molotow und A. Sdhanow anwesend waren, Mitteilung gemacht worden (so auch von M. M. Narinski in dem obengenannten Buch »Vojna i politika«, Seite 38). In dieser Zusammenkunft gab Stalin dem Generalsekretär des Exekutivkomitees der Komintern, Dimitroff, nicht nur die Weisung, die Losung vom Kampf gegen den Faschismus und von der Volksfront, wie es der VII. Kominternkongreß beschlossen hatte, aufzugeben und statt dessen gegen den »imperialistischen Krieg« zu kämpfen, sondern sprach auch von der Hoffnung, daß sich die beiden im Krieg befindlichen Gruppierungen gegenseitig schwächen und somit das kapitalistische System untergraben würden. Deshalb müsse die UdSSR manövrieren und »eine Seite gegen die andere treiben, damit sie sich gegenseitig um so mehr zerreißen«. Es fehlt jedoch der Beweis dafür, daß Stalin seine Motive für den Abschluß des Paktes mit Hitler sowie die weitgesteckten Erwartungen, die er mit dem Paktabschluß verband, in einer Rede vor dem Politbüro am 19. August 1939 offenbart hätte.

Denn auch Buschujewa weiß als Kommentar zu dem von ihr veröffentlichten Text nichts anderes als Folgendes zu sagen: »Der vorgelegte Text der Rede Stalins wird nach einer französischen Kopie wiedergegeben, die wahrscheinlich von jemandem aus der Komintern angefertigt wurde, der im Politbüro anwesend war. Natürlich muß man diese Variante mit dem Original vergleichen. Dies ist jedoch nicht möglich, da dieses im Archiv mit sieben Siegeln verschlossen liegt und man in nächster Zeit kaum das Faksimile dieses zweifellos historischen Dokuments, das so offensichtlich die Aggressivität der Politik der UdSSR aufdeckt, veröffentlichen wird.«<sup>5</sup> Bei dem in französischer Sprache verfaßten Text handelt es sich um eine Meldung der französischen Nachrichtenagentur »Havas« vom Herbst 1939. Sie wurde von Stalin in der »Prawda« vom 30. November 1939 dementiert, was Suworow als Beweis für die Echtheit des angeblichen »Protokolls« wertet. In ähnlicher Weise verfährt Nadshafow, indem er den von Buschujewa aufgefundenen Text, den er als eine »Rede Stalins in einer gemeinsamen Sitzung von Mitgliedern des

---

5 Novyj mir. Moskau (1994)12. S. 233.

Politbüros und Führern der Komintern« bezeichnet, mit dem Dementi Stalins vergleicht.

Was die »Havas«-Meldung anbetrifft, so hat bereits vor geraumer Zeit Eberhard Jäckel die Authentizität dieses Dokuments in Zweifel gezogen.<sup>6</sup> Neuerdings hat sich auch Bernd Bonwetsch, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Ruhr-Universität Bochum, in seiner Studie, die in dem obengenannten von Bianka Pietrow-Ennker herausgegebenen Buch über die Präventivkriegsthese enthaltenen ist, mit der Frage nach der Echtheit der Stalin-Rede vom 19. August 1939 auseinandergesetzt. Er schreibt: »Inzwischen wissen wir aus der Memoirenliteratur und aus einer speziellen Dokumentation zum Politbüro zusätzlich, daß es normalerweise auf Sitzungen des Politbüros nur Beschlußprotokolle gegeben hat. Ausnahmen von dieser Regel kamen offenbar nur dann vor, wenn bestimmte Erklärungen einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht werden sollten. Ferner ist es sehr zweifelhaft, ob am 19. August 1939 überhaupt eine Politbürositzung im Beisein russischer Komintern-Führer stattgefunden hat. Es gab zwar eine Politbürositzung und einen Beschluß, aber das Besucherjournal Stalins verzeichnet keine Anwesenheit von Komintern-Führern – weder russischen noch anderen. Dmitri Wolkogonow hat das Protokoll der betreffenden Politbürositzung eingesehen und berichtet, daß es um Nebensächliches, nicht aber um die Weichenstellung der Deutschlandpolitik bzw. um die Entscheidung zum Krieg ging, wie Suworow behauptet. Um diese Weichenstellung aber ging es zweifellos während des im Besucherjournal verzeichneten dreistündigen Gesprächs zwischen Stalin und Molotow, dem 70 Minuten lang auch der zum 1. September neuernannte Sowjetbotschafter in Berlin, Schkwarzew, beiwohnte. Am Nachmittag des 19. August hatte Molotow Schulenburg empfangen und ihm den Entwurf eines Nichtangriffspaktes übergeben. Diese Tatsachen mögen zum Auftauchen des »Protokolls« beigetragen haben. Es kursierten in den zwanziger und dreißiger Jahren viele angebliche »Protokolle« des Politbüros in westlichen Ländern, von denen sich bis heute kein einziges als echt erwiesen hat.«

Oleg W. Chlewjuk stellte zudem in seinem Buch über das Stalinische Politbüro fest, daß Stalin seit 1937 alle wichtigen Fragen nicht im gesamten Politbüro, sondern nur noch in einer »Fünfergruppe« (Stalin,

---

6 Siehe Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. München (1958)6. S. 380f.

Molotow, Woroschilow, Kaganowitsch und Mikojan) beriet.<sup>7</sup> Die so bedeutsame Entscheidung über den Pakt mit Hitler aber war für Stalin eine Angelegenheit, zu der er ausschließlich Molotow hinzuzog. Wie Nikita Chruschtschow in seinen Memoiren berichtet, befanden sich er und andere Mitglieder des Politbüros bei Ankunft Ribbentrops in Moskau am Mittag des 23. August auf der Entenjagd, was Stalin sehr gern gebilligt habe.<sup>8</sup> Nicht einmal Stalin, geschweige denn die anderen Mitglieder des Politbüros, wußten, wie weit Hitler in seinen Zugeständnissen gehen und was aus dem Ribbentrop-Besuch konkret herauskommen werde. Erst nach Abreise Ribbentrops informierte Stalin die Mitglieder des Politbüros über die Ergebnisse der Verhandlungen, wobei es fraglich ist, inwieweit dies auch die Abmachungen des Geheimen Zusatzprotokolls betraf.

Die »Stalin-Rede« vom 19. August 1939 bleibt somit eine Legende.

---

7 Siehe Oleg W. Chlewnjuk, *Das Politbüro. Mechanismen der politischen Macht in der Sowjetunion der dreißiger Jahre*. Hamburg 1998. S. 334.

8 Siehe *Voprosy istorii*. Moskau (1990)7. S. 85.

## DER FREUNDSCHAFTSPAKT DER DIKTATOREN – EIN BÜNDNIS VON KURZER DAUER\*

Als Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop am 27. September 1939 nach Moskau reiste, um dort über die Gestaltung der weiteren Zusammenarbeit zwischen Nazideutschland und der Sowjetunion zu verhandeln, waren seit dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes<sup>1</sup> fünf Wochen vergangen. In dieser Zeit hatte sich die internationale Situation grundlegend verändert. Der Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen hatte sich nach dem Kriegseintritt Großbritanniens und Frankreichs gegen Deutschland am 3. September zum Zweiten Weltkrieg ausgeweitet. Zwar lag Hitlers Weisung zum Krieg gegen Polen bereits seit April vor. Dennoch bleibt es Spekulation, ob er den Angriff in derselben Weise auch ohne den Pakt mit Stalin unternommen hätte. Jedenfalls hatte er mit dessen Abschluß die Rückendeckung der UdSSR gesucht, und zwar in der Hoffnung, daß die Westmächte dann den Kriegseintritt zugunsten Polens nicht wagen würden. Stalin wiederum, der Hitler beim Schlag gegen Polen den gewünschten Beistand geleistet und damit geholfen hatte, den Krieg zu entfesseln, hatte sich in der unmittelbaren Vorkriegssituation nicht für die Zusammenarbeit mit den Westmächten im Sinne einer kollektiven Sicherheit, sondern für die mit Hitler entschieden. Erschien ihm Hitler doch als der Meistbietende, nachdem dieser ihn am 26. Juli über den Botschaftsrat G. A. Astachow, den sowjetischen Geschäftsträger in Berlin, hatte wissen lassen, daß er bereit sei, sich mit Stalin über die Aufteilung Osteuropas in »Interessensphären« zu verständigen. Stalin war es denn auch gar nicht auf die Erhaltung des Friedens in Europa angekommen. Im Gegenteil, erhoffte er sich doch aus dem Krieg, den er als »neutraler« Zuschauer beobachten wollte, die gegenseitige Schwächung der beteiligten Mächte und die Erschütterung des kapitalistischen Systems. Er enthüllte diese Gedanken, als er am 7. September den Generalsekretär des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale, Georgi Dimitroff, empfing, um ihm den neuen Kurs der Komintern zu diktieren: Die Losungen des antifaschistischen Kampfes und der Volksfront sollten fortan nicht mehr Gültigkeit haben. Vielmehr soll-

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 25./26. September 1999.

1 Siehe darüber den Artikel des Verfassers in »Neues Deutschland«. Berlin vom 20./21. August 1994.

ten die Sektionen der Komintern zum Kampf gegen den »imperialistischen Krieg« aufrufen, an dem die Bourgeoisie aller kriegführenden Staaten gleichermaßen Schuld trüge.

Stalin hatte freilich nicht angenommen, daß die deutsche Wehrmacht Polen so rasch niederwerfen würde. Die schon am 3. September an ihn gerichtete Aufforderung Hitlers, nun auch seinerseits in den Krieg gegen Polen einzugreifen, um bis zu der im Geheimen Zusatzprotokoll zum Nichtangriffsvertrag festgelegten Demarkationslinie vorzustoßen, hatte Stalin zunächst inhaltend beantwortet. Wollte er doch vor der Weltöffentlichkeit sein Mitwirken bei der Aufteilung Polens verschleiern. Erst am 17. September überschritt die Rote Armee die sowjetisch-polnische Grenze. In einer an demselben Tag den in Moskau akkreditierten Missionen übermittelten Note erklärte die Sowjetregierung die bestehenden Verträge mit Polen, da »der polnische Staat und seine Regierung zu existieren aufgehört« hätten, als nicht mehr gültig, bezichtigte die »unvernünftigen Führer« Polens als Urheber des Krieges und begründete den Einmarsch der Roten Armee in Polen mit der Absicht, »das Leben und Eigentum der Bevölkerung der westlichen Ukraine und des westlichen Weißrußlands unter ihren Schutz zu nehmen«.

Wenn auch so als »Schutzmaßnahme« getarnt, war das sowjetische Okkupationsregime in Ostpolen (mit 13,2 Mill. Menschen einschließlich des Gebietes von Wilna [Vilnius], davon 5,2 Mill. mit polnischer, 4,5 Mill. mit ukrainischer und 1,1 Mill. mit weißrussischer Muttersprache) nicht weniger grausam als dasjenige Nazideutschlands in Westpolen (einschließlich des »Generalgouvernements« mit 22 Mill. Menschen, davon etwa 19 Mill. mit polnischer Muttersprache). Während sich in letzterem die von der Naziführung verfolgte rassistische Ausrottungspolitik besonders gegen die Juden sowie die Polen im »Generalgouvernement« mit dorthingehenden Deportationen von Polen aus den Deutschland »eingegliederten« polnischen Westgebieten richtete, gingen die sowjetischen »Befreier« vor allem nach »klassenmäßigen« Gesichtspunkten vor. Die Akten des NKWD geben die Zahl von mehr als 21.000 in sowjetische Gefangenschaft geratenen polnischen Offizieren, Beamten, Intellektuellen, Gutsbesitzern und anderen Angehörigen der sozial höhergestellten Schichten Polens an, die auf Beschluß des Stalinschen Politbüros vom 5. März 1940 ermordet wurden, darunter mehr als 4.400 im Wald von Katyn, dem traurigen Symbol dieser Verbrechen. Auch von den mehr als 200.000 durch die Rote Armee gefangenen polnischen Soldaten kam ein großer Teil in Gefängnissen oder Lagern ums Leben. Etwa



1,2 Mill. polnische Bürger wurden aus dem sowjetischen Okkupationsgebiet in den Osten der UdSSR deportiert.

Die Absprache über das weitere Schicksal Polens bildete denn auch einen wesentlichen Gegenstand der Gespräche, die Ribbentrop mit Stalin und Molotow, dem Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare sowie Volkskommissar für Auswärtiges und engstem Gehilfen des Diktators, am 27. und 28. September führte. Die Unterredungen endigten mit der Unterzeichnung des »Deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrages« durch Ribbentrop und Molotow ebenfalls noch am 28. September 1939. Noch bis zum Beginn der neunziger Jahre blieb der Inhalt dieser Gespräche, wenn wir von einer veröffentlichten Situationsschilderung des Legationsrats Andor Hencke (Akten zur deutschen Auswärtigen Politik, Bd. 7) und vom Text des Vertrages mit seinen geheimen Zusatzprotokollen absehen, im Dunkeln. Denn weder die veröffentlichten deutschen Akten noch die entsprechenden sowjetischen (russischen) Dokumentenpublikationen gaben darüber Auskunft. Erst nachdem die Historikerin Ingeborg Fleischhauer im Nachlaß des damaligen deutschen Botschafters in Moskau, des Grafen von der Schulenburg, eine Aufzeichnung Gustav Hilgers, des langjährigen Chefdolmetschers und Mitarbeiters an der Botschaft über diese Gespräche auffand<sup>2</sup> wissen wir, was damals im Kreml besprochen wurde.

Zunächst ergriff Ribbentrop das Wort, indem er die Stärke Deutschlands hervorhob und den Krieg als schon fast gewonnen hinstellte. »Der Führer sei überzeugt, daß der Krieg nur zu unseren Gunsten auslaufen könne.« Nach Vorschlag Ribbentrops sollten die Gespräche drei Punkte betreffen: »1) Weitere Gestaltung der deutsch-sowjetischen Beziehungen, 2) Frage der endgültigen Grenzziehung, 3) Problem des Baltikums, das von der Sowjetregierung allem Anschein nach bereits neuerdings praktisch in Angriff genommen würde.« Im Hinblick auf den ersten Punkt unterstrich Ribbentrop den festen Entschluß des »Führers«, für die Sowjetunion zu optieren, sowie dessen Überzeugung, »daß über alle bestehenden ideologischen Gegensätze hinweg ein wirklich dauerhaftes, freundschaftliches Verhältnis zwischen Deutschland und der Sowjetunion möglich sei«. Stalin begrüßte diese Ausführungen. Hatte er doch bereits seit dem Machtantritt Hitlers die Zusammenarbeit mit ihm gesucht, deren Bedeutung er auch jetzt wiederum hervorhob. Er verstehe es, daß

---

2 Veröffentlicht in Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte. München (1991)3.

Deutschland vermeiden wolle, die Sowjetunion in den Krieg hineinzuziehen, und daß Deutschland zur Zeit keine fremde Hilfe brauche. »Sollte Deutschland aber wider Erwarten in eine schwere Lage geraten, so könne es sicher sein, daß das Sowjetvolk Deutschland zu Hilfe kommen und nicht zulassen würde, daß man Deutschland erwürge. Die Sowjetunion sei an einem starken Deutschland interessiert und würde es nicht zulassen, daß man Deutschland zu Boden werfe.«

Diese Worte standen nun allerdings in einem Widerspruch zu jenen, die Stalin in dem obengenannten Gespräch mit Dimitroff geäußert hatte. Aber selbst wenn man die bei solchen diplomatischen Gesprächen üblichen taktischen Erwägungen und die Kunst des Verbergens der eigenen Absichten berücksichtigt, kann man annehmen, daß Stalin zu diesem Zeitpunkt tatsächlich nicht an einer Schwächung Deutschlands interessiert war. Eine solche hätte möglicherweise den gerade erst gewonnenen Gebietsgewinn der Sowjetunion an ihren Westgrenzen in Frage gestellt. Hinzu kam das große Interesse, das Stalin an der Erweiterung der Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland besaß, da er dessen technische Hilfeleistung und Lieferungen von Industrieerzeugnissen für die Rüstung dringend benötigte. Insofern fand der am zweiten Gesprächstag geäußerte Wunsch Ribbentrops nach der Lieferung sowjetischer Rohstoffe, auf die, wie er betonte, Deutschland wegen des Krieges und der von England verhängten Blockade angewiesen sei, ein offenes Ohr. Der deutsch-sowjetische Wirtschaftsaustausch erreichte denn auch nach einem am 11. Februar 1940 unterzeichneten Wirtschaftsabkommen (erweitert durch ein Abkommen vom 10. Januar 1941) einen bedeutenden Umfang. Stalin war unter großem Entgegenkommen hinsichtlich der deutschen Wünsche stets bemüht, die sowjetischen Lieferverpflichtungen pünktlich zu erfüllen. Züge mit sowjetischen Exportgütern bewegten sich noch zur sowjetisch-deutschen Grenze, als Hitlers Wehrmacht bereits mit dem Krieg gegen die Sowjetunion begonnen hatte.

In den Gesprächen vom 23. August über den Nichtangriffspakt mit dem Geheimen Zusatzprotokoll war die Frage der Erhaltung eines selbständigen Restpolens offen geblieben. Dem nunmehrigen Vorschlag Ribbentrops, Polen gänzlich aufzuteilen, da »ein selbständiges Polen die Quelle ständiger Unruhe bilden würde«, stimmte Stalin zu. Ribbentrop seinerseits war, nachdem er zwischen den beiden Verhandlungstagen die Billigung Hitlers eingeholt hatte, mit dem Vorschlag Stalins einverstanden, die deutsch-sowjetische Demarkationslinie in Polen nach Osten bis an den Bug zu verschieben, während Litauen, das bisher als »Interes-

sensphäre« Deutschlands gegolten hatte, in diejenige der Sowjetunion einbezogen werden sollte. Nicht von ungefähr überließ Stalin den deutschen Machthabern dieses vorwiegend von polnischer Bevölkerung besiedelte Gebiet, während er sich zum Bug, zu der schon 1920 vom damaligen britischen Außenminister Curzon vorgeschlagene Grenzlinie zwischen Rußland und Polen, zurückzog. Ließ er doch damit die Tür zu einer späteren Verständigung mit den Westmächten offen. Auf Ablehnung stieß der deutsche Wunsch nach Erhalt des Erdölreviers am Oberlauf des San sowie der Waldgebiete nördlich des Bug in Litauen. Allerdings wurde wenig später Deutschland ein kleiner Grenzstreifen im Südwesten Litauens überlassen, das die UdSSR Anfang 1941 für 31,5 Mill. Mark zurückkaufte.

Nicht zufällig betraf der von Ribbentrop aufgeworfene Fragenkomplex auch das Baltikum. War es für ihn doch wichtig zu wissen, welche Absichten Stalin gegenüber diesem Raum besaß, der in den militärisch-strategischen Plänen Hitlerdeutschlands schon immer von Bedeutung gewesen war. Zwar erklärte ihm Stalin, daß er sich vorerst nur auf den Abschluß von »Hilfeleistungspakten« mit den baltischen Staaten beschränke, eröffnete jedoch seinem Gesprächspartner, daß er zugleich »eine langsame Durchdringung« dieses Raums anstrebte. Erst nach der Niederwerfung Frankreichs beeilte sich Stalin mit der Annexion des Baltikums wie ebenso des zu Rumänien gehörenden Bessarabiens.

Der »Deutsch-sowjetische Grenz- und Freundschaftsvertrag« legte die nach der gewaltsamen Aufteilung des polnischen Staates entstandene neue Grenzziehung zwischen den beiden Teilungsmächten gemäß einer zuvor von Ribbentrop und Stalin bestätigten Landkarteneintragung fest. Indem er im vierten seiner fünf Artikel ihre gegenseitigen Beziehungen als »freundschaftlich« qualifizierte, gab er einer solchen Bezeichnung, die schon zuvor in der sowjetische Presse sowie in einer Rede Molotows vor dem Obersten Sowjet am 31. August verwandt worden war, eine offizielle, beiderseitig anerkannte Grundlage. Ein dem Vertrag beigelegtes »Vertrauliches Protokoll« beinhaltete das sowjetische Einverständnis mit der künftigen Aussiedlung von »Reichsdeutschen und anderen Persönlichkeiten deutscher Abstammung« aus den sowjetischen Interessengebieten, sofern diese es wünschten. Zwei weitere »Geheime Zusatzprotokolle« präzisierten die Neuregelung des Grenzverlaufs und trafen eine Absprache darüber, daß in den von den Vertragspartnern okkupierten Gebieten keine polnische Agitation geduldet werden sollte. Schließlich wurde in einer von Ribbentrop und Molotow unterzeichneten

»Erklärung« beider Regierungen der Vertrag als ein »sicheres Fundament für einen dauerhaften Frieden in Osteuropa« bezeichnet, England und Frankreich zum Friedensschluß aufgerufen und dieselben, sofern sie dieser Aufforderung nicht nachkamen, für die Fortsetzung des Krieges verantwortlich gemacht.

Die Mittäterschaft der Sowjetunion bei der Zerstörung Polens im September 1939 stellte in der Folgezeit in den sowjetisch-polnischen Beziehungen eine schwere Belastung dar, die auch nach der Befreiung Polens durch die Rote Armee 1944/1945 bestehen blieb, zumal die Sowjetunion das stalinistische Herrschaftssystem erneut nach Polen transportierte. Erst Begegnungen zwischen Gorbatschow und Jaruzelski Ende der achtziger Jahre leiteten einen Prozeß der Versöhnung zwischen den beiden Staaten und Völkern ein.

Die »Freundschaft« zwischen den beiden Diktatoren und ihren Staaten blieb widersprüchlich und von kurzer Dauer. Während zwar Stalin an der Zusammenarbeit mit Deutschland, die auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem und in begrenztem Umfang auch auf militärischem Gebiet erfolgte, zumindest auf längere Sicht festhalten wollte, stellte Hitler bereits in einer Rede vor den obersten militärischen Befehlshabern am 23. November 1939 eine militärische Auseinandersetzung mit Rußland in Aussicht, »wenn wir im Westen frei sind«. Sofort nach der Niederwerfung Frankreichs begann Hitler denn auch mit der neuen Weichenstellung, die seinem eigentlichen und lang gehegten Ziel galt: der Vernichtung der Sowjetunion.

STALINS ILLUSIONEN AM VORABEND DES KRIEGES:  
 »HITLER IST NICHT EIN SOLCHER DUMMKOPF«\*

»Es ist auch die im Juli von den Deutschen veröffentlichte Erklärung zu erwähnen, daß die Interessen Deutschlands durch die Ereignisse im Baltikum (Proklamation der Sowjetmacht in Litauen, Lettland und Estland) nicht berührt werden. Nichtsdestoweniger warf Deutschland nach dem Sieg über Frankreich eilig große Truppeneinheiten an die sowjetischen Grenzen und begann dort Befestigungen zu bauen.« So heißt es in dem Jahresbericht für 1940, den der sowjetische Botschafter in Berlin, W. G. Dekanosow, Anfang 1941 nach Moskau sandte. Nicht zufällig hatte gerade er am 26. November 1940, in einer zwischen Moskau und Berlin gespannter gewordenen Situation, seinen seit September 1939 amtierenden Vorgänger A. A. Schkwarzew abgelöst. Schien doch Dekanosow, als Gewährsmann L. P. Berijas 1938–1940 Leiter des Auslandsgeheimdienstes (INO) des NKWD, jetzt der richtige Mann auf diesem so wichtig gewordenen Posten zu sein. Der deutsch-sowjetische Vertrag über Nichtangriff sowie der Grenz- und Freundschaftsvertrag, so berichtete Dekanosow weiter, seien unter der deutschen Bevölkerung nach wie vor populär. Doch kämen nicht selten auch Zweifel an dessen Dauerhaftigkeit auf, da viele Deutsche annähmen, daß Hitler seinen Plan eines »Feldzuges gegen den Osten« nicht aufgegeben habe. »Diese Auffassung hat offenbar ihren Nährboden im Aufleben der antisowjetisch gesinnten Kreise Deutschlands nach der Niederwerfung Frankreichs, in der verstärkten Arbeit der Deutschen unter Ukrainern und Belorussen und in den fortdauernden Verlagerungen deutscher Truppen an die Ostgrenzen Deutschlands.«

So hatte Dekanosow jedenfalls allen Grund, mit Sorgen an die Zukunft zu denken. Letztere teilte er durchaus mit Werner Graf von der Schulenburg, seit Herbst 1934 deutscher Botschafter in Moskau. Erstmals hatte Schulenburg Mitte August 1940 durch seinen ehemaligen, inzwischen zum Militärdienst einberufenen persönlichen Referenten Hans Herwarth von Bittenfeld eine vertrauliche Mitteilung über den von Hitler geplanten Krieg gegen die Sowjetunion erhalten. Er mußte erkennen, daß alle Anstrengungen, die er und seine Mitarbeiter unternommen hatten, um einen Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion zu verhindern, erfolglos geblieben waren. Auch sein Versuch, Hitler am 28. April 1941 in einem persönlichen Gespräch vom Krieg gegen die Sowjetunion

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«, Berlin vom 16./17. Juni 2001.

abzuhalten – die Auskunft Hitlers, daß er einen solchen Krieg nicht beabsichtige, überzeugte ihn vom Gegenteil – endigte erfolglos. Es mochte Resignation sein, die Schulenburg veranlaßte, seinen »Politischen Bericht« vom 19. Mai 1941, in dem er nachdrücklich auf die »100 Prozent deutsch-freundliche Politik Stalins« hinwies, letztlich nicht nach Berlin abzusenden, sondern zu seinen Handakten zu legen. Offiziell wurde Schulenburg erst in der Nacht zum 22. Juni 1941 durch den Außenminister von Ribbentrop über den Beginn der Kriegshandlungen in Kenntnis gesetzt und beauftragt, ohne das Wort »Kriegserklärung« zu gebrauchen, diese Tatsache der Sowjetregierung mitzuteilen. Das damals von der Hitlerführung vorgebrachte Argument, man habe mit dem Angriff einer sowjetischen Bedrohung zuvorkommen wollen, wird noch heute von seriös sein wollenden Historikern vorgebracht, die damit ihre These von einem deutschen Präventivschlag zu begründen suchen.

Hitler entsprach mit der Entscheidung vom 31. Juli 1940, die Sowjetunion anzugreifen, seiner lang gehegten Zielsetzung. Der Krieg gegen den »jüdischen Bolschewismus« und die als minderwertig bezeichnete »slawische Rasse« sollte ein »Vernichtungskrieg« sein. Demgegenüber war Stalin bestrebt, die durch den Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 und mit dem Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 bekräftigte Zusammenarbeit mit Deutschland fortzusetzen. Allerdings wurde es für ihn zunehmend schwieriger, sich aus dem Krieg herauszuhalten. Und es war sehr fraglich, ob sich seine am 7. September 1939 gegenüber Georgi Dimitroff geäußerte Hoffnung, daß sich die beiden kriegführenden Gruppierungen gegenseitig so sehr schwächen, daß er, Stalin, schließlich als lachender Dritter auf den Plan treten könnte, erfüllen würde. Jedenfalls widersetzte sich Stalin allen Angeboten der britischen Regierung nach verstärkter Zusammenarbeit, die ihm durch den am 12. Juni 1940 in Moskau eingetroffenen neuen britischen Botschafter Sir Stafford Cripps herangetragen wurden. Dennoch war es wohl nicht nur eine Loyalitätsbekundung gegenüber dem Pakt-Partner, als Molotow dem deutschen Botschafter zwei Wochen nach der Unterredung zwischen Stalin und Cripps vom 1. Juli 1940 eine ausführliche Information über den Inhalt dieser Unterredung übermittelte. Gab Stalin doch damit zu verstehen, daß er noch ein anderes Eisen im Feuer hatte, auch wenn er von diesem keinen Gebrauch machte. Überdies war sich Stalin darüber klar, daß man ihm in London kaum jene territorialen Besitzerweiterungen im Westen der Sowjetunion, schon gar nicht die Okkupation eines großen Teils von Polen, zugestehen würde, über die er

sich mit Hitler in dem Geheimen Zusatzprotokoll zum Nichtangriffspakt geeinigt hatte. An der Einhaltung dieser Abgrenzung der Einflußsphären hielt Stalin nachdrücklich fest.

Aber gerade dieser Umstand führte seit Juli 1940 zu einer merklichen Abkühlung der Beziehungen zwischen Moskau und Berlin. Die Hitlerführung war bemüht, die Vorbereitungen auf den Krieg gegen die UdSSR zu verbergen und der Inbesitznahme der Moskau zugestandenen Einflußsphären durch die sowjetischen Machtorgane entgegenzuwirken. Mit Mißgunst verfolgte man in Berlin die Annexion des Baltikums durch Moskau Mitte Juni 1940, auch wenn man sich mit dieser offiziell einverstanden erklären mußte. Dasselbe betraf die Angliederung Bessarabiens und, für Hitler unerwartet, auch der Nordbukowina an die UdSSR. Stand doch das Bemühen Stalins, seinen Einfluß auf den Donauraum und in Südosteuropa bis hin zu den Dardanellen auszudehnen, den Aufmarschplänen Hitlers in diesem Raum entgegen. Die durch Hitler Ende August 1940 von Rumänien erzwungene Abtretung Siebenbürgens an Ungarn und am 7. September auch der Süddobrußtscha an Bulgarien, verbunden mit der Garantieerklärung für Rumänien, wurde im Kreml mit Erbitterung aufgenommen. Denn dieses Vorgehen widersprach den Vereinbarungen vom 23. August 1939. Auch in Finnland, das im Geheimprotokoll als sowjetische Einflußsphäre bezeichnet worden war, stießen die Interessen der beiden Mächte aufeinander, nachdem Hitler im August 1940 die militärische Kooperation mit Finnland eingeleitet hatte, womit auch die Aufgabe des deutschen Marinestützpunktes bei Murmansk einherging.

Angesichts dieser im Herbst 1940 zwischen Berlin und Moskau zunehmenden Spannungen konnte die von Ribbentrop entwickelte und von Hitler kaum ernstgenommene »Kontinentalblock«-Konzeption, die die Einbeziehung der UdSSR in den am 27. September 1940 zwischen Berlin, Rom und Tokio abgeschlossenen Dreimächtepakt vorsah, von Stalin nur mit größter Skepsis beurteilt werden. Jedenfalls wollte er genauer wissen, wie es um diese Pläne stand, und entsandte daher seinen engsten Vertrauten, Molotow, am 12. November 1940 nach Berlin, und zwar mit der Direktive, »die wirklichen Bestrebungen Hitlers und aller Teilnehmer des Dreimächtepaktes bei der Verwirklichung des Plans zur Schaffung eines »neuen Europa« sowie eines großen ostasiatischen Raumes« zu erkunden. Aus seinen Gesprächen mit Hitler und Ribbentrop zog Molotow den Schluß, daß Hitler an einer wirklichen Zusammenarbeit mit Moskau auf der Grundlage der abgeschlossenen Verträge kaum interessiert war. Hitler ordnete denn auch am ersten Tag des Molotow-

Besuches in einer Weisung an, daß »alle schon mündlich befohlenen Vorbereitungen für den Osten fortzuführen« seien, »gleichgültig, welches Ergebnis diese Besprechungen haben werden«. Bei der Auswertung seiner Berliner Gespräche im Politbüro am 15. November sagte daher Molotow, wie eine Mitte der neunziger Jahre veröffentlichte Aufzeichnung besagt, daß »das von der faschistischen Führung arrangierte Treffen nur der Demonstration« gedient und die Gefahr einer Aggression Deutschlands »in naher Zukunft unglaublich zugenommen« habe. Nichtsdestoweniger ließ Stalin dem deutschen Botschafter am 25. November eine Note überreichen, in der er sich bereit erklärte, »unter bestimmten Bedingungen« dem Dreimächtepakt beizutreten. Zu diesen Bedingungen sollten vor allem die Sicherung der sowjetischen Einflusssphären in Südosteuropa sowie die Rücknahme der deutschen Truppen aus Finnland gehören. Hitler ließ diese Note jedoch unbeantwortet.

Es hätte nun freilich nicht erst des Molotow-Besuches in Berlin bedurft, damit sich die sowjetische Führung von den Angriffsabsichten Hitlers ein Bild machen konnte. Denn seit Herbst vermehrten sich die Nachrichten über die deutschen Angriffsvorbereitungen, die über verschiedene Kanäle in den Kreml gelangten. Auch über Hitlers Weisung Nr. 21 »Fall Barbarossa« vom 18. Dezember 1940, die die entscheidende Etappe der Vorbereitung auf den Überfall einleitete, lag Stalin bereits Anfang Januar 1941 ein Bericht vor. Es ist viel darüber gerätselt worden, weshalb Stalin alle diese Warnungen nicht ernst nahm. Er glaubte nicht, daß sich Hitler auf ein solches für ihn gefährliches Abenteuer einlassen werde. »Deutschland ist bis über die Ohren in den Krieg im Westen verstrickt, und ich glaube nicht, daß es Hitler riskiert, sich eine zweite Front aufzubauen, indem er die Sowjetunion überfällt. Hitler ist nicht ein solcher Dummkopf, um nicht zu begreifen, daß die Sowjetunion nicht Polen, nicht Frankreich und sogar nicht einmal England und alle zusammen genommen ist.« So gibt G. K. Shukow, damals Generalstabschef der Roten Armee und danach Stalins wichtigster Heerführer, die Äußerungen Stalins in einer Besprechung vom 15. Juni 1941 in seinen Memoiren (Ausgabe 1995) wieder. Stalins Fehleinschätzung der militärisch-politischen Situation vor Kriegsbeginn sei »unerklärlich«, so schreibt Anastas Mikojan, Mitglied des Politbüros und einer der wenigen Duzfreunde Stalins, in seinen 1999, erst 21 Jahre nach seinem Tod, veröffentlichten Erinnerungen. Stalin habe den Krieg vermeiden wollen und nicht angenommen, daß er so bald kommen werde. »Wir versuchten ihn umzustimmen, aber das war unmöglich.«



Noch bis in den Tag des 22. Juni hinein war Stalin bemüht, Hitler nicht den geringsten Vorwand zum Krieg zu geben. Wiederholt signalisierte er ihm seine Friedens- und Kooperationsbereitschaft. Nicht zuletzt zeigte sich dies in seinem Bestreben, Hitler in den Wirtschaftsbeziehungen entgegenzukommen, obgleich die deutsche Seite mit den Warenlieferungen stark im Rückstand war. Auch nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Jugoslawien am 6. April 1941, mit dessen Regierung die UdSSR noch am Tage zuvor einen Freundschafts- und Nichtangriffspakt abgeschlossen hatte, suchte Stalin seine Politik der Beschwichtigung und des Ausgleichs mit Hitler fortzusetzen. Besonders alarmiert und vorsichtig zeigte sich Stalin nach dem Englandflug von Rudolf Heß am 10. Mai 1941. »Wir fürchteten, daß Heß mit den Engländern eine Übereinkunft trifft und die Deutschen sich dann gegen uns wenden würden.« So schreibt Mikojan.

Unter den Historikern wurde in den letzten Jahren vielfach die Rede Stalins vor den Absolventen der Militärakademie am 5. Mai 1941 diskutiert, deren Text, damals nicht veröffentlicht, erst nach Öffnung der sowjetischen Archive Anfang der neunziger Jahre näher bekannt wurde. Stalin forderte in dieser Rede, daß die Rote Armee von der Verteidigung zur »Militärpolitik von offensiven Handlungen« übergehen und daß man Propaganda, Agitation und Erziehung in »offensivem Geist« umgestalten müsse. Gleichzeitig suchte er den Nimbus der deutschen Wehrmacht herabzusetzen. Offenbar kam es Stalin darauf an, die Kampfkraft der Rotarmisten und die Verteidigungsbereitschaft der Sowjetbürger zu stärken und zugleich das Ausland – einiges vom Inhalt der Rede sickerte zu den ausländischen Botschaften durch – vor einer Unterschätzung der sowjetischen Verteidigungsfähigkeit zu warnen. Stalin auf Grund dieser Rede die Absicht eines Krieges gegen Deutschland zu unterstellen, wie es die Apologeten der Präventivkriegsthese Hitlers tun, ist absurd. Die Rede Stalins führte zwar dazu, daß nunmehr verstärkte Anstrengungen zur Verteidigungsbereitschaft der UdSSR unternommen wurden. Nichtsdestoweniger fürchtete Stalin auch in den folgenden Wochen, daß er mit durchgreifenden Sicherungsmaßnahmen an den sowjetischen Westgrenzen, wie sie seine führenden Militärs von ihm verlangten, Hitler zum Krieg provozierte. Vielmehr wiegte er sich in der Annahme, mit diplomatischen Mitteln einen Krieg hinausschieben zu können. Der am 13. April 1941 zwischen der UdSSR und Japan abgeschlossene Vertrag über Neutralität schien ihm darin sogar Recht zu geben. Jedenfalls verhielt sich Stalin gegenüber allen Plänen Shukows und des Volkskommissars für

Verteidigung, S. K. Timoschenko, die auf die Erhöhung der Kampfbereitschaft der sowjetischen Truppen in den Westbezirken abzielten – seit März 1941 waren die beiden Militärs zunehmend bemüht, Stalin für entsprechende Maßnahmen zu gewinnen – , äußerst zurückhaltend. Einen im sowjetischen Generalstab bis zum 15. Mai 1941 in neuer Variante erarbeiteten Plan für einen möglichen Präventivschlag, um »dem deutschen Oberkommando unter keinen Umständen die Initiative zu überlassen«, wies Stalin rigoros zurück. Erst am 21. Juni ließ er sich von Shukow und Timoschenko den Text einer Direktive abringen, um die Truppen der sowjetischen Westbezirke in Kampfbereitschaft zu setzen. Für die Realisierung dieser Direktive aber war es bereits zu spät. Stalin fürchtete einen Krieg auch deshalb, weil er sich spätestens nach dem Fiasko der Roten Armee im Krieg gegen Finnland im Winter 1939/1940 über die Unzulänglichkeit der Kampftüchtigkeit der sowjetischen Streitkräfte klar geworden war. Inwieweit er dabei daran dachte, daß er selbst durch die Vernichtung von etwa 40.000 Führungskräften der Roten Armee in den Jahren 1937–1938 deren Kampfkraft ernsthaft geschwächt hatte, sei dahingestellt. Erst im Jahre 1943, so nahm Stalin an, werde die UdSSR gegenüber Deutschland in der militärischen Stärke ebenbürtig sein können.

Auch noch in den Morgenstunden des 22. Juni, als die Mitglieder des Politbüros sowie Timoschenko und Shukow sich im Kabinett Stalins versammelten, um über die neue Lage zu beraten, wollte Stalin zunächst nicht wahrhaben, daß der Krieg zur Tatsache geworden war. Er sperrte sich vorerst gegen den Vorschlag, den Streitkräften den Befehl zum Gegenschlag zu geben, und wollte erst den Bericht Molotows über sein Gespräch mit Schulenburg abwarten. Er wertete den Angriff als eine Provokation deutscher Generäle. »Hitler weiß wahrscheinlich darüber nichts.« So erklärte er, wie Shukow berichtet.

Vom Überfall Hitlerdeutschlands auf das Tiefste getroffen, fand Stalin nur schwer seine Fassung wieder. Daß der Diktator, dessen Repressionsmaschine auch nach dem 22. Juni nicht davor halt machte, Sowjetbürger in den Gulag oder in die Verbannung zu schicken – dazu gehörte auch, daß er jetzt unter den führenden Militärs nach »Schuldigen« für die anfänglichen Niederlagen suchte und diese streng bestrafte – , jetzt zur Symbolfigur der Verteidigung wurde, war eine bittere Ironie der Geschichte. Es waren letztlich Opfermut und Widerstandskraft der Menschen des großen Landes, die die Katastrophe des 22. Juni in den Sieg umwandelten.

## VON DER KATASTROPHE ZUM SIEG\*

Über den Krieg, den die Sowjetunion in den Jahren 1941–1945 gegen die Aggression Nazideutschlands führte – er wird in Rußland nach wie vor als der »Große Vaterländische Krieg« bezeichnet – ist inzwischen viel geschrieben worden. Auch zahlreiche Memoiren, Romane, Film- und Bühnenwerke wurden diesem Krieg gewidmet. Daß sich vor allem die sowjetischen Historiker mit diesem Thema beschäftigten, liegt auf der Hand. Doch erst nach Überwindung des stalinistischen Regimes, als »Glasnost« und der Zugang zu bisher verschlossenen Archiven bisherige Tabu-Themen erhellten und eine der historischen Wahrheit dienende Geschichtsschreibung ermöglichten, kam in Rußland die Aufarbeitung der Geschichte dieses Krieges entscheidend voran. Sie wurde, bezogen auf die Geschichte der Sowjetperiode, in den seit der Auflösung der Sowjetunion vergangenen Jahren das zentrale Thema der russischen Historiographie. Aber auch in den westlichen Ländern, wo die Historiker diesem Thema, freilich oft beeinflusst durch den »Kalten Krieg«, große Aufmerksamkeit schenkten, erhielt die Beschäftigung mit »Rußlands Krieg« gegen Hitlerdeutschland seit Anfang der neunziger Jahre neue Impulse. Wer auch immer sich an eine neue Gesamtdarstellung dieses Krieges wagt, sieht sich jedenfalls, will er seiner Darstellung Originalität geben, angesichts der Komplexität dieser Thematik und der Fülle der inzwischen erreichten Forschungsergebnisse vor einer anspruchsvollen Aufgabe.

Richard Overy, 1947 in London geboren und heute am dortigen King's College Professor für Neuere Geschichte, ist mit seinem schon 1998 veröffentlichten und jetzt auch in deutscher Übersetzung vorliegenden Buch, dieser Aufgabe nachgekommen.<sup>1</sup> Dabei ging es ihm darum, den Krieg, ebenso wie Stalin und den Stalinismus, »in den größeren Zusammenhang der russischen Geschichte zu stellen«. Verwunderung erweckt freilich, daß Overy weder in den Anmerkungen noch im angefügten Literaturverzeichnis russische beziehungsweise sowjetische Publikationen in der Originalfassung zitiert. Doch hat er in großem Umfang die für dieses Thema in Frage kommende englisch- und deutschsprachige Literatur, darunter auch zahlreiche Übersetzungen russischer Publika-

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«, Berlin vom 19. März 2004.

1 Siehe Richard Overy: Rußlands Krieg 1941–1945. Aus dem Englischen von Hainer Kober. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2003. 554 Seiten.

tionen, ausgewertet. Auch die 1990 veröffentlichte 10. Ausgabe der Erinnerungen G. M. Shukows, die von früheren durch die Zensur veranlaßten Kürzungen und »Korrekturen« befreit ist, konnte er in englischer Übersetzung heranziehen. Daß dennoch im Literaturverzeichnis im Unterschied zu den Anmerkungen die zensierte Ausgabe von 1985 angegeben wird, hätte dem Übersetzer und dem Redakteur auffallen müssen. Manche Publikationen, die in deutscher Sprache vorliegen, sollten freilich in einem für den deutschen Leser herausgegebenen Buch nicht unbedingt in englischer Übersetzung angeführt werden. Dokumente in russischen Archiven hat Overy nicht eingesehen. Ob sie tatsächlich auch nach 1991 für diese Thematik so unzugänglich waren, wie er in der Einleitung vermerkt, soll dahingestellt sein.

Overy war sich offensichtlich der Schwierigkeiten bei der Bewältigung dieser Thematik bewußt. »Die Geschichte des sowjetischen Krieges zu schreiben ist ein Unterfangen, das bescheiden macht.« Dabei sei es nicht nur um das Erfassen der besonders in den letzten zwanzig Jahren in Ost und West geleisteten Forschung gegangen. Auch Ausmaß und Härte dieses Krieges seien von so gewaltiger Größe, »daß es schwer fällt, die richtige Darstellungsform zu finden«. Zudem gelte es, die Sowjetunion mit ihrer ethnischen Vielfalt und geschichtlichen Besonderheiten zu sehen, um die von ihr im Krieg erbrachten Leistungen zu begreifen. Jedenfalls gelang es Overy, dieses große Thema in beeindruckender Weise und unter Berücksichtigung seiner Vielschichtigkeit darzustellen. Ausführlich legt er zunächst die innen- und außenpolitische Entwicklung in den Vorkriegsjahren dar. Viel Aufmerksamkeit widmet er den Auswirkungen des stalinistischen Terrors, aber auch den Erfolgen der raschen Industrialisierung und Modernisierung, ohne die, wie er hervorhebt, die Sowjetunion dem deutschen Angriff nicht standgehalten hätte. Differenziert bewertet er die Auswirkungen der »Säuberungen« der Roten Armee, da die sowjetischen Streitkräfte sowohl vorher als auch nachher empfindliche Schwächen aufgewiesen hätten. Die vieldiskutierte Problematik der sowjetisch-deutschen Beziehungen und der Politik Stalins vor dem Überfall beantwortet der Verfasser eindeutig: Stalin wollte den Frieden und glaubte nicht, daß Hitler so töricht sein werde, die Sowjetunion anzugreifen.

Der Kriegsverlauf wird mit seiner Dramatik und unter Anführung vieler Details geschildert, und in vielen Partien bietet das Buch dem Leser eine geradezu fesselnde Lektüre. Die anfänglich schnellen Erfolge der deutschen Wehrmacht, die die UdSSR in eine regelrechte Katastro-

phe stürzten, sieht Overy im Überraschungseffekt, in der unzureichenden Ausrüstung und Aufstellung der Roten Armee sowie in der militärischen Inkompetenz Stalins, der bei Kriegsbeginn auch die oberste militärische Führung an sich riß. Der grausame Vernichtungskrieg, den die Aggressoren gegen die sowjetische Bevölkerung führten, die Tragödie der Menschen in den okkupierten Gebieten, Enttäuschungen über die »Befreier« besonders in den sowjetischen Westgebieten, Kollaboration, insbesondere diejenige der Wlassow-Leute, sowie die widerspruchsvolle Realität des Partisanenkampfes – Themen, die weiterhin im Blickfeld der Forschung stehen – werden ausführlich beschrieben.

Viel Platz ist der Schilderung des Geschehens an den Fronten eingeräumt: der 900 Tage währenden Blockade Leningrads, die durch Hunger, Kälte und Beschuß etwa einer Million Menschen den Tod brachte, den Schlachten von Moskau, Stalingrad und Kursk sowie den verschiedenen Offensiven der Roten Armee 1944/1945 bis zur Schlacht um Berlin. Unter den sowjetischen Heerführern wird G. K. Shukow gebührend gewürdigt. Overy sieht dessen Verdienst nicht nur in seinen strategischen Fähigkeiten, sondern auch in seinem Mut, »sich Stalin gegenüber zu behaupten und der Stimme der militärischen Vernunft Gehör zu verschaffen«. Als Ursachen für das Scheitern des deutschen Vorstoßes gegen Moskau sei weniger der harte Winter zu sehen, der beiden Seiten zu schaffen gemacht habe, »sondern die erstaunliche Erneuerung der personellen Stärke der Sowjets nach den entsetzlichen Verlusten des Sommers und Herbstes«. Stalingrad brachte zwar noch nicht den Sieg, stärkte aber das Selbstvertrauen sowohl der Sowjetunion als auch ihrer Alliierten und »symbolisierte den Wendepunkt des sowjetischen Schicksals«. Besonders wichtig sei der tiefgreifende Wandel in der Kriegführung der Roten Armee gewesen, der mit Stalingrad eingeleitet wurde. Denn Stalin habe jetzt zunehmend den Fachleuten die militärische Führung überlassen, sich freilich letzte Entscheidungen weiter vorbehalten.

Overy führt seine Darstellung über das Jahr 1945 hinaus bis zu Stalins Tod 1953. Denn es geht ihm nicht nur darum, die Bedeutung Stalins, den er als »eine hochgradig krankhafte Persönlichkeit« charakterisiert und der »sich leichter hassen lasse als verstehen«, zu erfassen. Auch will er verdeutlichen, daß der Sieg zwar die Befreiung von den Aggressoren brachte, jedoch nicht von der stalinistischen Diktatur. Weshalb die Sowjetunion letztlich unter dem Verlust von mehr als 25 Millionen Toten, schrecklichen Leiden ihrer Menschen und riesigen materiellen Verwüstungen aus dem Krieg siegreich hervorging, und zwar entgegen den

anfänglichen Erwartungen damaliger Beobachter, ist die zentrale Frage, der Overy in allen Partien des Buches nachspürt. Er sucht dabei den Komplex aller Kräfte und Faktoren herauszuarbeiten, die den Sieg herbeiführten: Patriotismus, Leidensfähigkeit und Durchhaltekraft des Volkes, die Rolle Stalins, der als Symbolfigur wirkte, und die Bedeutung des politischen Systems, das trotz sinnloser und geradezu selbstmörderischer Repressalien in der Lage war, die Verteidigung zu organisieren, das dennoch aber nicht allein die todesmutige Opferbereitschaft der Soldaten und die Leistungen der Menschen im Hinterland erklären könne, und nicht zuletzt die zunehmende Stärke der sowjetischen Rüstung, an der auch die Lieferungen der Alliierten einen beträchtlichen Anteil hatten. Wie Overy urteilt, waren die sowjetischen Kriegsanstrengungen »eine unvergleichliche Leistung, eine welthistorische Tat in einem ganz konkreten Sinne«.

Es ist gut, daß sich der Verlag, zur Herausgabe dieses mit Fotos und Kartenskizzen ausgestatteten Buches entschloß.

## AN DER SCHWELLE ZUM FRIEDEN. DIE KONFERENZ VON JALTA\*

»Angesichts der raschen militärischen Fortschritte, die jetzt erzielt werden, habe ich volles Verständnis dafür, daß es für Sie schwierig ist, zu einer Konferenz mit dem Premierminister und mir zu kommen. Ich hoffe aber, daß Sie eine solche Konferenz im Auge behalten und daß wir sobald als möglich zusammentreffen können. Wir nähern uns einer Zeit, da neue strategische Entscheidungen notwendig sind, und eine solche Begegnung würde mir innenpolitisch ebenfalls von Nutzen sein.«<sup>1</sup>

So schrieb der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt am 28. Juli 1944 an Stalin. Dieser antwortete indes, daß er zwar die Meinung Roosevelts teile, jedoch wegen der angespannten Situation an der Front vorerst für ein solches Treffen keine Zeit fände. Stalin stellte in Rechnung, daß sich seine Verhandlungspositionen zweifellos nur verbessern konnten, wenn der zügige Vormarsch der Roten Armee nach ihrer am 22. Juni 1944 begonnene Offensive im Mittelabschnitt der sowjetisch-deutschen Front anhielt. Dieser Vormarsch griff alsbald über die Grenzen der UdSSR im Osten und Südosten hinaus. Ende August 1944 leitete er die entscheidende Wende auf dem Balkan ein.

Dringlicher aber noch als die Entwicklung auf dem Balkan ließ in den Überlegungen der westlichen Alliierten die polnische Frage ein Treffen mit Stalin notwendig erscheinen. Hatte doch die Rote Armee im Ergebnis ihrer Offensive bereits bis Ende Juli ganz Ostpolen bis zum Narew und zur Weichsel befreit. Alarmierend wirkte auf die Regierungen in London und Washington, daß Stalin, ohne sich mit ihnen zu konsultieren, am 22. Juli die Konstituierung des »Polnischen Komitees der Nationalen Befreiung« in Chelm (später in Lublin) hatte vollziehen lassen. Zugleich bestand jedoch weiter die polnische Exilregierung in London. Stalin hatte es als einen willkommenen Anlaß genutzt, um die Beziehungen der Sowjetunion zu den Londoner Exilpolen am 25. April 1943 abzubauen, als diese wenige Tage zuvor in Moskau um Mitwirkung bei der Aufklärung der Ursachen für die von der deutschen Wehrmacht entdeckten Massengräber polnischer Offiziere bei Katyn ersucht hatten. An-

---

\* Erschienen in »Neues Deutschland«. Berlin vom 28./29. Januar 1995.

1 Briefwechsel Stalins mit Churchill, Attlee, Roosevelt und Truman 1941–1945. Berlin 1961. S. 636.

gesichts der bis zum Herbst 1944 in Polen entstandenen Situation war es vordringlich die polnische Frage, die Winston Churchill veranlaßte, am 9. Oktober 1944 zu Gesprächen mit Stalin nach Moskau zu kommen. Roosevelt war verhindert, an diesen Gesprächen teilzunehmen. Die Tatsache, daß jedoch auch hier eine gemeinsame Antwort auf die Frage nach dem Schicksal Polens nicht gefunden wurde, nicht zuletzt auch wegen der Haltung des ebenfalls nach Moskau gekommenen polnischen Exil-Ministerpräsidenten St. Mikołajczyk, ließ neben anderen Erwägungen jetzt auch Stalin ein Treffen mit seinen westlichen Verbündeten ratsam erscheinen. Schwierigkeiten ergaben sich allerdings noch hinsichtlich der Wahl des Konferenzortes. Schließlich erklärte sich im Dezember 1944 Roosevelt, am 12. Januar 1945 endgültig auch Churchill mit Jalta einverstanden. Aus Sicherheitsgründen erhielt das Treffen auf der Krim den Codenamen »Argonaut«.

Es hatte lange gedauert, bis es zur Antihitlerkoalition der Großmächte gekommen war. Erst nach dem Überfall Nazideutschlands auf die Sowjetunion wurde das Bündnis zwischen der Sowjetunion und Großbritannien geschlossen, dem sich nach dem Überfall Japans auf Pearl Harbour und der Kriegserklärung Hitlers an die USA auch diese anschlossen. Erstmals waren die Regierungschefs der drei Mächte, von denen die Sowjetunion die Hauptlast im Kampf gegen Hitlerdeutschland und dessen Verbündete trug, Ende November 1943 in Teheran zusammengekommen. Damals zeichnete sich zwar bereits eine Wende im Kriegsverlauf ab. Doch war die Zweite Front noch nicht errichtet, und weite Teile Europas unterlagen noch der Okkupation durch die faschistischen Aggressoren. Jetzt, Anfang 1945, hatte sich die Lage gründlich gewandelt. Zumindest für Europa war das nahe Kriegsende bereits abzusehen. Die Rote Armee hatte inzwischen die Oder erreicht, und im Westen waren die Alliierten bis zum Rheingebiet vorgestoßen und hatten den durch die deutsche Ardennenoffensive erlittenen Rückschlag wieder wettgemacht. Die Erfolge der Roten Armee, die jetzt riesige Territorien Ost- und Südosteuropas besetzt hielt, hatten die Positionen Stalins am Vorabend der Konferenz wesentlich gestärkt. Auch war es für ihn günstig, daß er mit de Gaulle, der 1944 nach der Befreiung Frankreichs als Vorläufiger Präsident und Ministerpräsident seine Stellung gefestigt und Frankreichs Platz in der internationalen Politik erneuert hatte, während dessen Besuches in Moskau Anfang Dezember 1944 einen Bündnis- und Beistandspakt abgeschlossen hatte. Schließlich durfte Stalin zufrieden sein, daß er jetzt nicht nur wie im vergangenen Oktober Churchill allein, sondern



auch Roosevelt gegenüber. Denn er konnte annehmen, und die Jalta-Konferenz bestätigte dies, daß Roosevelt, entgegen anderen Kräften in den USA, eine langfristige Zusammenarbeit mit der Sowjetunion anstrebte und eher zu Konzessionen bereit war als Churchill. Auch kamen persönliche Unterschiede zwischen dem amerikanischen Präsidenten und dem britischen Premier hinzu, die Stalin nutzen konnte. »Roosevelt war entschlossen«, so urteilte sein enger Berater Averell Harriman, »unter den Kremelführern, indem er in der Kriegszeit mit Stalin eine enge persönliche Beziehungen herstellte, die Überzeugung zu stärken, daß Rußland, jetzt eine anerkannte Großmacht, dem Westen vertrauen könnte.«<sup>2</sup>

Das als Konferenz von Jalta in die Geschichte eingegangene Treffen der »Großen Drei« fand vom 4. bis 11. Februar 1945 in dem etwa drei Kilometer südwestlich von Jalta gelegenen Liwadia-Palais statt, in dem auch Roosevelt wohnte. Churchill hatte in dem nicht weniger prächtigen Woronzow-Palais in dem benachbarten Alupka, Stalin mit seinem Stab im ehemaligen Palais der Fürsten Jussupow im nahen Dorf Koreis Quartier bezogen. Nach einem einleitenden Gedankenaustausch über die militärische Lage wandten sich die Konferenzpartner Deutschland als erstem Problemkreis zu. Dabei ging es um das Besatzungsregime, die politische Zukunft Deutschlands sowie um die von Deutschland zu leistenden Reparationen. War man sich über die bedingungslose Kapitulation und die Vernichtung des deutschen Militarismus und Nazismus einig, so nahm die Frage der Aufteilung Deutschlands in politisch-territoriale Einheiten, über die man bereits in Teheran grundsätzlich übereingekommen war, indes größeren Raum ein. Roosevelt kam Stalin entgegen, der sich dem Vorschlag Churchills, Preußen von Süddeutschland abzutrennen, nicht anschließen wollte. Indem man sodann beschloß, in dieser Hinsicht Maßnahmen zu ergreifen, die man »für den künftigen Frieden und die Sicherheit als notwendig« erachte, und die Aufteilungsfrage einer Kommission übertrug,<sup>3</sup> hatten sich zumindest Stalin und Roosevelt bereits von den bisherigen Vorstellungen über eine Zerstückelung Deutschlands gelöst. Ebenso wie es für die Westmächte, besonders für die USA, darauf ankam, Deutschland als ökonomisches Potential und Wirtschaftspartner zu erhalten, schien auch Stalin die Existenz eines einheitlichen

2 Zitiert nach Robert Nisbet: Roosevelt and Stalin. Washington 1988. S. 5.

3 Siehe Die Krim (Jalta) Konferenz der höchsten Repräsentanten der drei alliierten Mächte – UdSSR, USA und Großbritannien (4.–11. Februar 1945). Dokumentensammlung. Moskau, Berlin 1986. S. 231.

Deutschlands für eine auf die größere Einflußnahme in Europa ausgerichtete sowjetische Nachkriegspolitik zweckmäßig zu sein. In den Abschlußdokumenten der nachfolgenden Konferenz von Potsdam kam denn auch die Frage der Zerstückelung Deutschlands nicht mehr vor. Mit der Beschlußfassung über die Einrichtung von Besatzungszonen der drei Mächte, zu denen als vierte auch eine französische Zone hinzukommen sollte, stützte man sich auf die Vorschläge, die die im Oktober 1943 gebildete Europäische Beratende Kommission im Herbst 1944 ausgearbeitet hatte. Wenig konkret war die Entscheidung über die Reparationen. Zwar wurde man sich generell einig, daß man im Unterschied zu den Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg auferlegten Reparationen nicht Geld-, sondern Sachleistungen fordern wollte. Doch sollte erst eine in Moskau einzurichtende Reparationskommission der Mächte die Reparationsleistungen, die man vorerst mit 20 Milliarden Dollar bezifferte und von denen die Sowjetunion die Hälfte erhalten sollte, näher bestimmen.

Hart gerungen wurde auf der Konferenz um die polnische Frage, die Churchill rückblickend als »den dringlichsten Grund für die Abhaltung der Jalta-Konferenz« bezeichnete.<sup>4</sup> Indem Stalin noch am 5. Januar entgegen den Wünschen seiner westlichen Konferenzpartner die Polnische Provisorische Regierung anerkannt hatte, wollte er vollendete Tatsachen schaffen. Günstig erwies sich dabei für ihn, daß der neue Ministerpräsident der Exilregierung, Tomasz Arciszewski, einen noch härteren Kurs gegenüber Moskau einschlug, womit er sich jedoch in Gegensatz zu Roosevelt und Churchill brachte. Hinsichtlich der polnischen Grenzen war man sich nun zwar schon in Teheran darüber einig geworden, daß als polnische Ostgrenze die so genannte Curzon-Linie gelten sollte, die etwa den ethnischen Gegebenheiten entsprach. Und auch darüber, daß das neue Polen im Westen bis zur Oder reichen sollte, hatte man dort Übereinkunft erzielt. Dem nunmehr in Liwadia von Stalin vorbrachten Vorschlag, daß die polnische Westgrenze jedoch nicht nur entlang der Oder, sondern auch der westlichen Neiße verlaufen sollte, wollten weder Roosevelt noch Churchill zustimmen. Man kam überein, daß erst eine künftige Friedenskonferenz über die endgültige polnische Westgrenze entscheiden sollte. Jedoch war es nicht das Grenzproblem, sondern die Frage der künftigen politischen Gestaltung Polens, die den Kern der Auseinandersetzungen ausmachte. Stalin mußte schließlich die Forderung

---

4 Zitiert nach ebenda. S. 28.

Roosevelts und Churchills akzeptieren, daß »die gegenwärtig in Polen amtierende Provisorische Regierung auf breiterer demokratischer Basis unter Einbeziehung von demokratischen Persönlichkeiten aus Polen selbst und von Polen aus dem Ausland reorganisiert« und verpflichtet werden sollte, freie und geheime Wahlen abzuhalten.<sup>5</sup> Damit blieben weiterhin wesentliche Fragen der späteren politischen Gestaltung Polens offen.

Große Bedeutung für die Gestaltung der Nachkriegsordnung besaßen die Beschlüsse über die Weltorganisation der Vereinten Nationen (UNO), deren Prinzipien bereits auf der Konferenz von Dumbarton Oaks (August/September 1944) beschlossen worden waren. Stalin erzielte einen Erfolg, indem er in Liwadia das Vetorecht im Sicherheitsrat auch für *ein* Mitglied durchsetzte, das an der entsprechenden Konfliktfrage unmittelbar beteiligt war, während seine Gesprächspartner bisher nur die Stimmenthaltung gelten lassen wollten. Damit sicherte sich Stalin gegen mögliche antisowjetische Frontbildungen in der UNO ab. Auch erklärten sich die westlichen Regierungschefs damit einverstanden, daß neben der UdSSR insgesamt auch die Belorussische und die Ukrainische Sowjetrepublik (Stalin hatte dies zunächst auch für Litauen gefordert) Mitglieder der UNO werden sollten. Die Einberufung der Gründungsversammlung der Weltorganisation wurde für den 25. April 1945 in San Francisco festgelegt. Die mit der Gründung der UNO inhaltlich in Verbindung stehende »Deklaration über das befreite Europa«, die das gemeinsame politische Handeln der drei Großmächte auf den von der Naziherrschaft befreiten Territorien »in Übereinstimmung mit demokratischen Prinzipien« und im Sinne der 1941 unterzeichneten Atlantik-Charta vorsah, sollte freilich in vieler Hinsicht ein abstrakter Wunsch bleiben. War doch die Interpretation des Demokratiebegriffs zwischen Stalin und seinen westlichen Gesprächspartnern sehr verschieden.

Wichtig für den Kriegsverlauf im pazifischen Raum und im Fernen Osten war das am 11. Februar zwischen den Konferenzmächten getroffene Abkommen, nach dem die UdSSR zwei bis drei Monate nach der Kapitulation Deutschlands in den Krieg gegen Japan eingreifen sollte. Bedenkt man, daß der amerikanische Kriegsminister Stimson noch im Juli, d. h. schon nach der Erprobung der Atombombe, annahm, daß man für die Niederwerfung Japans etwa fünf Millionen Soldaten benötigen

---

5 Siehe ebenda. S. 233.

werde, so wird zumindest aus amerikanischer Sicht das Gewicht dieses Abkommens deutlich. Der Sowjetunion ermöglichte dieses Abkommen überdies, sich im Fernen Osten wesentliche Positionen zu sichern, wenn es zugleich auch ihrem dortigen Handlungsspielraum gewisse Grenzen setzte.

An der Schwelle vom Krieg zum Frieden zeichneten die Beschlüsse der Konferenz von Jalta bereits wesentlich die Konturen der Nachkriegsordnung, die sodann auf der Potsdamer Konferenz weiter ausgeprägt wurden. Ungeachtet der unter ihnen vorhandenen Meinungsunterschiede, waren sich doch die »Großen Drei« in dem Bestreben einig, die Aggressoren in Europa wie auch in Ostasien zur bedingungslosen Kapitulation zu zwingen und Verhältnisse zu schaffen, die einen Krieg künftig ausschlossen. Kritiker der Konferenz machten in der Folgezeit Roosevelt und Churchill zum Vorwurf, sie hätten Stalin gegenüber zu nachgiebig gehandelt und die westlichen Interessen nicht hinreichend verteidigt. Ihnen mag man entgegenhalten, was Churchill im Rückblick auf das Treffen von Jalta schrieb: Es ist leicht, nachdem die Deutschen geschlagen sind, die zu verdammen, die ihr Bestes taten, um das russische militärische Bemühen zu stärken und in harmonischer Berührung mit unserem großen Alliierten zu bleiben, der so furchtbar gelitten hatte. Was wäre geschehen, wenn wir uns mit den Russen gestritten hätten, während die Deutschen noch 300 bis 400 Divisionen an den Fronten hatten? Unsere hoffnungsvollen Annahmen sollten sich bald als falsch herausstellen. Dennoch waren sie die zu der Zeit einzig möglichen.<sup>6</sup>

---

6 Siehe Winston Churchill: *Triumph and Tragedy*. Cambridge 1953. S. 402.



# Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. zu Osteuropa-Themen

## Osteuropa in Tradition und Wandel

*Heft 1:* Sichten auf Umbrüche im Osten. Leipzig 1994. 80 S. – *Heft 2:* Zwischen sozialer Transformation und nationaler Identifikation (I). Leipzig 1995. 88 S. – *Heft 3:* Zwischen sozialer Transformation und nationaler Identifikation (II). Leipzig 1996. 128 S. – *Heft 4:* Außenpolitische Wandlungen in Osteuropa. Leipzig 1997. 132 S. – *Heft 5:* Revolution und/oder Modernisierung in Rußland. Chancen – Grenzen – Irrwege. Leipzig 1998. 151 S.

## Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher Hrsg. von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier und Holger Politt

*Band 1(6): Leipzig 1999. 297 S.* [Enthält u. a. Jörg Roesler: Die Osterweiterung der Europäischen Union: Zur Vorgeschichte und zu Problemen des wirtschaftlichen Anschlusses Ostmitteleuropas an den Westen. S. 7–33. – Sarkis Latchinian: Die Osterweiterung der NATO im Interessenwiderstreit der Betroffenen. S. 35–56. – Wolfgang Geier: Zur gegenwärtigen Lage in einigen Ostkirchen. S. 57–88. – Holger Politt: Die polnische Freiheitsauffassung im historischen Rückblick. S. 89–101. – Ernstgert Kalbe: Nochmals zu Nationwerdung oder nationaler Wiedergeburt in Südosteuropa. S. 103–136. – Eckart Mehls: Der 21. August 1968. Persönliche Betrachtungen zur Vorgeschichte, Geschichte und Folgen einer interventionistischen »Hilfsaktion«. S. 137–167. – Dokument I: Zweitausend Worte an die Arbeiter, Bauern, Angestellten, Wissenschaftler, Künstler und an alle. S. 169–176. – Dokument II: Über den Verlauf der Beratungen des Oktober-, Dezember- und Januarplenums des Zentralkomitees der KPTsch. S. 177–209. – Werner Röhr: Verschwiegene Tatsachen. Zum historischen Hintergrund der deutsch-tschechischen Erklärung von 1997. S. 211–246. – Dokumentation: Deutsch-tschechische Erklärung über die gegenseitigen Beziehungen und deren künftige Entwicklung sowie der dazu ergangene Briefwechsel. S. 247–254. – Waltraud Bayer: Kunstsammeln unter Stalin, 1928–1953. S. 255–271. – Olaf Kirchner/Holger Politt: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 273–286.]. – *Band 2(7): Leipzig 2000. 348 S.* [Enthält unter anderem Ernstgert Kalbe: Ein Balkan-Domino. Vom Zerfall Jugoslawiens über die Kosovo-Krise zur NATO-Aggression. S. 7–52. – Sarkis Latchinian: Der kaspische Raum im Fokus der Interessen Rußlands und der NATO. S. 53–88. – Eugen Faude: Zum Stand und zu den weiteren Perspektiven der Reformpolitik in Rußland (Thesen). S. 89–107. – Eckart Mehls: Der »Runde Tisch« in Polen 1989. Seine nationale und internationale Dimension. S. 109–136. – Wolfgang Geier: Zur gegenwärtigen Lage in einigen Ostkir-

chen (Teil II), S. 137–155. – Willi Beitz: Neue Einblicke in die Literaturpolitik und in Biographien russischer Schriftsteller der Stalinzeit. S. 157–178. – Holger Politt: Ungelebte Volksrepublik. Anmerkungen zu einer polnischen Geschichtsdebatte. S. 179–197. – Ernstgert Kalbe/Dietmar Endler: Einleitung zum »Memorandum der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste« (SANU), Belgrad, Herbst 1986. S. 199–207. – Dokument: Memorandum der Serbischen Akademie der Wissenschaften und Künste (Übersetzt aus dem Serbo-Kroatischen von Dietmar Endler). S. 209–272. – Horst Schützler/Sonja Striegnitz: Die gegenwärtige russische Historiographie zur Geschichte Rußlands und der Sowjetunion: methodologische Aspekte, Rahmenbedingungen, ausgewählte Probleme. S. 273–329. – Holger Politt: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 331–336.]. – *Band 3(1): Leipzig 2001*. 362 S. [Enthält u. a. Erhard Hexelschneider: Leipzig – Sachsen – Osteuropa. S. 9–30. – Peter Hoffmann: »Ich blicke über ein Jahrhundert hinaus ...«: Raditschschews Zukunftsvision. S. 31–49. – Erhard Hexelschneider: Michail Bakunin in Sachsen. S. 51–87. – Wolfgang Geier: Iwan Schischmanow (1862 bis 1928): Student in Leipzig – Gelehrter – Politiker. S. 89–98. – Adelheid Latchinian: Leipzig und Armenien. Zu kulturellen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. S. 99–125. – Holger Politt: Messianistisches aus Dresden. S. 127–138. – Hilmar Walter: Der »Aufbruch« Iwan Bogorows aus der ersten bulgarischen Zeitung »Bulgarischer Adler«. S. 139 bis 150. – Dokument: Iwan Bogorow: Aufruf. S. 151–155. – Volker Hölzer: Georg Sacke und sein Literaturbericht von 1934 zur Geschichtsschreibung über Rußland. S. 157–186. – Dokument: Georg Sacke: Geschichte Rußlands in russischer und deutscher historischer Literatur der Nachkriegszeit. S. 187–215. – Ernstgert Kalbe: Zum Bericht des Leipziger US-amerikanischen Konsuls Ralph C. Busser über den Reichstagsbrandprozeß 1933 und zu Dimitroffs »Dnevnik«. Nachtrag zu Georgi Dimitroffs Rolle für den Antifaschismus. S. 217–247. – Dokument: Political Report: The Riddle of the Revolution. Political Aspects of the Reichstag Fire Trial (from Ralph C. Busser). S. 249–283. – Dietmar Endler: Leipzig und die Bulgaren. Kulturhistorische Miniaturen. S. 285–324. – Jürgen Kunze/Herbert Schmidt: Das Deutsch-Russische Zentrum in Leipzig. Die Integration von Aussiedlern aus den Nachfolgestaaten der UdSSR. S. 325–343. – Holger Politt: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropa. S. 345–347.]. – *Band 3/2 (9): Leipzig 2001*. 379 S. [Enthält u. a. Jörg Roesler: Gorbatschows, Jelzins und Putins Reformen. S. 9–35. – Wolfgang Geier: Auf der Suche nach Identität. Der Eurasismus in den zwanziger Jahren. S. 37–51. – Erhard Hexelschneider: Rosa Luxemburg und Wladimir Korolenko über die russische Revolution. S. 53–78. – Eckart Mehls: Der Rigaer Frieden und seine Verlierer: Pilsudski und Lenin. S. 79–103. – Sonja Striegnitz: Die Partei der Sozialrevolutionäre Rußlands und die nationale Frage: programmatische Standortbestimmung. S. 105–127. – Dieter Segert: Grundlagen und Grenzen des Interesses an Demokratie in Osteuropa. S. 129–150. – Volker Hölzer: Georg Sackes erste Haft 1934/1935 und ihre brieflichen Reflexionen. S. 151–169. – Willi Beitz: Ein Zeitdokument mit verborgener Tragik. S. 171–177. – Dokument: Andrej Platonow: Auf der Suche nach der Zukunft (Reise zur Papierfabrik von Kamenka). S. 179–191. – Erwin Lewin: Eine Originalquelle zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der KP Albaniens. S. 193–218. – Dokument: Koço Tashko: Bericht an die Komintern. S. 219–250. – Horst Schützler: Die nationale Problematik in der Sowjetunion – in der postsowjetischen Geschichtsschreibung Rußlands. S. 251–284. – Dietmar Endler: Zwischen Apologie und Kritik. Kiril Christow und Deutschland. S. 285–306. – Hilmar Walter: Dositej Obradović und Johann Christoph Adelung. S. 307–316. – Helmut Meier: Ost- und Südosteuropa in den Mitteleuropa-Plä-

nen von Constantin Frantz. S. 317–327. – Ernstgert Kalbe: Betrachtungen zur Balkan-diplomatie gestern und heute. Zu Walter Markova »Grundzügen der Balkandiplomatie« und Hannes Hofbauers »Balkankrieg«. S. 329–353.]. – *Band 4: Leipzig 2002. 374 S.* [Enthält u. a. Ernstgert Kalbe: Methodologisches und Historisches zu Nationwerdung und nationalen Konflikten in Osteuropa. S. 9–54. – Eckart Mehls: Unterschiedliche Positionen zu Staat und Nation in den Konzeptionen der polnischen und tschechischen nationalen Unabhängigkeitsbewegung. S. 55–61. – Erwin Lewin: Nation als Idee und Religion in Albanien aus historischer Sicht. S. 63–83. – Sonja Striegnitz: »Beträchtliche Meinungsverschiedenheiten«. Zur Debatte über die national-kulturelle Autonomie unter den Narodniki Rußlands (1907/1908). S. 85–94. – Wolfgang Geier: Vergleichende Kulturgeschichte Südost-, Ost- und Ostmitteleuropas. S. 95–127. – Achim Engelberg: Das Erdbeben vor dem Krieg. Eine Reise nach Montenegro. S. 129–136. – Jörg Roesler: Zur Spezifik sozioökonomischer Transformationsprozesse in Osteuropa. S. 137–168. – Jens Becker: Der Balkan — eine Region des Bösen? Der Stabilitätspakt für Südosteuropa als Katalysator für ein tolerantes und multiethnisches Europa. S. 169 bis 178. – Erhard Crome: Wohin geht Osteuropa? Herrschaftsverhältnisse im Kommunismus und ihre Transformation. S. 179–230. – Karl-Heinz Gräfe: Zur Transformation kommunistischer Parteien Osteuropas am Beispiel Polens. S. 231–246. – Holger Politt: Störenfriede. Über den letzten östlichen Intellektuellen in Polen. S. 247–262. – Achim Beinsen: Islamismus und »Muslimanstvo« als Elemente bosnisch-muslimischen Partikularismus. S. 263 bis 304. – Dokument: Alija Izetbegović: The Islamic Declaration. S. 305–351. – Holger Politt: »Brückenland Sachsen. Chancen und Defizite der EU-Osterweiterung«. Bericht über die II. Rosa-Luxemburg-Konferenz (Bautzen, 7./8. Juni 2002). S. 353–357.]. – *Band 5: Leipzig 2003. 297 S.* [Enthält u. a. Eckhart Mehls: Weltrepublik der Sowjets oder sozialistische Staatengemeinschaft? Visionen und Realitäten des »Sozialismus im Weltmaßstab«. S. 11–41. – Ernst Laboor: Rechtsradikalismus und Neonazismus in Rußland. Gennadi Sjuganows These vom »liberalen Faschismus«. S. 43–68. – Hannes Hofbauer: Osterweiterung: Grenzenlose Marktvergrößerung und periphere Integration. S. 69 bis 85. – Borisas Melnikas: Transformationen in den baltischen Ländern. Die nationalen Beziehungen, politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung (mit einem statistischen Anhang von Bernd Reichelt). S. 88–125. – Holger Politt: Polens »Rückkehr nach Europa«. Ein Rückblick als Ausblick. S. 127–145. – Manfred Jähnichen: Die deutsche Spätromantik – ein Beispiel für die deutsch-serbischen Kulturbeziehungen auch in unserer Zeit. S. 147–160. – Eckart Mehls: Einführung in die Maiski-Denkschrift »zum künftigen Frieden und zur Nachkriegsordnung« vom 10. Januar 1944. S. 163–168. – Dokument: Aufzeichnung des Leiters der Kommission des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR zur »Wiedergutmachung der der Sowjetunion durch Hitlerdeutschland und seine Verbündeten zugefügten Schäden« (in Originalsprache). S. 169 bis 202. – Ernstgert Kalbe: Anmerkungen zu Politik und Programm der Kommunistischen Partei der Russischen Föderation. S. 203–229. – Achim Engelberg: Essayistische Impressionen vom Balkan. S. 231–254. – Ernstgert Kalbe: Internationale Konferenzen zur Eröffnung des Büros der Berliner Rosa-Luxemburg-Stiftung am 13./14. Mai 2003 in Moskau. S. 257–270. – Julian Orwicz: In Warschau eröffnete das Regionalbüro der Rosa-Luxemburg-Stiftung für den ostmitteleuropäischen Raum. S. 271–274. – Hannes Hofbauer: Rewriting history in a period of transformation. Contemporary history in the Balkans and its impacts on Europe. S. 275–282.]. – *Band 6 (Aufstieg und Fall des osteuropäischen Staatssozialismus: Ursachen und Wirkungen): Leipzig 2004. 339 S.*



[Enthält u. a. Helmut Bock: Die Russische Revolution: Epochenzäsur, Umweg oder Irrweg der Geschichte. S. 17–62. – Sonja Striegnitz: Ein sozialrevolutionäres Gegenkonzept zum sowjetischen Sozialismus. Wiktor M. Tschernows Buch »Konstruktiver Sozialismus«. S. 63–75. – Uwe-Jens Heuer: Sowjetischer Staatssozialismus oder Entwicklungsdiktatur? Aktuelle Implikationen. S. 77–104. – Horst Schützler: Sie über sich. Ansichten in Rußland über den Zusammenbruch der Sowjetordnung und den Zerfall der UdSSR. S. 105–119. – Ernstgert Kalbe: Volksdemokratie zwischen gesellschaftlicher Alternative und Sowjetmodell. S. 121–164. – Wolfgang Geier: Macht und Geist im Staatssozialismus. S. 165–190. – Eckart Mehls: Zu einigen spezifischen Aspekten des Verhältnisses der polnischen Intelligenz zur »Macht« in der Volksrepublik Polen. S. 191–196. – Michael Brie: Der sowjetische Staatsparteiisozialismus im Lichte der Marxschen Theorie »progressiver Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation«. S. 197–233. – Helga Watzin-Heerdegen: Die Wahlen in Rußland 2003/2004. S. 237–259. – Dokument: Entwurf des Statuts des Informationsbüros Kommunistischer Parteien (Einführung von Ernstgert Kalbe, übersetzt von Olaf Kirchner). S. 261–274. – »Zwecks materieller Unterstützung ausländischer Linksparteien ...«. Dokumentation über die Einrichtung und Tätigkeit eines internationalen Fonds (übersetzt von Sonja Striegnitz). S. 275–283. – Wolfgang Grabowski: Rußland, die EU und der Kaukasus. S. 287–291. – Wolfgang Grabowski: Zur russischen Asienpolitik. S. 293–302. – Ernstgert Kalbe: Abgründe: Die Autobiographie Alexander Jakowlews. S. 303–311. – Ernstgert Kalbe: Gleichschaltung unter Stalin. Die Entwicklung der Parteien im östlichen Europa. S. 313–324.]

## **Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher Hrsg. von Ernstgert Kalbe, Wolfgang Geier und Volker Hölzer**

*Band 7(1): Die Russische Revolution von 1905/07 – Generalprobe für 1917? Leipzig 2005. 283 S.* [Enthält u. a. Sonja Striegnitz: War das die »Generalprobe« für 1917? Die Revolution von 1905/07 in Rußland: Aspekte, neue Sichten. S. 13–36. – Claus Remer: Zu sozialen und nationalen Auseinandersetzungen in der Ukraine vor und während der Revolution 1905/07. S. 37–45. – Sonja Striegnitz: Zur Herausbildung antisemitischer Positionen russischer »Rechter« (Ende des 19. Jahrhunderts bis 1917). S. 47–81. – Jörg Roesler: Das »Manchester des Ostens«. Aufstieg und Fall der Stadt Łódź zwischen industrieller Revolution und postsozialistischer Deindustrialisierung. S. 83–104. – Eckart Mehls: »... dass weder Böhmen vor den Deutschen, noch die Deutschen vor den Böhmen irgend einen Vorzug genießen sollen«. Zu František Palackýs Konzept der Gleichberechtigung der Nationalitäten im österreichischen Kaiserstaat. S. 107–120. – František Palacký: Ausgewählte Dokumente. S. 121–138. – Erwin Lewin: Zu historischen Aspekten der albanischen Nationwerdung im 20. Jahrhundert. S. 139–181. – Hilmar Walter: Gesellschaftlicher Wandel und Sprachentwicklung in Bulgarien (zu einigen soziolinguistischen Zusammenhängen). S. 183–206. – Sonja Striegnitz: Rezension zu Pervaja revoljucija v Rossii: Vzgljad čerez stoletie. S. 209–214. – Claus Remer: Die Sowjetunion aus der Sicht des Thüringer Demokraten Professor Dr. Hermann Anders Krüger. S. 215–224. – Olaf Kirchner: Die »Kominterne« in den Sektionen Ungarn, Tschechoslowakei, Österreich und Deutschland – Versuch eines regionalen Profils. S. 225–268.]. – *Band 7(2): Nachkriegskonzepte für das befreite Osteuropa. Völkerrecht und Historisches, Befreiung*

*oder Vertreibung. Leipzig 2005. 285 S.* [Enthält u. a. Ernstgert Kalbe: Sowjetische und weitere regionale Nachkriegskonzepte für das befreite Osteuropa. S. 17–52. – Jörg Roessler: Die Lösung der Polnischen Frage als Prüfstein für die Realisierbarkeit alliierter Nachkriegskonzeptionen in Osteuropa. S. 53–80. – Eckart Mehls: »Bevölkerungstransfer« als Bestandteil der Nachkriegsregelungen für Osteuropa. Historische Hintergründe, Konzeptionsbildung, Ergebnisse. S. 81–117. – Wolfgang Geier: Ostmittel- und Südosteuropa in der Nachkriegspolitik der Westalliierten von 1943 bis 1948. S. 119–139. – Erwin Lewin: Zur internationalen Position Albanens in der Nachkriegsordnung. S. 141–150. – Dokumente zur demokratischen Nachkriegsordnung in Osteuropa. S. 151–247. – Jörg Kronauer: Ein Netzwerk gegen das Potsdamer Abkommen. S. 251–253. – Julian Bartosz: Polen und Jalta – verzerrte Geschichte. Superpatrioten empören sich über russischen Vorwurf der Unaufrichtigkeit. S. 255–256. – Matthias Eickhoff: Ungarn 1945: Befreiung oder Eroberung? S. 257–261. – 8. Mai 1945. Erklärung der Historischen Kommission beim Parteivorstand der PDS zum 60. Jahrestag der Befreiung nach der Vorlage von Jürgen Hofmann. S. 263–268.].

## Texte zur Literatur

*Heft 4:* »Die Stimme erheben ...« Die russische Literatur in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Leipzig 1997. 128 S.

## Rosa-Luxemburg-Forschungsberichte

*Heft 2:* Rosa Luxemburg: Breslauer Gefängnismanuskripte zur Russischen Revolution. Textkritische Ausgabe. Manuskriptdruck. Leipzig 2001. o. S. – *Heft 3:* Erhard Hexelschneider: Rosa Luxemburg und die Künste. Leipzig 2004. 230 S.

## Texte zur Philosophie

*Heft 3:* Volker Caysa/Udo Tietz: Das Ethos der Ästhetik. Vom romantischen Antikapitalismus zum Marxismus. Der junge Lukács. Leipzig 1997. 80 S. – *Heft 7:* Naturwissenschaftliches Weltbild und Gesellschaftstheorie. Evolution in Natur und Gesellschaft – Gemeinsamkeiten und Gegensätze. Kolloquium am 17. April 1999 in Dresden. Hrsg. von Volker Caysa, Helmut Seidel, Dieter Wittich. Leipzig 1999. 134 S.

## Texte zur politischen Bildung

*Heft 2:* Reimar Gilsenbach/Joachim S. Hohmann: Verfolgte ohne Heimat. Beiträge zur Geschichte der Sinti und Roma. Mit einem Titelfoto von Christiane Eisler und einer Besprechung von Ulrich Heinemann. Leipzig 1992. 51 S. – *Heft 6:* Walter Poeggel: Deutsch-polnische Nachbarschaft. Leipzig 1993. 74 S. – *Heft 7:* Ernstgert Kalbe: Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt. Leipzig 1993. 50 S. – *Heft 11:* Beiträge zur Geschichte des Warschauer Ghettos. Leipzig 1994. 67 S. – *Heft 17:* Walter Poeggel: Der deutsch-tschechoslowakische Nachbarschaftsvertrag als Ausgangspunkt einer neuen Ära in den gegenseitigen Beziehungen. Leipzig 1994. 59 S. – *Heft 20:* Walter Poeggel: Der Völkerbund als zwischenstaatliche Organisation für den Weltfrieden und die Haltung Deutschlands. Zum 75. Jahrestag der Gründung des Völkerbundes. Leipzig 1995. 66 S. – *Heft 21:* Sarkis Latchinian: »Maastricht — eine Fehlkonstruktion für Europa«. Studie zur geplanten europäischen Währungsunion. Leipzig 1996. 79 S. – *Heft 25:* Polen und Deutsche — eine schwierige Nachbarschaft? Leipzig 1997. 80 S. – *Heft 26:* Erhard John: Im Heute ist das Gestern lebendig (Zu historisch bedingten kulturell-geistigen Elementen nationaler Konfliktpotentiale in Ost- und Südosteuropa). Leipzig 1998. 84 S.

## Rohrbacher Manuskripte

*Heft 2:* Beiträge zur Methodologie der Wissenschaften. Leipzig 1996. 112 S.

## Diskurs

### Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus

*Heft 1:* Fanal und Traum. Beiträge zu Geschichte und Wirkung der russischen Revolution von 1917. Leipzig 1997. 52 S. – *Heft 4:* Linkes Denken im 20. Jahrhundert. Eine Auswahl (I). Leipzig 1999. 66 S. – *Heft 5:* Linkes Denken im 20. Jahrhundert. Eine Auswahl (II). Leipzig 2000. 122 S. – *Heft 8:* Ernstgert Kalbe: Streit um Georgi Dimitroff. Zum Erscheinen der Tagebücher Georgi Dimitroffs. Leipzig 2001. 48 S. – *Heft 11:* Linkes Denken im 20. Jahrhundert. Eine Auswahl (IV). Leipzig 2002. 83 S. – *Heft 12:* Helmut Bock: Die fatale Alternative. Von Krieg und Frieden. Leipzig 2002. 105 S. – *Heft 17:* Unabgegoldenes im Kommunismus. Der Funken Hoffnung im Vergangenen. Hrsg. von Klaus Kinner. 3. korrigierte Aufl. Leipzig 2005. 113 S.

## Monographien

Rußland und Europa. Historische und kulturelle Aspekte eines Jahrhundertproblems. Hrsg. von Michael Wegner, Claus Remer sowie Erhard Hexelschneider. Leipzig 1995. 325 S.

Rußland im Umbruch. Modernisierungsversuche in der neueren und neuesten russischen Geschichte. Hrsg. von Michael Wegner, Erhard Hexelschneider und Claus Remer. Leipzig 1997. 364 S.

Ryszard Nazarewicz: Die Vernichtung der KP Polens im Lichte der Akten des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Leipzig 1998. 53 S.

Die Russische Revolution 1917 und die Linke auf dem Weg in das 21. Jahrhundert. Kolloquium aus Anlaß des 80. Jahrestages der Russischen Revolution am 8. November 1997. Hrsg. von Willi Beitz, Ernstgert Kalbe, Klaus Kinner und Roland Opitz. Leipzig 1998. 152 S.

Fünf Jahre in Speziallagern des NKWD und das Leben danach. Ein Lebensbericht von Wolfgang Kretzschmar. Leipzig 1998. 174 S.

Ernstgert Kalbe: Von der Kosovo-Krise zur NATO-Aggression auf dem Balkan. Leipzig 1999. 52 S. (Flugschrift der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen).

Moskau 1938. Szenarien des Großen Terrors. Hrsg. von Klaus Kinner in Verbindung mit Willi Beitz. Leipzig 1999. 196 S.

Von Dostojewski bis Kundera. Beiträge zum europäischen Roman und zur Romantheorie. Hrsg. von Willi Beitz unter Mitwirkung von Christiane Chulz und Silke Waber. Leipzig 1999. 239 S.

Sarkis Latchinian: Der kaspische Raum im Brennpunkt strategischer Interessen Rußlands und der USA. Leipzig 1999. 64 S. (Flugschrift der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen).

Ist sozialistische Marktwirtschaft möglich? Pro und Kontra. Beiträge des Kolloquiums in Leipzig am 21. April 2001. Hrsg. von Eva Müller, Horst Richter, Joachim Tesch. Leipzig 2001. 148 S.

Rosa Luxemburg. Historische und aktuelle Dimensionen ihres theoretischen Werkes. Hrsg. von Klaus Kinner und Helmut Seidel. Berlin 2002. 335 S. (Reihe Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus. Band III).

Achim Beinsen: Die bosnischen Muslime im Zerfallsprozeß Jugoslawiens. Dispositive »ethnischer« und »ethnonationaler« Differenzierung. Leipzig 2002. 315 S. (Reihe Hochschulschriften. Band 2).

Ralf Schröder (1927–2001). Das schwierige Leben eines bedeutenden Slawisten. Bd. 1: Erinnerungen. Beiträge zu seinem Werk. Bibliographie. Leipzig 2003. 115 S.

Winfried Schröder: Vom Reifen der Alternativen. Ralf Schröders Lesarten der russischen und sowjetischen Literatur. Dokumente und Texte. Bd. 2. Leipzig 2003. 223 S.

Wege zur Weltanschauung. Ehrenkolloquium für Dieter Aner anlässlich seines 70. Geburtstages 2. September 2003 Leipzig. Leipzig 2004. 46 S.

Kriege zur Neuordnung der Welt. Imperialismus und Krieg nach dem Ende des Kalten Krieges (Protokoll des Kolloquiums der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. zum Thema »Kriege im 21. Jahrhundert« am 11. Oktober 2003 in Dresden). Globale Analysen. Bd. 2. Hrsg. von Ernst Weit, Wolfgang Scheler. Berlin 2004. 306 S.

Ralf Schröder – zu Leben und Werk. Briefe aus Bautzen II, Debatten über Bulgakow, Ehrenburg, Aitmatow, Trifonow, Tendrakow. Bd. 3. Hrsg. von Willi Beitz und Winfried Schröder. Leipzig 2005. 322 S.

## Weitere Veröffentlichungen der Gesellschaft für Kultursoziologie e. V. zu Osteuropa-Themen

### »Kultursoziologie. Ambitionen. Aspekte. Analysen«

*1. Jahrgang: Heft 4. Leipzig 1992. 104 S.* [Enthält u. a. Ernstgert Kalbe: Osteuropa in Tradition und Wandel. S. 74–79. – Polina Giaourowa: Sommerkolloquia zur Konfliktspezifik in Osteuropa. S. 89–93.] – *2. Jahrgang: Heft 1. Leipzig 1993. 160 S.* [Enthält unter anderem Wolfgang Geier: Vergleichende Forschungen zur Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas. S. 4–22. – Anton Sterbling: Die Vorzüge modernisierungstheoretischer Analysezugänge in der Untersuchung des Strukturwandels ost- und südosteuropäischer Gesellschaften. S. 23–33. – Ernstgert Kalbe: Südosteuropa als kulturhistorische Region. S. 34–52. – Lutz-Dieter Behrendt: Osteuropa als kulturhistorische Region. S. 53–64. – Katrin Mattusch: Demokratisierung im Baltikum? S. 65 bis 77. – Roland Girtler: Die Landler in Siebenbürgen und ihre Abwanderung. S. 78–87. – Bálint Balla: Postkommunismus. S. 110–126. – Karlheinz Mack: Ost- und Südosteuropaforschung in Österreich. S. 126–133. – Ewa Bojenko-Izdebska/Erhard Cziomer: Tradition und Stand der Soziologie und Politologie in Polen nach dem Zweiten Weltkrieg. S. 133–143. – Polina Giaourowa: Leipziger Gesprächskreis Osteuropa: Gründung einer wissenschaftlichen Fachsektion. S. 143–146. – Polina Giaourowa: Rezension zu Klaus-Detlev Grothusen (Hrsg.): Südosteuropa-Handbuch. Bd. 1–VI. Göttingen 1975ff. S. 152 bis 155. – Lutz-Dieter Behrendt: Rezension zu Manfred Hellmann/Gottfried Schramm/Klaus Zernack (Hrsg.): Handbuch der Geschichte Rußlands. Bd. 1–3. Stuttgart 1981ff.] – *Heft 3. Leipzig 1993. 128 S.* [Enthält u. a. Polina Giaourowa: Leipziger Gesprächskreis Osteuropa. S. 126–127.] – *Heft 4. Leipzig 1993. 112 S.* [Enthält u. a. Alenka Barberkerson: Was ist »slowenisch« an der slowenischen Rockmusik? S. 61–66. – Hans-Rainer Baum/Polina Giaourowa: Leipziger Gesprächskreis Osteuropa. S. 105–111.] – *3. Jahrgang: Heft 1. Leipzig 1994. 79 S.* [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Soziologische Ansätze zur vergleichenden Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas. Disziplinäre und methodologische Aspekte. S. 5–19. – Ernstgert Kalbe: Methodologische Überlegungen zur Untersuchung von Nationwerdung in Südosteuropa. S. 20–42. – Karlheinz Mack: Nationalismus — Nationalitäten — Minderheiten. Strukturelle Ursachen und Wirkungen für die politischen Prozesse in den Reformstaaten. S. 43–59. – Lutz-Dieter Behrendt: Das Problem der Rußlanddeutschen in sowjetischer und postsowjetischer Zeit. S. 60–75. – Hans-Rainer Baum/Polina Giaourowa: Kolloquia der Sektion Osteuropaforschung. S. 76–79.] – *Heft 2. Leipzig 1994. 79 S.* [Enthält u. a. Brigitte Lindert: Zur Situation von Frauen in Sankt Petersburg unter den Bedingungen der Marktwirtschaft. S. 53–62.] – *Heft 5. Leipzig 1994. 76 S.* [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Zwischen Leidensweg, Wirren und Aufruhr. Notizen zur geistigen Situation im heutigen Rußland. S. 38–59. – Britta Böhme: Sozialwissenschaften im neuen Osteuropa. Institutionen und Forschungsprojekte 1992/1993. S. 67–73.] – *Heft 6. Leipzig 1994. 72 S.*

[Enthält u. a. Michail Videnov: Über einige aktuelle Fragen der Sprachsituation im heutigen Bulgarien. S. 5–19. – Olaf Kirchner: Die Neugruppierung der politischen Kräfte in Rußland. S. 21–39. – Ernstgert Kalbe: Leipzigs Rolle in den deutsch-bulgarischen Beziehungen. S. 40–66. – Lutz-Dieter Behrendt: Kolloquia der Fachsektion Osteuropaforschung. S. 67–70.]

»Kulturosoziologie«. Sonderband 1994: Zu einer Soziologie des Postkommunismus. Kritik, Theorie, Methodologie. Hrsg. von Bálint Balla und Wolfgang Geier. Münster und Hamburg 1994. 190 S.

**»Kulturosoziologie. Aspekte. Analysen. Argumente«.**  
**Wissenschaftliche Halbjahreshefte.**  
**Hrsg. von Wolfgang Geier und Ernstgert Kalbe**

*4. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1995. 217 S.* [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Indikatoren zur Analyse der Umbrüche im Osten Europas. S. 5–28. – Britta Böhme: Studien zur Sozial- und Kulturgeschichte der Ukraine. Konzeption eines Forschungsprojekts. S. 61–112.] – *Heft 2. Berlin 1995. 219 S.* [Enthält u. a. Roland Girtler: Ein Begräbnis in Siebenbürgen — Wandel der Rituale. S. 64–75. – Polina Giaourowa: Die Intelligenzija — »Krisenmanager« in Umbruchzeiten? Eine Untersuchung zur Rolle der bulgarischen Intelligenzija seit 1989. S. 129–144. – Anke Heynoldt: Die deutsche »Polenbegeisterung« 1830 bis 1832. S. 145–173. – Olaf Kirchner: Kolloquia des Arbeitskreises Osteuropa. S. 198 bis 203.] – *5. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1996. 228 S.* [Enthält u. a. Willi Beitz: Über den Umgang russischer Schriftsteller mit Machtverhältnissen als Ausdruck generationenspezifischer kultureller Prägungen – von Michail Bulgakow bis Wladimir Makanin. S. 7–33. – Walter Hildebrandt: Identität durch Konfiguration. Wege zwischen Anarchismus und Diktatur. S. 34–78. – Annegret Haase: Zur Fluchtsituation in den ehemals sozialistischen Ländern Südosteuropas. S. 132–173. – Olaf Kirchner: Kolloquia des Leipziger Gesprächskreises Osteuropaforschung. S. 211–221.] – *Heft 2. Berlin 1996. 187 S.* [Enthält u. a. Thilo Kunze: Wegmarken und Wegzeichen der russischen Aufklärung. S. 63–112.] – *6. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1997. 206 S.* [Enthält u. a. Karl-Heinz Gräfe: Das Ostjudentum. Historische und aktuelle Aspekte. S. 73–98. – Ernstgert Kalbe: Osteuropa – ein Jahrtausendthema. Zu Veröffentlichungen in den neuen Bundesländern (I). S. 155–178.] – *Heft 2. Berlin 1997. 225 S.* [Enthält u. a. Erhard Hexelschneider: Leipzigs Beziehungen zur russischen Kultur und Wissenschaft im 19. Jahrhundert. S. 118–147. – Ernstgert Kalbe: Osteuropa — ein Jahrtausendthema. Zu Veröffentlichungen in den neuen Bundesländern (II). S. 148–177.] – *7. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1998. 216 S.* [Enthält u. a. Anke Heynoldt: Die Bedeutung des Sarmatismus für das Nationalbewußtsein und die Kultur des polnischen Adels zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. S. 6–57. – Ernstgert Kalbe: Nationsverständnis und Nationwerdung in Bulgarien. S. 58–98. – Lutz-Dieter Behrendt: Die Zöglinge des Instituts der Roten Professur (1921–1938). Soziologisches Porträt einer einflußreichen Abteilung der sowjetischen Partei-Intelligenz. S. 99–119. – Christian Gracza: Die Kommunalka. Ein sowjetischer Soziotyp. S. 120–130. – Andrzej

Sakson: Regionale Identität heutiger Bewohner des ehemaligen Ostpreußen. Versuch eines soziologischen Vergleichs. S. 131–149. – Holger Politt: Ein mißratener Sprung? Andrzej Walickis Buch über Freiheit und Marxismus. S. 150–159. – Hilmar Walter: Ein aufschlußreiches Kapitel zum Thema »Kulturnation«. Bemerkungen zu einer deutschsprachigen »Geschichte der bulgarischen Schriftsprache«. S. 160–176.]. – 7. Jahrgang: Heft 2. Berlin 1998. 244 S. [Enthält u. a. Annegret Haase: Kleine Minderheiten mit großen Problemen? Zur gegenwärtigen Lage der ukrainischen Bevölkerung im südöstlichen Polen. S. 126–145. – Hilmar Walter: Ein aufschlußreiches Kapitel zum Thema »Kulturnation«. Bemerkungen zu einer deutschsprachigen »Geschichte der bulgarischen Schriftsprache«. S. 182–194.]. – 8. Jahrgang: Heft 1. Berlin 1999. 195 S. [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Tausend Jahre Polen in der europäischen Geschichte. S. 7–28. – Anke Heynoldt: Die polnische Kulturgeschichtsschreibung und das Problem Sarmatismus. S. 29 bis 68. – Holger Politt: 1918 — Polens Abschied vom 19. Jahrhundert. S. 69–88. – Annegret Haase: Koexistenz zwischen Versöhnung und Austausch, Abgrenzung und Konflikt. Polnisch-ukrainische Beziehungen in Südostpolen vor dem Hintergrund der Demokratisierung und geopolitischen Neuordnung in Ostmitteleuropa. S. 89–154. – Viorel Roman: Imperium & Limes '99. S. 155–171. – Besprechungen. S. 173–191.]. – 8. Jahrgang: Heft 2. Berlin 1999. 218 S. [Enthält u. a. Sylvia Meierewert: Tschechische Kulturstandards aus der Sicht österreichischer Manager. S. 149–172.]. – 9. Jahrgang: Heft 1. Berlin 2000. 194 S. [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Tausend Jahre Ungarn in der europäischen Geschichte. Anmerkungen zu einem Millennium und zu einer Publikation. S. 9 bis 44. – Erhard Crome: Der »Gulasch-Kommunismus« als sozio-kulturelles Gefüge. S. 45 bis 55. – Sylvia Meyerewert/Katalin Topcu: Kulturstandards im österreichischen Zentral- und Osteuropa-Management: Österreich und Ungarn. S. 57–69. – Christian Gracza: Rückblick eines Einsichtigen. Der ungarische Pavillon auf der 51. Frankfurter Buchmesse 1999. S. 71–78. – Annegret Haase: Brücke zwischen Ost und West oder neuer »Limes des Westens«? Strukturen, Kontakte und Interessen an der polnischen Ostgrenze als zukünftiger Außengrenze der Europäischen Union. S. 79–112. – Bálint Balla: Die Zeit aus knappheitssoziologischer Sicht — allgemein und im Sowjetsystem. S. 113–131. – Besprechungen. S. 151–191.]. – 9. Jahrgang: Heft 2. Berlin 2000. 194 S. [Enthält u. a. Lucia Nicolau: Die Transsilvanische Schule (Școala Ardeleană) im europäischen Kontext. S. 43 bis 56. – Willi Beitz: Ost und West, Revolution und Evolution, Raum und Zeit bei Andrej Platonow. S. 83–110. – Besprechungen. S. 161–180.]. – 10. Jahrgang: Heft 1. Berlin 2001. 225 S. [Enthält u. a. Anne Schnirch: Rußlandberichte aus drei Jahrhunderten. Herberstein, Olearius und Weber im Vergleich. S. 9–72. – Eckart Mehls: Kleine Staaten — Große Mächte. Zur Entwicklung von Vorstellungen T. G. Masaryks zur tschechoslowakischen Eigenstaatlichkeit im Schwerefeld der Mächte in Ostmitteleuropa. S. 73–94. Holger Politt: Schwarze Vision trotz gewonnener Schlacht gegen den »Bolschewismus«. Florian Znanieckis Sorge um den Bestand der abendländischen Zivilisation. S. 95–114. Andreas Wust: Grenzen und Grenzregionen im östlichen Europa. Aktuelle Fragen der Forschung. S. 115–138. – Sylvia Meyerewert/Claudia Feichtinger/Josef Langer: Österreichs Wirtschaftsbeziehungen zu Slowenien. Begegnungen mit einer anderen Kultur? S. 139–162. – Erhard Crome: Der »Gentry«-Faktor. S. 163–176. – Hannes Hofbauer: Transformationsprozesse in Osteuropa. Eine sozio-ökonomische Bilanz. S. 177 bis 194. – Besprechungen. S. 195–223.]. – 10. Jahrgang: Heft 2. Berlin 2001. 240 S. [Enthält u. a. Wolfgang Geier: Auf der Suche nach der russischen Identität: Der Eurasismus zwischen 1920 und 1935. Kulturhistorische und kulturosoziologische Befunde. S. 97



bis 118. Lutz-Dieter Behrendt: Institute der Roten Professur und sowjetische Nationalitätenpolitik. Zu den Chancen nichtrussischer Kader zwischen 1921 und 1938. Einige kulturosoziologische Gesichtspunkte. S. 119–156. – Helmut Steiner: Privatization and the Emergence of New Business Elites in Russia. S. 157–202. – Ernstgert Kalbe: Anmerkungen zu »Social Studies on Eastern Europe«. Bd. 1: Rußland — wohin? Rußland aus der Sicht russischer Soziologen. S. 203–220.]. – *11. Jahrgang: Heft 2. Berlin 2002. 248 S.* [Enthält u. a. Christian E. Gracza: Das magyarische Christentum unter Großfürst Géza (Géza) und König Stephan (István) I. zwischen Byzanz und Rom. S. 27–108. – Friedbert Ficker: Bartholomäus Kopitar, Franz von Miklošić, Vuk Karadžić und die Berliner Akademie. S. 175–184.]. – *12. Jahrgang: Heft 1. Berlin 2003. 188 S.* [Enthält u. a. Ernstgert Kalbe: Historische Streiflichter aus Montenegro, dem Land der Schwarzen Berge, serbischen Crna Gora, venezianischen Montagna Negro. S. 107–124. – Besprechungen. S. 172–186.]. – *12. Jahrgang: Heft 2. Berlin 2003. 170 S.* [Enthält u. a. Julia Schatte: Die Russische Orthodoxe Kirche und andere Konfessionen in der Rußländischen Föderation. S. 99–117.]. – *13. Jahrgang: Heft 1. Berlin 2004. 187 S.* [Enthält u. a. Roland Opitz: Dostoevskijs Wirkung im deutschen Sprachraum. S. 71–88. – Julia Schatte: Ein Höhepunkt der Deutsch-Russischen Kulturbegegnungen 2003/2004: Die Rußländische Föderation als Gastland der Frankfurter Buchmesse. S. 89–103. – Ernstgert Kalbe: Sowjetische Osteuropa-Politik 1944 – (1948) – 1953 in Dokumenten russischer Archive. S. 131–156. – Besprechungen. S. 157–174.]. – *13. Jahrgang: Heft 2. Berlin 2004. 204 S.* [Enthält u. a. Julia Schatte: Pressefreiheit contra »Putinisierung«. Zum Wandel der politischen Kultur in der Rußländischen Föderation. S. 91–110. – Besprechungen. S. 174 bis 194.]. – *14. Jahrgang: Heft 1. Berlin 2005. 188 S.* [Enthält u. a. Sylvia Meierewert/Christian Erten/Robert Balazic: Der Einfluß von managementrelevanten Kulturstandards auf die internationale Projektarbeit am Beispiel von Slowenien und Österreich. S. 21–39. – Julia Schatte: Die Illusion von Freiheit – Rußlands Rückzug von der Demokratie. S. 105–124. – Besprechungen. S. 150–178].

Wolfgang Geier: Zeitbrüche im Osten. Ansätze vergleichender sozial- und kulturwissenschaftlicher Forschungen. Wiesbaden 1995. VII, 271 S.

Wolfgang Geier: Rußland und Europa. Skizzen zu einem schwierigen Verhältnis. Wiesbaden 1996. IX, 208 S.

Wolfgang Geier: Bulgarien zwischen West und Ost vom 7. bis 20. Jahrhundert. Sozial- und kulturhistorisch bedeutsame Epochen, Ereignisse und Gestalten. Wiesbaden 2001. X, 276 S.

Wolfgang Geier: Russische Kulturgeschichte in diplomatischen Reiseberichten aus vier Jahrhunderten: Sigmund von Herberstein, Adam Olearius, Friedrich Christian Weber, August von Haxthausen. Wiesbaden 2004. X, 208 S.

Wolfgang Geier: Südosteuropa-Wahrnehmungen. Reiseberichte, Studien und biographische Skizzen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Wiesbaden 2006. XVIII, 266 S.



## Zu den Autoren dieses Bandes

*Prof. Dr. phil. habil. Wolfgang Geier* (geb. 1937); studierte Philosophie, Soziologie und Kulturgeschichte in Jena und Leipzig. Nach Promotion (1974) und Habilitation (1980) war er bis 1981 in der jugend- und kultursoziologischen Forschung tätig, danach bis Anfang 2001 Hochschullehrer am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. Seit Oktober 2000 ist Geier Gastprofessor an der Universität Klagenfurt (Österreich). Seine Lehr- und Forschungsgebiete sind Vergleichende Sozial- und Kulturgeschichte Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas, Geschichte der Kulturauffassungen und Kulturwissenschaften (Propädeutik) sowie Religionen, Konfessionen und Kirchen in der Kulturgeschichte des östlichen Europas. Geier ist Begründer und Präsident der »Gesellschaft für Kultursoziologie« e. V. Leipzig, verantwortlicher Herausgeber der wissenschaftlichen Hefte (seit 1992) und wissenschaftlichen Halbjahresbände (seit 1995) von »Kultursoziologie. Aspekte – Analysen – Argumente« und Mitherausgeber von »Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher« (seit 1994 Hefte, seit 1999 Jahrbücher). Im letzten Jahrzehnt veröffentlichte er u. a. »Zur Soziologie des Postkommunismus« (1994), »Geschichte und Kultur Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas« (in »Wieser-Enzyklopädie des Europäischen Ostens«, 1999); »Zeitbrüche im Osten« (1995), »Rußland und Europa« (1996), »Bulgarien zwischen Ost und West« (2001) und »Russische Kulturgeschichte in diplomatischen Reiseberichten aus vier Jahrhunderten« (2004). Geier ist Mitglied des Vorstandes der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V., Leipzig.

*Dr. phil. Volker Hölzer* (geb. 1941); studierte von 1963 bis 1967 am Pädagogischen Institut in Leipzig Pädagogik, Deutsch und Geschichte. Anschließend arbeitete er als Lehrer in der Volksbildung, danach in der Erwachsenenqualifizierung und politischen Bildung. 1978 legte er in Berlin das Diplom für Gesellschaftswissenschaften ab. Im Rahmen einer Aspirantur promovierte er 1982 an der Karl-Marx-Universität Leipzig zu einem spezifischen Problem der Beziehungsgeschichte zwischen der UdSSR und der DDR. An der Leningrader Universität absolvierte er 1980 ein geschichtswissenschaftliches Zusatzstudium. Als Lehrbeauftragter lehrte er zur Geschichte der UdSSR. Hölzer wirkte an einer Dokumentensammlung als Lehrmaterial zur Geschichte des sozialistischen Weltsystems mit. Im Rahmen des Bundes der Antifaschisten Leipzig e. V., dessen Vorstandsmitglied er ist, und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. veröffentlichte er mehrere Arbeiten über den antifaschistischen Osteuropahistoriker Georg Sacke, darunter eine umfassende Biographie »Georg und Rosemarie Sacke. Zwei Leipziger Intellektuelle und Antifaschisten« (2004). Zur Zeit beschäftigt er sich mit der Geschichte der deutschen Historiographie über Osteuropa. Volker Hölzer ist seit 2005 Mitglied des Herausgeberkollektivs dieses Jahrbuches.

*Prof. Dr. sc. phil. Ernstgert Kalbe* (geb. 1931); Mitglied der Leibniz-Sozietät zu Berlin. 1951–1955 Studium der Geschichte und Bulgaristik an der Leipziger Universität, spezialisierte sich auf ost- und südosteuropäische Geschichte und absolvierte längere Studien-

aufenthalte in Leningrad, Kiew, Sofia und Zagreb. Promotion 1960 zur internationalen Protestbewegung gegen den Reichstagsbrandprozeß 1933, Habilitation 1971 über Widerstand und Revolution 1941–1944/1945 in Südosteuropa; 1969 zum Hochschuldozenten und 1972 zum Ordentlichen Professor für Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung berufen. Als Assistent, Oberassistent und beauftragter Dozent für südosteuropäische Geschichte am Institut für Geschichte der volksdemokratischen Länder Europas an der Philosophischen Fakultät tätig (1955–1968), danach Hochschullehrer am Franz-Mehring-Institut (1969–1974) der Karl-Marx-Universität Leipzig. Lehrstuhlinhaber und Wissenschaftsbereichsleiter für Geschichte der UdSSR und der sozialistischen Länder Europas an der Sektion Geschichte der Leipziger Universität (1974 bis zur Abwicklung 1990/1991). Mitherausgeber der »Jahrbücher für Geschichte der UdSSR und der sozialistischen Länder Europas« (1959–1990). Mitglied des Nationalkomitees der DDR für Balkanistik (1965–1990), das der »Association Internationale d'Etudes Sud-Est-Europeen« angehörte. 1992 initiierte er die Gründung einer Sektion Osteuropaforschung bei der Leipziger Gesellschaft für Kultursoziologie e. V., die zugleich der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. angehört. Kalbe legte zahlreiche Monographien bzw. monographische Studien vor, u. a. »Bulgariens Volk im Widerstand 1941–1944. Eine Dokumentation über den bewaffneten Kampf gegen den Faschismus« (1962), »Freiheit für Dimitroff. Der internationale Kampf gegen die provokatorische Reichstagsbrandstiftung und den Leipziger Prozeß« (1963), »Antifaschistischer Widerstand und volksdemokratische Revolution in Südosteuropa« (1974), »Geschichte der sozialistischen Gemeinschaft« (1981), »Methodologische Fragen der historischen Analyse des sozialistischen Revolutionszyklus« (1988), »Aktuelles und Historisches zum jugoslawischen Konflikt« (1993), »Nationwerdung oder nationale Wiedergeburt in Südosteuropa« (in »Das lange 19. Jahrhundert. Abhandlungen der Leibniz-Sozietät«, 1999), »Die Zerstörung Jugoslawiens. Vom Zerfall der südslawischen Föderation zum NATO-Krieg« (in »Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät« 44(2001)1), »Streit um Georgi Dimitroff. Zum Erscheinen der Tagebücher Georgi Dimitroffs« (in »Diskurs« (2001)8), »Sowjetische Osteuropa-Politik 1944–1953 in Dokumenten russischer Archive« (in »Kultursoziologie«, (2004)1). Kalbe ist Mitherausgeber von »Kultursoziologie. Aspekte – Analysen – Argumente« (1995ff.) und verantwortlicher Herausgeber von »Osteuropa in Tradition und Wandel. Leipziger Jahrbücher« (1994ff.).

*Prof. Dr. sc. phil. Eckart Mehls* (geb. 1935); studierte von 1953 bis 1959 Geschichte und Slawistik an der Humboldt-Universität zu Berlin und war danach bis 1961 als Lehrer an der Erweiterten Oberschule Wolgast tätig. 1961 bis 1979 arbeitete er in der Universitätsleitung der Humboldt-Universität, seit 1969 als Direktor für internationale Beziehungen. Nach planmäßiger Aspirantur von 1979 bis 1982 und Promotion zum Dr. sc. phil. wurde er 1983 zum Dozenten für Geschichte des sozialistischen Weltsystems und 1986 zum a. o. Professor für osteuropäische Geschichte an der Humboldt-Universität berufen. Im Zuge der »Abwicklung« der DDR-Geschichtswissenschaft wurde er 1993 »betriebsbedingt« aus der Humboldt-Universität entlassen. Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit war die Geschichte Polens und der Beziehungen zwischen DDR und der Volksrepublik Polen. 1990 gehörte er zu den Gründern der Gesellschaft für gute Nachbarschaft zu Polen und war bis 1992 deren Vizepräsident. Außer zahlreichen Veröffentlichungen zur Geschichte der UdSSR, Polens und der Tschechoslowakei legte er 1998 das autobiographische Buch »Unzumutbar. Ein Leben in der DDR« vor.

*Prof. Dr. sc. Horst Schützler* (geb. 1935); studierte von 1954 bis 1958 Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 1956 spezialisierte er sich auf das Fachgebiet Geschichte der UdSSR. Von 1958 bis Ende 1992 war er an der Fachrichtung bzw. Sektion Geschichte bzw. am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität in Lehre, Forschung und Wissenschaftsorganisation als Oberassistent, ab 1971 als Dozent (1963 Promotion A, 1978 Promotion B) und ab 1981 als ordentlicher Professor sowie 1979–1990 als Leiter des Bereichs Geschichte der UdSSR und des sozialistischen Weltsystems tätig und forschte insbesondere zur Geschichte Rußlands, der Sowjetunion, Osteuropas und der deutsch-russischen/sowjetischen Beziehungen. Darüber hinaus arbeitete er in verschiedenen wissenschaftlichen Gremien sowie ehrenamtlich in gesellschaftlichen Funktionen, so von 1980 bis 1990 als Vorsitzender der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft der Humboldt-Universität. Schützler ist Autor, Mitautor bzw. Mitherausgeber zahlreicher Publikationen, u. a. »Deutsch-sowjetische Freundschaft. Ein historischer Abriss von 1917 bis zur Gegenwart« (Berlin 1975), »Geschichte der UdSSR. Von den Anfängen bis zur Gegenwart« (Berlin 1976), »Kurze Geschichte der Sowjetunion 1917–1983« (Berlin 1985, zusammen mit Günter Rosenfeld), »Die ersten Dekrete der Sowjetmacht. Eine Auswahl von Erlassen und Beschlüssen: 25. Oktober 1917 bis 10. Juli 1918« (Berlin 1987, zusammen mit Sonja Striegnitz), »Schauplatz Baltikum. Szenarium einer Okkupation und Angliederung. Dokumente 1939/1940« (Berlin 1991, zusammen mit Michael Rosenbusch und Sonja Striegnitz), »Aufstieg und Zerfall einer Weltmacht. Die Sowjetunion von 1917 bis 1991« (Bamberg 1994, zusammen mit Martin Hoffmann und Florian Osburg), »Die Russische Revolution 1917. Wegweiser oder Sackgasse?« (Berlin 1997, zusammen mit Wladislaw Hedeler und Sonja Striegnitz).

*Dr. sc. phil. PD Sonja Striegnitz* (geb. 1936); studierte von 1956 bis 1961 Geschichte und Slawistik an der Humboldt-Universität zu Berlin; 1961–1963 Studienaufenthalt an der Staatlichen Universität Leningrad. Ab 1963 und bis 1996 war sie an der Humboldt-Universität zu Berlin in Lehre und Forschung zur Geschichte Rußlands/der Sowjetunion tätig (1970 Promotion, 1986 Habilitation), seit 1989 als a. o. Dozentin und seit 1994 als Privatdozentin für Osteuropäische Geschichte. Ihre wissenschaftliche Arbeit u. a. zu Problemen des Bürgerkriegs, zur Geschichte der Partei der Sozialrevolutionäre Rußlands und über die Wolgadeutschen ist in vielen Veröffentlichungen dokumentiert, darunter »Deutsche Internationalisten in Sowjetrußland 1917–1918. Proletarische Solidarität im Kampf um die Sowjetmacht« (Berlin 1979) und »Wolgadeutsche. Geschichte und Gegenwart« (Berlin 1992, zusammen mit Michael Schippan). Striegnitz ist Mitherausgeberin zahlreicher Dokumentenveröffentlichungen, u. a. der ersten Dekrete der Sowjetmacht, Dokumente zur Angliederung der baltischen Staaten an die UdSSR 1939/1940, über deutsche Kriegsgefangene in Sowjetrußland 1917–1920 und zur Russischen Revolution 1917.

*Prof. Dr. sc. phil. Willi Beitz* (geb. 1930); studierte Slawistik und Germanistik an der Universität Greifswald. Promotion 1957, Habilitation 1964, jeweils mit Arbeiten zu modernen russischen Literatur. Während seiner Tätigkeit als Direktor des Instituts für Slawistik der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg (1962–1969) wurde er 1965 zum Dozenten, 1966 zum Professor für Geschichte der russischen und sowjetischen Literatur berufen. 1969 erfolgte seine Berufung an die Leipziger Universität, wo er ab 1970 Forschungsdirektor und von 1974 bis 1976 Direktor der Sektion Kulturwissenschaften und Germanistik war. Bis 1992 war er am Fachbereich Slawische Literaturen

tätig. Von 1986 bis 1990 hatte er die Funktion des Vizepräsidenten der Internationalen Assoziation der Lehrkräfte für russische Sprache und Literatur (MAPRJaL) und Vorsitzenden des zugeordneten Nationalkomitees der DDR inne. Beitz beteiligte sich federführend an Literaturgeschichten zu Literaturen der UdSSR (u. a. Mitherausgeber von Geschichte der russischen Sowjetliteratur. 2 Bde. Berlin 1973 und 1975. – Einführung in die multinationale Sowjetliteratur. Leipzig 1983). Zu seinen vielen Veröffentlichungen, die auf internationale Anerkennung stießen, zählt u. a. »Vom ›Tauwetter‹ zur Perestrojka. Russische Literatur zwischen den fünfziger und neunziger Jahren« (Bern u. a. 1994, Herausgeber).

*Dr. phil. habil. Adelheid Latchinian* (geb. 1938); studierte von 1955 bis 1960 Slavistik und Germanistik in Leipzig und Sofia (1957–1958). Sie war von 1960 bis 1998 mit kleineren Unterbrechungen an der Universität Leipzig tätig, zuerst im russischen Sprachunterricht und ab 1966 zusätzlich als Aspirantin und zuletzt als Dozentin in Lehre und Forschung zur russischen Literaturgeschichte. 1970 promovierte sie mit einer Arbeit zur Typologie der zeitgenössischen sowjetischen Erzählung, 1985 folgte die Habilitation mit einer Arbeit über die Schaffensevolution Tschingis Aitmatows. Sie publizierte Forschungsergebnisse zur neueren russischen Literatur in Zeitschriften, Sammelbänden und Hochschullehrbüchern, seit den 1970er Jahren verstärkt auch zur armenischen Literatur. Als Gast der Armenischen Akademie der Wissenschaften beteiligte sie sich mit einem Beitrag am Weltkongreß der Armenologen in Jerewan und stellte ihre Ergebnisse in Vorträgen einer breiteren dortigen Öffentlichkeit vor. Mit »Sehnsucht ohne Ende« (NoRa-Verlag Berlin) legte sie 2005 als Herausgeberin, Teilübersetzerin und Nachwortautorin erstmals für deutschsprachige Leser eine Anthologie armenischer Erzählungen des 20. Jahrhunderts vor.

*Prof. Dr. sc. Sarkis Latchinian* (geb. 1930); stammt aus der armenischen Diaspora im Libanon. Von 1954 bis 1959 studierte er Politische Ökonomie in Sofia. Er promovierte 1962 mit einer Dissertation zum arabischen Erdöl und habilitierte 1971 zum amerikanischen Kapital in Westeuropa, jeweils an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1962 zum Oberassistenten ernannt, wurde er 1972 zum Hochschuldozenten und 1975 zum Ordentlichen Professor für Politische Ökonomie des Kapitalismus an der Alma mater lipsiensis berufen und leitete diesen Wissenschaftsbereich von 1978 bis zur Abwicklung des Lehrstuhls 1990. Zu seinem Lehr- und Forschungsgebiet gehörten u. a. neuere Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung Westeuropas, der USA und Japans sowie der Entwicklungsländer. Als Gastprofessor wirkte er u. a. an den Universitäten Leningrad, Kiew, Sofia, Addis Abeba, Lyon und Konstanz. Als Mitglied des »Research Committee for European Unification« (London) seit 1982 nahm er an den Weltkongressen der Politologen in Paris (1985) und Washington (1988) teil. Latchinian ist Mitautor und -herausgeber zahlreicher Monographien, darunter »Karl Marx ›Das Kapital‹, Erbe und Verpflichtung« (Leipzig 1967), »Kapitalistische Ausbeutung heute« (Berlin 1977), »Lehrbuch Politische Ökonomie des Kapitalismus und Sozialismus« (Berlin 1974), »Mehrwert heute« (Berlin 1981, Tokio 1988), »70 Jahre Lenins Werk ›Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus‹« (Leipzig 1987), »Nouvelles technologies et enjeux sociaux« (Lyon 1986). Jüngste Arbeiten beschäftigen sich mit der westeuropäischen Integration (»Maastricht« – Hoffnung für Europa« und »Maastricht« – eine Fehlkonstruktion für Europa«, Leipzig 1994 bzw. 1996) und der Konfliktforschung, die er auch auf Foren zur

Diskussion stellte, u. a. zur Karabach-Problematik (Leipzig 1996), zur NATO-Osterweiterung (Leipzig 1999), zum »Dritten Weg« (Berlin 2000), zum Kaspischen Raum (Leipzig 2000), zum palästinensisch-israelischen Konflikt (Leipzig 2002) und zum Irak-Krieg (2003).

*Prof. Dr. habil. Dr. h. c. Horst Richter* (geb. 1931); studierte nach Abschluß der ABF (mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung) Maschinenbau an der TH Dresden, anschließend von 1951 bis 1956 Wirtschaftswissenschaften an der Lomonosow-Universität Moskau (Abschluß als Diplomökonom). Von August 1956 bis 1991 war er an der Karl-Marx-Universität Leipzig als Assistent, Oberassistent, Dozent und ordentlicher Professor tätig. 1961 promovierte er über den Revisionismus in der Politischen Ökonomie, 1967 habilitierte er über Aufwandsermittlung und Preisbildung für industrielle Konsumgüter. 1976–1991 war er Direktor des Franz-Mehring-Instituts an der Leipziger Universität; 1988 Ehrenpromotion an der Hochschule für Ökonomie »Bruno Leuschner« in Berlin-Karlshorst. Richter publizierte über Ware, Wert, Preis und Ware-Geld-Beziehungen in der Volkswirtschaft der DDR, über Stellung und Funktion der Betriebe und Kombinate innerhalb des Volkseigentums, sowie über Geschichte der Politischen Ökonomie. Er war Herausgeber und Autor des Lehrbuches »Politische Ökonomie des Kapitalismus/Sozialismus«, Übersetzer von Lehrbüchern und Monographien sowjetischer Ökonomen.

*Prof. Dr. Jörg Roesler* (geb. 1940); Wirtschaftshistoriker aus Berlin; 1964–1974 Lehramt zur deutschen Wirtschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität, ab 1974 Leiter der Forschungsgruppe »Wirtschaftsgeschichte der sozialistischen Länder« an der Akademie der Wissenschaften der DDR, 1978–1989 Vorlesungen zur Geschichte der Planung und Leitung der Volkswirtschaft in sozialistischen Ländern an der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst. Nach Abwicklung der Akademie-Institute arbeitete er ab 1992 zur DDR-Wirtschaftsgeschichte am Forschungsschwerpunkt »Zeithistorische Studien« in Potsdam. 1992 und 1994/1995 Gastprofessor an kanadischen Universitäten. An der Universität Toronto hielt er Vorlesungen zur deutschen Geschichte nach 1945 und zur Geschichte der ostmittel- und südosteuropäischen Länder seit 1944/1945. In zahlreichen Publikationen hat sich Roesler vor allem zur Wirtschaftsentwicklung seit Ende des Zweiten Weltkrieges in der DDR und den anderen RGW-Ländern geäußert. Seine Buchpublikationen behandeln die Wirtschaftsgeschichte der DDR, u. a. »Zwischen Plan und Markt. Die Wirtschaftsreform 1963–1970 in der DDR« (Berlin 1990). Er ist Mitglied der Association of Comparative Economic Studies (USA), der European Association of Comparative Economic Studies und der Leibniz-Sozietät zu Berlin.

*Prof. Dr. sc. oec. Gerd Neumann* (geb. 1937); studierte 1956 bis 1961 am Deutschen Institut für Berufsbildung Berlin und an der Humboldt-Universität zu Berlin Ökonomie und Berufspädagogik, sowie 1963 bis 1965 Geschichte an der Humboldt-Universität. Ab 1965 arbeitete er als Assistent am Institut für Wirtschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität, wo er 1970 zum Dr. oec. promovierte. Ab 1971 arbeitete er am Institut für Wirtschaftsgeschichte der Hochschule für Ökonomie Berlin. Sein Forschungsschwerpunkt waren die internationalen Wirtschaftsbeziehungen in Osteuropa. 1977 promovierte er zum Dr. sc. oec. und wurde 1978 zum Hochschuldozenten berufen. Neumann publizierte Artikel und Bücher zur Wirtschaftsgeschichte Deutschlands und zur Wirt-



schaftsentwicklung Osteuropas. 1988 zum Ordentlichen Professor für Wirtschaftsge-  
schichte berufen, wurde er dann Direktor des Instituts, Mitglied des Wissenschaftlichen  
Senats, des Fakultätsrates (Sozialwissenschaften), des Konzils und des Ehrenrates der  
Hochschule für Ökonomie. 1990 endete sein Wirken an dieser Einrichtung, da die Hoch-  
schule geschlossen und der gesamte Lehrkörper entlassen wurde. In den 1990er Jahren  
publizierte er als freier Wissenschaftler, erarbeitete im Auftrag des Bezirks Pankow eine  
Konzeption für die Wirtschaftsentwicklung des Berliner Nordens und war von 1997 bis  
2005 Vorsitzender des Gewerbevereins Französisch Buchholz.

*Prof. Dr. habil. oec. Eva Müller, geborene Bobek* (geb. 1928); ihre Eltern waren Antifa-  
schisten: Der Vater, Dr. Felix Bobek, wurde von den Nazis ermordet; die Mutter, Dr.  
Gertrud Bobek, emigrierte mit den Töchtern 1935 in die Sowjetunion. Eva Müller absol-  
vierte die Zehnklassenschule in russischer Sprache in der Sowjetunion und studierte  
1947–1951 in Leipzig Wirtschaftswissenschaften. Sie war bis zu ihrer Emeritierung 1988  
als Assistentin, Oberassistentin, Dozentin und Professorin für Politische Ökonomie und  
Volkswirtschaftslehre tätig. Müller publizierte im Verlag Die Wirtschaft (Berlin) »Zur  
materiellen Lage der Industriearbeiter Westdeutschlands« (1957), als Mitautorin »Volkswirtschaftlicher Reproduktionsprozeß und dynamische Modelle« (1973), »Der Nationalreichtum« (1987), sowie im VSA-Verlag (Hamburg) »Marxsche Reproduktionstheorie. Kritik der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung« (2005). Verheiratet mit Prof. Dr. habil. oec. Gerhard Müller († 2004), vier Kinder. Eva Müller ist bis heute aktiv in der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Leipzig tätig.

*Dr. phil. Olaf Kirchner* (geb. 1963); studierte von 1982 bis 1987 an der Lomonossow-  
Universität Moskau politische Wissenschaften. Sein Spezialgebiet war die Geschichte der  
Politiktheorie. Ende 1990 promovierte er in Moskau zu geschichtsphilosophischen Fra-  
gen der wirtschaftlichen Entwicklung der ehemaligen Sowjetunion. Er veröffentlichte  
Arbeiten zu den Parteiensystemen in den GUS-Staaten – u. a. die Monographie »Soziale  
Bewegungen und politische Parteien in der ehemaligen Sowjetunion 1895–1990« (Leip-  
zig 1993) – zur osteuropäischen und sowjetischen Geschichte sowie zur Verflechtung  
wirtschaftlicher und politischer Transformation in Rußland. Seit 1996 ist Kirchner selb-  
ständiger Unternehmer. 1999 bis 2003 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am In-  
stitut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover (im Rahmen eines Projektes  
der VW-Stiftung), 2004/2005 und 2006 mit einem Lehrauftrag zur Geschichte der So-  
wjetunion bis zum Zweiten Weltkrieg am Historischen Seminar derselben Universität  
tätig.

*Prof. Dr. sc. phil. Erhard Hexelschneider* (geb. 1934), lebt in Leipzig. Studien der Slawis-  
tik 1953–1958 an den Universitäten Greifswald und Leningrad. Forschung und Lehre  
am Slawischen Institut (1958–1969) und am Institut für Internationale Studien (1969  
bis 1979) der Universität Leipzig. 1980–1990 Direktor des Herder-Instituts in Leipzig;  
1991 aus dem akademischen Dienst entlassen. Promotion 1963 über die Rezeption der  
russischen Volksdichtung bis Mitte des 19. Jahrhunderts; Promotion B über Probleme der  
internationalen Kulturbeziehungen (1973). Arbeiten zur russischen Literatur und den  
deutsch-russischen Beziehungen in der Volksdichtung und Literatur des 18. und 19. Jahr-  
hunderts sowie zu den internationalen Kulturbeziehungen. Nach 1990 wurden die säch-  
sisch-russischen Kulturbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert sowie die Analyse der

Rußlandbeziehungen des F. A. Brockhaus-Verlages zu den wichtigsten Themen seiner Forschungs- und Vortragstätigkeit. Er ist seitdem Mitherausgeber der Sammelbände »Rußland und Europa« (1995), »Rußland im Umbruch« (1997), »Weimar und der Osten« (2000, im Druck) und »Auf ehrliche und anständige Gegnerschaft ...«. Ferdinand Lassalle und der F. A. Brockhaus-Verlag in Briefen und Kommentaren (2000). Er verfaßte das Taschenbuch »Ein Schatz in der Tabakdose. Impressionen russischer Künstler über Dresden« (1998) und die Monographie »Kulturelle Begegnungen zwischen Sachsen und Russland. 1790–1849« (2000).

*Prof. Dr. phil. habil. Lutz-Dieter Behrendt* (geb. 1941); studierte von 1959 bis 1963 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Slavistik, Geschichte und Pädagogik und war danach Lehrer für Geschichte und Russisch an der Oberschule Klein Wanzleben/Börde. 1970/1971 absolvierte er ein Zusatzstudium an der Lomonossow-Universität Moskau zur allgemeinen und osteuropäischen Geschichte. Es folgten mehrere langfristige Studienaufenthalte in der Sowjetunion und Rußland, zuletzt 1995 und 1996. 1964 bis 1993 war er an der Leipziger Universität tätig, dort 1969 Promotion zur Politik der SPD gegenüber der Sowjetunion in den Jahren 1945 bis 1968. 1977 Habilitation in Leipzig mit einer Arbeit zu den internationalen Beziehungen der sowjetischen Historiker 1917 bis 1936. 1977 wurde er zum Dozenten, 1986 zum a. o. Professor für Geschichte der UdSSR berufen. Nach der Abwicklung seines Wissenschaftsgebietes arbeitete er 1992 bis 1994 in der Sektion Osteuropaforschung der Gesellschaft für Kulturosoziologie e. V. Leipzig mit. 1995/1996 war Behrendt wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Tübingen (im Rahmen eines von der VW-Stiftung geförderten Projektes). Gegenwärtig ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter des Stadtarchivs Deggendorf. Er legte zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der sowjetischen Geschichtswissenschaft, zur russischen und sowjetischen Geschichte seit 1900, zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen, zur sowjetischen Nationalitätenpolitik, zum Institut der Roten Professur in Moskau, sowie zur Geschichte Niederbayerns, Deggendorfs und der Donau vor.

*Prof. Dr. phil. habil. Bernd Koenitz* (geb. 1938); studierte 1956 bis 1959 in Leipzig und von 1959 bis 1961 in Prag Slavistik mit Hauptfach Bohemistik; Diplomarbeit zum Thema »Altsorbische Namen von Wasserläufen« (tschechisch), Promotionschrift in Leipzig zum Thema »Voraussetzungen und theoretische Probleme der Beschreibung der Wortfolge der tschechischen Sprache der Gegenwart im Rahmen der generativen Grammatik«, eingereicht 1976 zur Promotion A, verteidigt zur Promotion B im Jahre 1977. Von 1962 bis 1992 Lehr-, Forschungs- und Leitungstätigkeit an der Leipziger Universität, zunächst als Assistent, wissenschaftlicher Sekretär des Sektionsdirektors, Oberassistent, ab 1978 Hochschuldozent für tschechische und slowakische Sprache, 1981 Berufung zum Ordentlichen Professor für marxistisch-leninistische Sprachtheorie, bis 1989 an der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft, 1982–1986 als deren Direktor. 1989 war er an der Vorbereitung der Gründung der Sektion Informatik der Leipziger Universität und seit 1989 an ihrer Leitung beteiligt; baute u. a. den Wissenschaftsbereich Automatische Sprachverarbeitung (ASV) auf. Koenitz lehrte und forschte auf den Gebieten tschechische Sprach- und Übersetzungswissenschaft, tschechisch-deutschen synchroner Sprachvergleich und Grammatiktheorie. 1989 bis 1991 Ausarbeitung des Studiengangs Informatik, dazu 1990 bis 1992 Einführungslehveranstaltungen. Studienaufenthalte u. a. in Prag, Kiew, Kent/Ohio und Japan. Im Fernstudium

1993 grammatiktheoretisches Spezialseminar für Studenten der Computerlinguistik an der Universität Koblenz-Landau. Nach seinem Ausscheiden aus der Leipziger Universität als »für den Freistaat Sachsen unzumutbar« ab 1995 auf Honorarbasis im Unterricht Deutsch als Fremdsprache für Zuwanderer tätig; beteiligt an einer landeskundlichen Buchpublikation über Polen (1997).

*Dozent Dr. phil. Dietmar Endler* (geb. 1936); studierte von 1954 bis 1959 Bulgaristik/Slawistik an der Kliment-Ochridski-Universität in Sofia. 1966 promovierte er über das Erzählwerk des bulgarischen Schriftstellers Ivan Vazov. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Slawischen Institut bzw. an der Sektion Kulturwissenschaften und Germanistik, später Germanistik und Literaturwissenschaft, wo er von 1976 bis 1992 als Dozent wirkte, hielt er für Slawistik- und Sprachmittlerstudenten Vorlesungen und Seminare zur Geschichte der südslawischen Literaturen und Kulturen (Bulgarisch und Serbokroatisch). Er publizierte zur Geschichte der bulgarischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts sowie zu den deutsch-südslawischen Literatur- und Kulturbeziehungen. Gemeinsam mit Hilmar Walter gab er ein »Bulgarisch-Deutsches Wörterbuch« (Leipzig 1980, vier weitere Auflagen) heraus, das 1994 als Lizenzausgabe des Langenscheidt Verlages auch in Sofia erschien.

*Dr. phil. Uwe Büttner* (geb. 1954); studierte 1976 bis 1980 in Leipzig Diplom-Sprachmittler für Russisch/Bulgarisch, 1978/1979 Auslandsteilstudium in Sofia. 1984 in Leipzig Promotion zum Dr. phil. mit einer Dissertation zum Thema »Zur Wiedergabe deutscher Passivkonstruktionen im Bulgarischen«. Seit 1980 Lehr- und Forschungstätigkeit an der Leipziger Universität (wissenschaftlicher Mitarbeiter für Südslawistik, Schwerpunkte Bulgaristik und Slowenistik). 1986 bis 1988 Gastlektor an der St.-Kyrill-und-Method-Universität Veliko Tärnovo (Bulgarien). Im Rahmen eines Sokrates-Austauschprogramms hält er Gastvorträge in der Fachausbildung »Angewandte Linguistik« an der Neuen Bulgarischen Universität in Sofia. 2003–2006 wirkte er am internationalen Lingua-2-Projekt »Bulgarisch für Ausländer« (multimediales Lehrbuch) mit. Büttner publizierte zum deutsch-bulgarischen Sprachvergleich und zur Übersetzungswissenschaft, u. a. zwei Handbücher (zusammen mit Ludmila Ivanova) »Uvod v teorijata i praktika na perevoda« und »Techniki na perevoda« (beide 1989). Er arbeitete am »Handbuch der Südosteuropa-Linguistik« (1999) mit und trägt die redaktionelle Verantwortung für die Reihe »Euro-linguistische Arbeiten«.

*Prof. Dr. sc. phil. Erwin Lewin* (geb. 1936); studierte von 1956 bis 1961 Geschichte und Albanologie in Leipzig und Tirana, spezialisierte sich auf albanische und südosteuropäische Geschichte, danach auf Geschichte der Komintern. 1965 promovierte er zur albanischen Unabhängigkeitsbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg, 1986 Habilitation über die Bündnispolitik der Komintern gegenüber der Bauernschaft 1919–1928. Bis 1969 war Lewin an der Universität Leipzig tätig, danach bis zur Abwicklung 1992 am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, resp. am Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung. 1987 wurde er zum Professor für Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung berufen. Zu seinen zahlreichen Veröffentlichungen – Aufsätze, Studienbände und Dokumenteneditionen – gehören unter anderen »Studien zur Geschichte der Kommunistischen Internationale« (1974), »Illustrierte Geschichte der Kommunistischen Internationale 1919–1943« (1984), »In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des

stalinistischen Terrors in der UdSSR« (1991), »Protokoll der Brüssler Konferenz der KPD 1935« (1997, 2 Bde.), dasselbe auch als CD-ROM (2000). In den letzten Jahren als freier Wissenschaftler, Übersetzer und Dolmetscher für albanische Sprache tätig.

*Doz. Dr. habil. phil. Dieter Nehring* (geb. 1951); studierte von 1972 bis 1976 Slawistik in der Fachrichtung Sprachmittler für Russisch/Serbokroatisch in Berlin und Belgrad. 1976–1978 beendete er ein postgraduales Studium der Albanologie und Slawistik an der Universität zu Kosova. Er spezialisierte sich 1982–1983 in der Balkanologie an der Akademie der Wissenschaften der DDR und 1987–1988 im Fach Albanologie in Tirana. 1984 promovierte er zur Wortbildung von Adjektivkomposita des Albanischen, 1999 habilitierte er auf dem Gebiet Slawistik und Albanologie (Sprachwissenschaft) zur Neubegründung von Standardsprachen 1850 bis 1918 am Beispiel Bosnien-Herzegowina und Albanien. 1991 wurde er als Dolmetscher für die Berliner Gerichte und Notare allgemein beeidigt und war bis 1999 als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent, ab 2000 als Privatdozent an der Humboldt-Universität zu Berlin in der slawistischen und albanologischen Ausbildung von Studenten tätig. Im Jahre 2002 trat er eine Dozentur für slawistische Sprachwissenschaft mit Spezialisierung auf das südslawische Areal an der Karls-Universität Prag an. Wichtige Publikationen sind insbesondere Gesamtdarstellungen des Albanischen und Čakavischen (2003), der Sprache in Bosnien unter Österreich-Ungarn (2005) sowie Studien zur historischen und gegenwärtigen albanischen und kroato-serbischen Sprachwissenschaft, Sprachenpolitik und Standardisierung. Übersetzungen von Poesie und Prosa wurden 1988 und 2000 veröffentlicht.

*Prof. Dr. phil. habil., Dr. h. c. Günter Rosenfeld* (geb. 1926); studierte von 1948 bis 1952 an der Humboldt-Universität zu Berlin Geschichte und Slawistik. Nach der wissenschaftlichen Aspirantur promovierte er 1956 bei Eduard Winter. Danach war er bis 1959 als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR tätig, sodann mit der Wahrnehmung einer Dozentur am Institut für Geschichte der Humboldt-Universität beauftragt. Nach seiner Habilitation (1965) war er ab 1966 mit gleichzeitiger Ernennung zum Professor mit Lehrauftrag (ab 1971 Ordentlicher Professor) Leiter dieses Instituts bis 1979. In der Forschung konzentrierte er sich auf die Geschichte der deutsch-sowjetischen Beziehungen 1917–1933, worüber er zwei Bände im Akademie Verlag Berlin publizierte (1960 und 1984). Als Leiter des Autorenkollektivs gab er 1976 das Hochschullehrbuch für die Geschichte der UdSSR heraus. Er hielt mehrfach Gastvorlesungen an der Lomonossow-Universität Moskau, zu deren Ehrendoktor er 1984 ernannt wurde. Nach der Emeritierung 1991 veröffentlichte er mehrere Arbeiten über die Problematik der Geschichte der sowjetischen Außenpolitik und der deutsch-sowjetischen Beziehungen in den Jahren 1933 bis 1941 sowie zahlreiche Rezensionen in Zeitschriften und Zeitungen. Im Jahre 1999 erschienen beim Steiner Verlag Stuttgart die von ihm bearbeiteten und herausgegebenen Erinnerungen des letzten Hetmans der Ukraine »Pawlo Skoropads'kyj. Erinnerungen 1917 bis 1918« in deutscher Übersetzung.